Die

Opposition.

Herausgegeben

von

K. Heinzen.

2540.

Mannheim, 1846.

Verlag von Heinrich Hoff.

Vorbemerkung.

Besondere Umstände haben das Erscheinen dieser Schrift, welche schon gegen das Ende des vorigen Jahrs in den Händen des Publikums sein sollte, ungemein verzögert. Ich hoffe aber, daß man die Anwendbarkeit dessen, was auf die Zeiterscheinungen berechnet war, auch jetzt nicht vermissen werde.

K. Heinzen.

Inhalt.

	Seite
I. Briefe eines „Atheisten" an einen „Frommen." Von K. Heinzen	1
(Fugenstopfer 1.) Ein Ganzer an einen „Gemäßigten"	32
II. Gegen die Kommunisten. Von K. Heinzen	42
(Fugenstopfer 2.) Ein Mensch an einen teutschen Professor	89
III. Der teutsche Kommunismus. Von A. Ruge	96
(Fugenstopfer 3.) Ein Gefangner an einen Richter	122
IV. Fragmente über politischen Mystizismus. Von einem Unbekannten	129
(Fugenstopfer 4.) Ein Protestant an einen Politiker	145
V. P. J. Proudhon's Philosophie der Gesellschaft. Von H. B. Oppenheim	148
(Fugenstopfer 5.) Ein teutscher Bürger an einen türkischen Volksdelegirten	180
VI. Die gegenwärtige teutsche Bewegung. Eine Rettung der Religion. Von A. Ruge	182
(Fugenstopfer 6.) Ein Diplomat an einen andern	223
VII. Die Teutschen in Rußland. (Mittheilungen eines Teutschen aus Petersburg)	226
(Fugenstopfer 7.) Ein Teutscher in der Schweiz an seine Landsleute	238
VIII. Einige Anmerkungen zur Gegenwart. Von K. Rauwerk	251
(Fugenstopfer 8.) Ein Bürger an einen *schen Minister	260
IX. Einiges über die teutsche Tagespresse. Von K. Heinzen	267

Feuilleton.

Von unten auf! Gedicht von F. Freiligrath	289
Zwei Gedichte von G. Herwegh	291
Ueber den „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin von Wilhelm Schulz" an die Frau Befreierin und den Herrn Befreiten von A. Ruge	283

Seite

Orla. Dramatische Dichtung. Zürich und Winterthur. Literarisches Comptoir. 1844. Von Don Juan Philosopho . . 303

Memoiren der Schwester Friedrichs „des Großen," Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Baireuth. Von K. H. . 312

Ueber den unnatürlichen, verdienstlosen Zustand in der Schweiz und die Mittel, denselben zu verbessern. In zwei Abschnitten, von Joh. Märter. Zürich und Winterthur, Literar. Compt. 1843. Von K. Rauwerk 320

Ueber Anton Vilnay's Adalay, ein Gemälde aus Kaukasiens Gegenwart. Von A. R. 322

Ueber „Die Seherin." Ein dramatisches Gedicht von Emil Mecklenburg. Von A. R. 324

Ueber Ruge's Zwei Jahre in Paris. Von K. H. 328

Notizen.

Teutscher Servilismus 331

Der König von Preußen und der Dr. Schwetschke . . . 336

Schriftstellerleiden 336

Rabbi Moses und Moritz Heß. Von Ruge 341

Einladung an emigrirte teutsche Schriftsteller. Von K. H. . 343

Persönliches. Von K. H. 345

Nachtrag zu dem Artikel über die teutsche Tagespresse. Von K. Heinzen 348

Erziehungs- und Pensionsanstalt von K. Fröbel in Zürich . 352

I.

Briefe eines „Atheisten“ an einen „Frommen“.

Von

K. Heinzen.

Ein „Atheist“ an einen „Frommen“.

Wenn Sie sich Ihren „Gott“ wirklich so denken, wie Sie ihn darzustellen suchen, so frage ich Sie, wer ihn mehr beleidige, ich, der ich ihn leugne, oder Sie, der Sie ihn gegen mich in Schutz nehmen? Was ist das für ein „Gott“, der geschützt werden muß von seinem Geschöpf, das ohnmächtig und demüthig vor ihm auf den Knieen liegt? Was ist das für ein Gott, den man soll gefährden können, indem man ihn leugnet? Was ist das für ein Gott, den man soll erzürnen können, wenn man als sein Geschöpf zu verblendet ist, um ihn zu erkennen? Was ist das für ein Gott, dessen Existenz man dadurch beweisen will, daß man diejenigen verfolgt, welche an diese Existenz nicht glauben? Was ist das für ein Gott, dem die Polizei zu Hülfe kommen muß, um ihn zu retten? Mein Herr, Sie lügen, wenn Sie sagen, daß Sie an einen Gott glauben, denn wer an ihn gläubt, muß sich ihn auch vorstellen, und wer sich ihn vorstellt, der muß sich eine würdigere Vorstellung von einem Gott machen, als daß er ihn des Polizeischutzes für bedürftig erklären sollte. Wie wollen Sie mir zumuthen, an einen Gott zu glauben, den Sie nur als einen Inbegriff des Hasses und zugleich der Ohnmacht darstellen? Sie können Ihrem Gott kein größeres Armuthszeugniß geben, als indem Sie ihm noch weniger zutrauen, als sich selbst, denn Sie darf ich leugnen, ohne daß Sie für Ihre Existenz fürchten,

oder mich verfolgen; leugne ich aber Ihren Gott, so halten Sie ihn für gefährdet und verfolgen mich. Ich muß also annehmen, daß nicht Sie das Geschöpf Ihres Gottes sind, sondern daß Ihr Gott Ihr Geschöpf ist. Sie legen sich Ihren Glauben an Gott gleichsam als ein Amt bei und eben so amtlich behandeln Sie den Unglauben an Gott. Der und der ist ein Atheist, sagen Sie, so wie man von Einem sagt: er ist ein Schinder. Ihr Amt soll besser und einflußreicher sein, als mein Amt, darauf kommt es mit Ihrem ganzen Glauben hinaus, nicht darauf, daß Ihr Glaube vernünftiger und richtiger sei, als mein Unglaube.

Wollen Sie mir wehren es auszusprechen, daß ich nicht an einen Gott glauben kann? Wollen Sie Ihrem Gott zu Ehren mich zum Lügner an demselben machen? Wollen Sie behaupten, daß man aus Rücksicht auf Ihren Gott nicht denken dürfe, wie man seiner Natur nach muß, und nicht sagen dürfe, wie man denkt? Sind Sie der Zensor Ihres Gottes? Denken Sie, was Sie können, und glauben Sie, was Sie wollen, und sagen Sie, was Sie glauben; aber erlauben Sie mir das Nämliche, sonst müssen Sie zugeben, daß ich ohne Beistand eines „Gottes" toleranter und „göttlicher" verfahre, als Sie an der Hand und im Namen Ihres „Gottes" thun. Mögen Sie aber intolerant sein und wehren was Sie wollen: so wenig, als Sie das Weib hindern, zu gebären, was ihr Schooß trägt, so wenig sollen Sie meine Natur hindern, ihrer Nothwendigkeit zu folgen und als ihre geistige Frucht das Bekenntniß der neuen Zeit in verständlicher Sprache an's Licht zu setzen.

Nach Ihren Grundsätzen mag es konsequent sein, mich zu bedauern, daß ich des „Trostes" entbehre, an einen Gott zu glauben; wenn Sie mir aber darum zürnen, so handeln Sie im höchsten Grade inkonsequent, denn einen Menschen zum Glauben an Gott zwingen wollen, heißt, ihn im Zweifel an Gott bestärken. Ich bitte Sie, was den „Trost" betrifft, so überlassen Sie mir, meinen Prozeß mit „Gott" unter vier Augen abzumachen, wenn Sie glauben, daß ich mit ihm in Kollision kommen werde. Fürchten Sie so wenig für Ihren Gott, als ich für mich, so können Sie mir diese Bitte leicht gewähren. Sie müssen sie mir aber

auch gewähren, denn ist es ein Frevel, nicht an „Gott" zu glauben, so sind Sie höchstens berechtigt, in dem Prozeß als Zeuge, nicht aber als Richter aufzutreten. Wie wollen Sie Richter sein in Sachen eines Wesens, das Sie nicht begreifen und das nach Ihrer Versicherung Sie selbst richten wird? Ist dieß Wesen so beschaffen, wie Sie es sich denken, so müssen Sie zugeben, daß es allein fähig ist, Richter in seiner Sache zu sein.

Wie mit Ihrem Gott, so treiben Sie es auch mit der an ihn angeknüpften Offenbarungsreligion. Sie rühmen ihre Macht, ihre Unvergänglichkeit, ihre Unerschütterlichkeit, und doch schreien Sie Zeter und Klagen über „Untergrabung alles Göttlichen" sobald man sie mit dem Messer einer ungläubigen Kritik berührt. Läßt sich etwas Lächerlicheres denken, als dieß Verfahren, und gibt es zugleich ein sprechenderes Zeugniß gegen die Festigkeit Ihres eignen Glaubens? Wenn Ihnen ein Knabe sagt, daß er den Chimborasso mit einem Kieselstein zertrümmern wolle, werden Sie dann den Knaben hindern die Probe zu machen, und werden Sie ihm zürnen, weil er Ihnen Gelegenheit gibt, ihn von seiner Thorheit zu überzeugen? Wohlan, Sie geben Ihren Gott und Ihre Religion für einen Chimborasso aus, und geben sich das Ansehen, die Kritik für den Knaben mit dem Kieselstein zu halten: warum lassen Sie ihn denn nicht gewähren, warum lassen Sie ihn denn nicht dazu gelangen, die Ueberzeugung von der Unerschütterlichkeit des Chimborasso durch eigne Erfahrung zu gewinnen und auch Andern mitzutheilen? Muß Ihnen die Kritik nicht weit eher erwünscht, als verhaßt sein, wenn Sie an ihre Unwirksamkeit glauben? Ich erkläre Ihnen, daß Sie ein Lügner an Ihrem Gott und Ihrer Religion nicht minder, als an sich selbst sind, wenn Sie Bann und Feuer gegen Diejenigen predigen, welche Ihnen Gelegenheit geben, Das zu erproben, was Sie zu glauben vorgeben. Sie wiederholen unermüdet: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen"; kaum öffnen sich aber die Pforten der Vernunft, so halten Sie Alles für verloren. Mit Ihren himmlischen Dingen steht es genau so, wie mit den Dingen der irdischen Götter, die ebenfalls so hochmüthig auf ihre Felsendauer pochen und dabei nicht acht Tage lang ihrer Existenz

noch sicher zu sein glauben, wenn sie nicht mehr durch Zensur und sonstige Gewalt- und Lügenmittel die Aufdeckung ihrer Blößen hindern. Nehmen Sie allzusammen doch ein Beispiel an mir und meines Gleichen. Was wir glauben und sind, das stellen wir ohne Furcht und ohne Rückhalt jeder Kritik zu Gebot, wenn diese Kritik nur eine Hülfe verschmäht, die wir unserseits eben so wenig wünschen als besitzen, und die, wie Sie zugestehen werden, nirgendwo übler angebracht ist, als an der Seite eines „Gottes": ich meine die Hülfe von Gensdarmen!

Sie sagen, man dürfe das Heilige nicht antasten. Aber was ist denn heilig? Wie kann Etwas seine Kraft und Heiligkeit bewähren, wenn ich es von vorn herein für unantastbar erkläre? Wie kann Etwas durch die „Pforten der Hölle" auf die Probe gestellt werden, wenn ich von vorn herein erkläre, daß es nicht damit in Berührung gebracht werden dürfe? Ist nicht die Behauptung solcher Heiligkeit ein naktes Armuthsattest? Worauf gründet sich die Heiligkeit? Auf die Natur des Heiligen selbst unmöglich, denn wenn das Heilige das Bewußtsein eines Kräutchens „Rühr mich nicht an" hat, daß es nämlich keine Berührung ertragen könne, so ist es wahrlich auch nicht werth, für heilig gehalten zu werden! Worauf denn? Auf den Willen Derjenigen, die das Heilige verehren? Wohlan, so frage ich wieder, worauf sich dieser Wille gründe? Unmöglich auf das Vertrauen, daß das Heilige wirklich unverletzlich, d. i. probehaltig sei. Was bleibt Ihnen gegen diese Behauptung anders übrig, als die Probe wirklich machen zu lassen? Wollen Sie das nicht, soll also die „Heiligkeit" blos von Ihrer Willkür abhangen, so nehme ich für mich dieselbe Freiheit in Anspruch, die Sie für sich, und erkläre Ihnen hiermit, daß ich meinen Unglauben an Ihren Gott und Ihre Religion ebenfalls für heilig gehalten wissen will. Sie reden von Gewissensfreiheit, wollen Sie sie nur für sich allein? Glauben Sie mir, daß mir meine Ueberzeugungen in gewissem Betracht heiliger sind, als Ihnen Ihr Glaube. Der Unterschied besteht bloß darin, daß ich meinen Ueberzeugungen das Recht vindizire, sich prüfen zu lassen, und Sie Ihrem Glauben das Recht, sich der Prüfung zu entziehen. Für mich gibt es nichts Heiligeres in

der Welt, als die Wahrheit, und die Wahrheit will und fordert eben, daß man sie prüfe.

Frommer Mann, bleiben Sie mir vor allen Dingen mit Ihrer „Heiligkeit" vom Leibe, denn die Heiligkeit ist der Schild für den Despotismus der Lüge. Es gibt nichts Heiliges in der Welt, als das Recht von der einen und die Pflicht von der andern Seite. An diesen Heiligthümern, die auf dem Grunde der Wahrheit gebaut sind, mögen Sie rütteln und kritisiren, wie Sie wollen: sie bleiben, was sie sind, und die Vernunft baut sie stets wieder auf, wenn die Lüge sie zerstört hat. Daß ich aber unter Recht und Pflicht etwas Andres verstehe, als Sie, werden Sie später erfahren.

Derselbe an Denselben.

Sie fragen mich, warum ich nicht an einen „Gott" glaube? Antwort: weil ich nicht kann. Warum ich nicht könne? Weil dieser Glaube meiner Vernunft widerstrebt. Die Gründe, welche Sie in der Regel für das Dasein eines „Gottes" anführen, sind nicht mit dem Zweifel an Gott, sondern nur mit dem Glauben an Gott zusammengekommen, und deshalb für mich keine Gründe. Ich muß mir nun einmal das Recht vorbehalten, wenigstens an Allem zu zweifeln, was ich nicht begreife, und alsdann meinen Glauben von den Gründen abhängig zu machen, die sich für und wider ergeben. Nicht der Glaube, sondern der Zweifel ist mir die Wünschelruthe der Wahrheit. Bis jetzt hat der Glaube an Gott in der Welt vorgeherrscht und der Unglaube tritt dem Glauben entgegen. Hätte bis jetzt der Unglaube vorgeherrscht und der Glaube sollte an die Stelle treten, so würde die Beweisführung eine ganz andere sein müssen. Denken Sie sich, daß Ihnen kein verbreiteter Glaube zur Seite stände, daß Sie allein ihn begründen wollten, in einer gebildeten Welt, die von vorn herein nur Das bekennte, was ich an die Stelle des Glaubens an Gott setzen möchte, und dann fragen Sie sich, welche Gründe Sie für diesen Glauben beibringen würden? Fragen Sie sich das einmal ernstlich, und Sie werden wenigstens dahin gelangen, Ihre Vernunft

mehr anzustrengen, als Sie bis jetzt gethan haben. Wollen Sie aber durchaus den Glauben voranstellen, so fordre ich von Ihnen, daß Sie mir vom Dasein Ihres Gottes vorab unzweideutige Beweise und von seinem Wesen bestimmte Anschauungen verschaffen, sonst leugne ich ihn einfach in contumaciam.

Es soll keine Wirkung ohne Ursache, mithin keine Schöpfung ohne Schöpfer möglich sein. Das ist das Haupt- und eigentlich das einzige Argument, worauf Sie wie Andere sich stützen und stützen können. Ich muß Ihnen darauf einfach bemerken, daß ich keine Schöpfung annehmen kann, wo Nichts gewesen ist, mithin nur eine Veränderung des bereits Vorhandenen für denkbar halte. Sie wollen mit Ihrem Satz beweisen, daß es einmal keine Welt gegeben habe und daß dieselbe von einem Wesen, welches Sie Gott nennen, erschaffen worden sei. Mithin muß dieß Wesen früher existirt haben, als die Welt. Aber, frage ich Sie, wo hat dieß Wesen und was hat wieder vor diesem existirt? Wer hat wieder dieß Wesen geschaffen? Sie antworten: Es existirt von Ewigkeit her. Wohlan, wenn Ihnen nichts übrig bielbt, als das Zugrundelegen dieser Ewigkeit, über welche ich so wenig hinaus kann, als Sie, und welche die Frage nach einer Grundursache eigentlich gar nicht zuläßt, so frage ich Sie, warum Sie den Prozeß nicht viel kürzer machen und gleich erklären: die Welt existirt von Ewigkeit her!? Wenn Sie sich einen Gott denken können, der von Ewigkeit her existirt, so können Sie sich weit eher eine Welt denken, die von Ewigkeit her existirt. Ich behaupte, daß Sie sich eben so wenig einen Gott ohne Welt, als einen Gott außerhalb der Welt denken können. Mithin sind Sie genöthigt, Ihren Gott und die Welt zusammen und zwar von Ewigkeit her existiren zu lassen. Ich nun unterscheide gar nicht diesen Gott und diese Welt, sondern denke mir einfach eine Welt, die von Ewigkeit her existirt, aber in ihrer Entwickelung viele Veränderungen durchgemacht hat und noch machen wird. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Welt, oder das Material zu derselben einmal nicht existirt habe, und daß sie im Lauf der Zeit, wie Sie sagen, aus Nichts entstanden sei, denn aus Nichts kann nun und nimmer ein Etwas entstehen. Nehme ich einmal an, die

Welt könne aus Nichts entstanden sein, so bin ich wahrlich auch nicht mehr gehindert, sie ohne Zuthun eines „Gottes" entstehen zu lassen. Will ich mir aber durchaus vorstellen, daß die Welt aus einem „Gott" geboren worden, einem Gott, der nothwendig, da aus Nichts nichts entstehen kann, alles Material zur Welt in sich muß gehabt haben, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht lieber anstatt jenes Gottes, den ich außerhalb der Welt nicht zu lassen weiß, die Welt selbst annehme, mir unter „Gott" die Welt denke und erkläre, die Welt habe sich aus sich selbst geboren, d. i. entwickelt? Weitere Fragen führen mich, was die Art dieser Entwickelung und den Urstoff derselben betrifft, in die chemische, geologische und astronomische Wissenschaft; was ihren Anfang und ihren Urimpuls betrifft, so komme ich eben wieder auf die Ewigkeit, vor welcher Sie mit Ihrem Gott eben so still stehn, wie ich ohne Gott, so wie überhaupt die Theologie alle ihre Vorstellungen einfach dem gewöhnlichen Menschenverstande entlehnt hat, um sie ihm in mysteriöser Gestalt als etwas Höheres wieder aufzudringen. Auf seine Zweifel läßt sie sich dann nicht mehr ein und seinen Fragen weicht sie hochmüthig aus. Fragen Sie sich z. B. ganz einfach, wo eigentlich Ihr Gott geblieben sei, nachdem er die Welt geschaffen, oder geboren? Denken Sie ihn sich, nochmals diese Frage, etwa außerhalb der Welt? Können Sie das? Sie sagen selbst, er sei „allgegenwärtig", was Ihnen wieder nur der gewöhnliche Menschenverstand an die Hand gegeben. Ist er aber „allgegenwärtig", ist er in allen Theilen der Welt gegenwärtig, so ist er einfach auch ein Theil aller Theile derselben, untrennbar von ihr, selbst Welt. Es bleibt, will man das Wort „Gott" beibehalten, nur ein weltlicher Gott oder eine göttliche Welt übrig, nicht aber ein Gott und eine Welt. Dieß Wörtchen und entscheidet Alles. Also sagen sie lieber mit dem gewöhnlichen Menschenverstand: Gott ist die Welt oder die Welt ist Gott, oder seien Sie ganz konsequent und sagen Sie: die Welt ist — die Welt.

So wie ich mir nichts außerhalb der Welt denken kann, so kann ich mir auch nicht mehr Welten denken, als eine. Diese eine Welt, die allumfassende, einige kann ich mir eben so wenig end-

lich in dem Raum, als in der Zeit denken und eben so wenig endlich in der Entwickelung. Die Spitze dieser Entwickelung läuft aus in den seiner selbst bewußt gewordenen Geist und dieser Geist manifestirt sich im Menschengeschlecht. Ich nehme zwar an, daß es auf den übrigen Himmelskörpern ebenfalls Wesen gibt, in welchen sich der Geist der Welt auf ähnliche Weise, vielleicht in noch höherer Potenz, manifestirt, als im Menschengeschlecht; aber so lang das Menschengeschlecht nicht mit jenen Wesen in Berührung tritt (eine Berührung, die ihm übrigens keine gegen seine Entwickelung laufende Aufschlüsse geben könnte, da sonst diese Entwickelung nicht zu diesen Aufschlüssen hätte führen können), hat es keinen andern Boden der Erkenntniß, als sich selbst, so wie es keinen andern Zweck hat, als seine Entwickelung, welche zugleich Weltentwickelung ist. Der Zweck seiner Entwickelung aber ist nichts Andres, als Erkenntniß und Glück. Möge der Mensch erkennen, daß er selbst sich Zweck ist, so wird er den Zweck auch erreichen.

Derselbe an Denselben.

Wie Sie wissen, gibt es sogenannte Pantheisten, welche die ganze Welt zu Gott machen. Sie selbst sind zum Theil ein solcher Pantheist, indem Ihr Glaube lehrt, Gott sei allgegenwärtig. Der Pantheismus ist im Grunde ein Unding und dem Wesen nach mit dem Atheismus ganz gleich. Er scheut sich, den „Gott" offen und ehrlich zu negiren und glaubt beide Parteien dadurch zufrieden zu stellen, daß er Gott überall hin versetzt, statt ihn zu verdrängen durch das, worein er ihn versetzt. Er glaubt den Gott zu retten, indem er ihn auf einem Umweg abschafft. Er kommt mir vor, wie Jemand, der, um den Adelsstand nicht gradezu abzuschaffen und doch auch den Bürgerstand nicht vor den Kopf zu stoßen, alle Bürgerliche adlich macht. Wenn ich die ganze Welt zu Gott mache und den Gott also auch theilweise und hauptsächlich in den Menschen verlege, so ist dieß im Grunde dasselbe, als wenn ich den theilweisen Gott zum Menschen mache; thue ich dieß aber, so ist der persönliche, außerhalb der Mensch-

heit und der Welt existirende, spezifisch verschiedene Gott abgeschafft und dieß ist eben das Entscheidende. Die Ausflucht, es könne in der Welt etwa einen Mittelpunkt, gleichsam ein Herz geben (was zu dem Begriff der Unendlichkeit gar nicht paßt), in welchem der Weltgeist seinen Ur-Lebenssitz habe, und in welchem er früher, als in der Menschheit, zum Bewußtsein gekommen, ändert an der Sache gar nichts. Es wird dadurch, um auf solche Annahme einzugehen, nicht in Abrede gestellt, daß, wie der hauptsächlich im Kopf sich konzentrirende Menschengeist mit dem Menschenkörper, so der Weltgeist mit dem Weltkörper ein untheilbares Ganze, und daß von diesem Ganzen die Menschheit einen untrennbaren, nothwendigen und gleichberechtigten Theil bildet. Hierauf aber kommt es eben an. Wenn der Weltgeist auf einem andern Welttheil in andern Geschöpfen oder durch ein sonstiges Mittel sich vielleicht schon vor der Existenz des Menschengeschlechts entwickelt und mit Selbstbewußtsein manifestirt hat, so kann uns dieses eben so wenig kümmern, als wenn innerhalb der Menschheit deren Geist eher in Europa, als in Afrika zum Bewußtsein gekommen ist. Die Afrikaner sind darum eben so gut Menschen, wie wir. In gleicher Weise ist unser Geist eben so gut Weltgeist, wie etwa derjenige, der auf der Sonne oder anderswo thätig ist und vielleicht schon vor uns thätig war. Ob wir diesen Geist Gott und somit den Menschengeist göttlich, oder ob wir ihn Mensch und somit den Gottesgeist menschlich nennen, ist ganz gleich. Auf den Namen kommt nichts an und ich verwerfe nur deshalb den Namen Pantheismus, weil mit dem theologischen Worte stets der alte Begriff eines besondren Wesens verbunden ist, zu welchem die Menschheit in ein Verhältniß der Ungleichartigkeit, der Abhängigkeit, der Subordination, der Verehrungspflicht, der Rechtlosigkeit, der Demüthigung, der Entwerthung, der Erniedrigung, der Aufopferungsverbindlichkeit gesetzt wird. Ich würde mich auch des Worts Atheismus nicht bedienen, wenn ich einen passenden andern Ausdruck einführen könnte, indem Atheismus blos etwas Negatives, bloß die Entgegensetzung gegen etwas nach meiner Ueberzeugung nicht Existirendes ausdrückt. Einen Lebendigen nennt Niemand einen Nichttod-

ten, sondern man nennt ihn bloß einen Lebendigen. So sollte man eigentlich einen Atheisten bloß etwa einen Weltmenschen oder kurzweg einen Menschen nennen, statt einen Nichtgottgläubigen oder Gottlosen.

Derselbe an Denselben.

Sie sehen also, daß ich kein persönliches, außerhalb der Welt stehendes oder nur von ihr und der Menschheit trennbares Wesen, das Sie Gott nennen, mir denken und annehmen kann. Ich abstrahire gänzlich von dem Begriff wie von dem Namen „Gottes" und denke mir bloß eine Welt, mich selbst aber mit meinen Mitmenschen denke ich mir (gleich wie Blumen, Thiere, u. s. w.) als Theile dieser Welt, in welchen sie ihr Leben entwickelt und fortpflanzt, und zwar muß ich als die Spitze dieses Lebens den Geist erkennen, der in der Menschheit offenbar wird. Ueber dem Menschengeschlecht kann ich nichts kennen und anerkennen, indem Das, was ich erkenne, nicht über mir ist, und das, was ich nicht erkenne, für mich noch nicht existirt. Alles, was für mich existirt, muß ich auch erkennen lernen, und dieß Erkennenlernen ist die menschliche Entwickelung, der Weg des menschlichen Glückes. Für das Menschengeschlecht gibt es kein höheres Ziel, kann es kein höheres Ziel geben, als Erkenntniß und Glück, oder, wenn man will, bloß Glück, da die Erkenntniß den Haupttheil des Glücks ausmacht. Zur Erreichung dieses Ziels aber ist der Mensch von Natur hinlänglich ausgerüstet, da die Welt zur Erreichung ihres Ziels hinlänglich ausgerüstet ist, und der Mensch von ihr einen an seinem Platz thätigen Theil, einen Haupt-Ausdruck bildet.

Indem ich also aus meinen Vorstellungen Alles, was Sie an den Namen „Gottes" knüpfen, rein abschneide, mithin keine sogenannt theologische Welt für mich mehr existirt, schneide ich natürlich auch Alles ab, was der Menschengeist im Lauf seiner unklaren Entwickelung an jene theologische Welt geknüpft hat, also Alles, was von Außen her ihm mitgetheilt sein und nach Außen hin aus ihm nach einer besondern Quelle zurückfließen soll, also Offen-

barungsreligion und Unsterblichkeit nach dem bisherigen Begriff. Wenn kein Gott außerhalb der Menschheit oder der Welt existirt und existiren kann, so kann er auch dem Menschen nichts von Außen her geoffenbart haben; dem Menschengeist offenbart sich nichts, als was er aus sich selbst und durch ihn die Welt aus sich entwickelt. So wie ferner der Geist nicht von Außen in die Welt gekommen sein kann, sondern immer in ihr gewesen sein muß, so kann er auch nicht aus ihr hinaus; er kann nicht zu einem „Gott" zurückkehren, von dem er nicht hergekommen, er bleibt also ruhig in der Welt. Insofern glaube ich auch an die Unsterblichkeit, da ich an Unsterblichkeit der Welt glaube. An eine persönliche Fortdauer des Menschen glaube ich natürlich nicht, kann ich nicht glauben, sie interessirt mich auch nicht weiter, nachdem ich sie einmal als unmöglich erkannt habe. Selbst Ihnen wird sie gleichgültig sein müssen, wenn sie nicht gradezu an eine Auferstehung des Fleisches mit Haut und Haaren glauben. Denn aus welchem andern Grunde wünschen Sie fortzubestehen, als weil Sie hoffen, nach dem Tod Ihr individuelles Leben und zwar wo möglich mit andern Menschen, deren Individualität Ihnen werth ist, fortsetzen zu können? Was aber bildet ihre Individualität? Nur die Vereinigung Ihres Fleisches, Ihres Bluts, Ihrer Nerven u. s. w. Lösen Sie diese Vereinigung auf, zerstören Sie nur einen einzigen Theil aus dieser organischen, leiblichen Zusammensetzung, so ist das Produkt derselben, Herr N. und Frau N. mit Kindern und Freunden u. s. w., ebenfalls verschwunden oder geändert, und selbst wenn Sie nach dieser Auflösung eine aparte Fortdauer des Geistes annehmen wollen, so können Sie sich diesen Geist doch nur als völlig indifferent denken, im Fall Sie ihn nicht eben mit den übrigen Theilen Ihrer Persönlichkeit wieder zusammensetzen. Ich denke mir den Geist nicht apart, im Menschen so wenig als in der ganzen Welt, sondern denke mir Geist nicht ohne Existenz und Existenz nicht ohne Leben, und Leben nicht ohne „Materie" und Materie wieder nicht ohne Leben. Die ganze Welt ist gleichsam ein chemisches Laboratorium, in welchem die Lebenskraft des allgemeinen „Geistes" ihre unaufhörlichen Wechsel und Gestaltungen

treibt. Wo die eine Gestaltung aufhört, beginnt wieder die andere. Sogar die Leiche des Menschen lebt; aber es ist kein menschliches Leben mehr, es ist nur das Leben der „unorganischen" Natur, zu welcher das menschliche Gebilde nach seiner Auflösung zurückkehrt und aus welcher die „organische" Natur sich reproduzirt. Etwas Todtes gibt es in der Welt nicht und sterben heißt bloß, sich wieder verwandeln in das Material des Gesammtlebens. Soll aber der bestimmte Geist, um den es sich handelt, also der Menschengeist, wieder zum Vorschein kommen, so muß sich aus jenem Material auch wieder ein organisches, menschliches Gebilde entwickeln, und wie Sie sich die Wiedererstehung aller der Millionen individueller menschlicher Gebilde, welche in jenes Material zurückgekehrt sind, denken wollen, das bleibt Ihnen überlassen. Wo bleibt der Duft der Blume, wenn sie verwelkt ist? Wo bleibt der Geist des Menschen, wenn er gestorben ist? Mit demselben Recht, womit sie eine Auferstehung des Menschen fordern, können Sie auch eine Auferstehung der Blumen fordern.

Derselbe an Denselben.

Sie haben sich auf eine mir unerwartete Weise überwunden und mich wenigstens in der Kürze sagen lassen, was ich in den Hauptpunkten glaube und nicht glaube, wenn Sie auch vielleicht nicht die Toleranz gehabt hätten, mich mein Glaubensbekenntniß im Gegensatz zu dem Ihrigen näher begründen zu lassen. Auch wird das nicht erforderlich sein, da die Kritik ihres Christenthums schon anderwärts erschöpft ist. Nun fragen Sie mich, was ich denn eigentlich gewonnen habe, nachdem ich Ihren Gott, Ihre Religion und Unsterblichkeit abgeschnitten, nachdem ich die Welt und Menschheit auf sich selbst reduzirt und dem Menschen die Aussicht auf ein „besseres Leben" versperrt habe?

Was ich gewonnen? Viel, sehr viel. Ich kann mir für die Menschheit einstweilen keinen größern Gewinn denken, als den Verlust Ihrer theologischen Vorstellungen und Dessen, was Sie unter „Religion" und „Unsterblichkeit" verstehen. Glauben Sie nicht, daß ich die Sache frivol traktire, ich nehme sie sehr ernst.

Auch bitte ich Sie, Ihren Schreck über meine Gottesleugnerei auf einige Zeit kaltblütig zu überwinden und die bornirte, philisterhafte Vorstellung fahren zu lassen, ein sogenannter Atheist müsse gleich ein Kapitalverbrecher oder ein Unmensch sein, weil er vielleicht allein und abgesondert dasteht. Wissen Sie auch, daß es Zeiten geben kann, in denen ein einziger Mensch die Menschheit bildet? Schätzen Sie nicht den Werth eines Menschen nach der Größe seiner Gesellschaft und nicht den Werth eines Bekenntnisses nach der Zahl seiner Bekenner. Seien Sie versichert, daß ein Atheist es besser mit seinen Mitmenschen meinen kann, als tausend und abermals tausend Anbeter „Gottes." Lassen Sie mich nun in der Kürze andeuten, was das positive Resultat meiner Negationen ist.

1.) Wenn die Menschheit ihr Auge von einem Wesen und einer Welt, die nicht existiren, weggewendet und den Blick allein auf sich und in die wirkliche Welt richtet, so lernt sie ihre Stellung wie ihren Werth erkennen und ihre Sorge allein sich selbst zuwenden. Sie lernt einsehen, daß sie ein berechtigter, ein hoch berechtigter Theil der Welt, nicht ein unberechtigtes Geschlecht ist, das eine bloße Gnadenexistenz führe und den Anspruch auf sein Glück einem eingebildeten Herrn zu verdanken oder gar aufzuopfern habe. Sie lernt sich als ihren eigenen Herrn und ihren eigenen Zweck erkennen und zugleich dadurch sich dem Gesammtzweck der Welt anschließen. Sie lernt ihr Streben allein auf ihr Glück richten, wenn sie verlernt hat, das Unglück als ihre höhere Verpflichtung anzusehen; sie lernt ihr Glück hier suchen, wenn sie einsieht, daß es sonst nie und nirgends zu finden ist. Sie lernt erkennen, daß es Thorheit und Frevel ist, ihre Glieder von einem Glück auszuschließen, das nur in ihr selbst seine Quelle hat, und damit dieser Frevel aufhöre, wird sie aus dem Menschenglück eine gemeinsame Menschheitssache machen, sie wird für das Menschenglück solidarisch sorgen lernen. Sie wird zusammenhalten lernen, nachdem sie erkannt hat, daß sie auf sich selbst beschränkt ist, und sie wird ihrer Bestimmung mit Bewußtsein zustreben, sobald der Kreis derselben sie in der erkennbaren Nähe umschreibt und aus den nebelhaften Gebieten phäntastischer Vorstellungen entrückt ist. Sie wird das, was Sie christliche Liebe nennen, zur

Wahrheit machen und die christliche Liebe in wirkliche Menschheitsliebe verwandeln. Auf sich selbst wird sie die Liebe richten, die Sie außerdem einem unerreichbaren und undenkbaren Wesen wollen zugewendet wissen, einem Wesen, dem, wenn es existiren könnte, solche Liebe offenbar sehr gleichgültig sein müßte.

2.) Nachdem der Glaube an einen „Gott" aufgehört, hört auch jede Verpflichtung auf, welche Sie dem Menschen gegen Gott auferlegen wollen, und nur die Pflicht des Menschen gegen sich selbst bleibt übrig. Die Moral wird also vereinfacht und zum Theil völlig umgewandelt, die „theologische" Moral wird zur menschlichen gemacht. Diese Moral wird keine andere Pflichten mehr kennen, als die der eine Mensch gegen den andern zu erfüllen hat; als die Quelle für diese Pflichten wird das gemeinsame Menschenrecht erkannt werden und bei der Nichterfüllung dieser Pflichten wird der Ausweg, sich auf „höhere" Pflichten zu berufen oder darauf zu verweisen, rein abgeschnitten sein. Mit den Pflichten gegen den Nebenmenschen kann keine sogenannte höhere Pflicht mehr in Kollision kommen; eben so wenig mit dem Menschenrecht ein sogenanntes höheres Recht. Weder ein Despot noch ein Pfaffe kann sich mehr auf „Gottes Gnade" und auf „Gottes Wille" berufen, wo er den Menschen ihre Rechtsgleichheit absprechen, sie ausbeuten und zu andern Zwecken verleiten will, als die auf dem Wege ihres Menschenglücks vorgeschrieben stehen; die theologische Rangordnung unter den Menschen, welche Einzelne wie halb „göttliche" Wesen in einem künstlichen Nimbus über die Andern erhebt wird ihres Fundaments beraubt sein und zusammenstürzen. Ist jener entwürdigende Kultus menschlicher Götter etwas Andres, als ein Rester des theologischen Kultus? Ist ferner der Adelsglaube etwas Anderes, als ein Rester des Majestätsglaubens? Pflanzt der Druck des Gottglaubens sich nicht von dem Mann zu Rom, wie von dem Mann zu Petersburg durch alle Stufen der Gesellschaft bis zum Küster und Kosacken hinunter fort? Beruht die Erniedrigung europäischer Völker im Grunde auf einem andern Fundament, als z. B. die Erniedrigung der Chinesen? Ist nicht das politische wie soziale Leben der ganzen civilisirten Welt noch von den Fiktionen und Er-

niedrigungen der Theologie durchdrungen und verdorben? Ist die Theologie nicht das Mittel, wodurch überall der eine Theil der Menschheit sich äußerlich über den Menschen erhoben hat, um den andern Theil unter den Menschen erniedrigen zu können? Dieser Bau der menschlichen Erniedrigung muß und wird niedergerissen werden. Niederstürzen mit seinem ganzen Gerüst und Anhang wird der jahrtausendalte Marionettenkasten, in welchem sich jene hohen Puppen an „göttlichen" Fäden aufhängen, um zur Fristung ihrer Komödiantenexistenz dem gaffenden Volk den Sklavenzoll opfernder Bewunderung abzupressen.

Wenn es nur einen einzigen Menschen auf der Welt gäbe, könnte dieser alsdann böse Handlungen begehen? In keiner Weise, da er keinen andern Menschen in seinen Rechten verletzen und zu menschenwidrigen Zwecken mißbrauchen könnte. Nur im Verhältniß des einen Menschen zum andern ist eine schlechte Handlung möglich. Wohl unsittlich könnte der Mensch auch für sich selbst sein, sofern Unsittlichkeit auch an sich eine Verletzung der Vernunft und des menschlichen Gefühls, eine Beleidigung der Ehre des Menschen bedeutet. Die freie Selbstbestimmung von der einen, aber die freie Selbstbeherrschung von der andern Seite ist das Rechts und Links der Sittlichkeit, und das Gebot jener Selbstbeherrschung besteht beim einzelnen Menschen in der Rücksicht auf seine Vernunft und seine Menschenehre, beim Verhältniß zu Andern außerdem in der Rücksicht auf das gemeinsame Menschenrecht. In Allem, was dieß Gebiet nicht verletzt, ist der Mensch vollkommen frei und das ist die Krone seiner Existenz.

3.) Da die Moral nicht mehr an ein eingebildetes Wesen anknüpft, welchem man allerlei naturwidrige Foderungen untergeschoben, so wird das Gebot der Natur emanzipirt und der Weg zum Glück von all den Hindernissen frei gemacht, welche in etwas Anderm bestehen, als den Rücksichten auf den Mitmenschen und auf die Menschenehre. Sowie die Moral auf den Boden des menschlichen Rechts reduzirt wird, besteht das „Böse" nur noch in der Ausartung des menschlichen Egoismus, der sich gegen den Nebenmenschen kehrt, und jenes geheimnißvolle Böse, das Ihnen und Ihresgleichen so

viel Noth gemacht hat, iſt abgeſchafft. Die Kunſt aber, etwas „bös“ zu machen, das nothwendig und natürlich iſt, hat damit ebenfalls aufgehört. Erinnern Sie ſich, um hierüber in's Klare zu kommen, nur an den berühmten Sündenfall Ihres Stammvaters Adam. Wenn Sie aufrichtig ſein wollen, ſo müſſen Sie zugeben, daß unter dieſem Sündenfall im Grunde nichts Anderes zu verſtehen iſt, als der geſchlechtliche Akt, durch welchen Adam und Eva (dieſe Perſonen als „Stammeltern“ angenommen) den Grund zu ihrer Nachkommenſchaft legten. Nun fragen Sie ſich, warum und in wiefern dieſer Akt eine Sünde geweſen? Ohne den Sündenfall hätte ja der gute Adam die Nachkommenſchaft, welche durch ihn die Sünde der Fortpflanzung geerbt haben ſoll, gar nicht auf die Welt ſetzen können. Mußte er nicht, um den Sündenfall zu vermeiden, auf die Nachkommenſchaft verzichten, welcher dieſe Vermeidung zu gut kommen ſollte? Iſt es nicht die großartigſte Abſurdität, wenn dieſe Nachkommenſchaft von ihrem Stammvater verlangt, er ſolle ſie gemacht haben ohne ſie zu machen? Und ſieht der Stempel dieſes Unſinns, dieſer unſittlichen Sittlichkeit, nicht noch heut zu Tage auf den Vorſtellungen von Millionen geängſtigter Gläubigen, die fähig wären, ſogar in ihrer Exiſtenz eine Sünde zu erblicken? An dieſem Beiſpiel mögen Sie erkennen, wohin man kommt, wenn man die wüſten Fabeln einer kindiſchen Welt zu Dogmen einer fortgeſchrittenen und die „Sünde“ zum Deckmantel für den Mangel an Erkenntniß macht. Die Quelle aller dieſer Verirrungen aber iſt der Glaube an einen „Gott“ in welchen der Menſch ſeine Thorheiten wie ſeine Leidenſchaften verlegt, um ſie zu heiligen und ſie Andern aufzudrängen. Sie werden wiſſen, daß der Adamiſche Sündenfall nicht die einzige Abſurdität und Unmenſchlichkeit Ihrer theologiſchen Moral bezeichnet. Die menſchliche Moral aber denkt nicht daran, die Natur zu knebeln und zu verunſtalten, ſie macht ſie vielmehr zum Geſetz unter Aufſicht des gemeinſamen Menſchenrechts und der menſchlichen Ehre (der Vernunft).

4) Da die Moral nur noch in dem Gebot der Achtung des Menſchenrechts und der Menſchenwürde beſteht, ſo wird die Immoralität nur in der Verletzung dieſes Menſchenrechts und dieſer

Menschenwürde bestehen. Diejenigen werden also die schlechtesten Menschen sein, welche ihren Mitmenschen das Menschen-Recht oder die Mittel zum Glück schmälern und sie zu Mitteln selbstischer Zwecke herabwürdigen. Die „Sünder" werden fortan anderswo gesucht werden, als bisher. Die Egoisten werden die größten Sünder sein und diejenigen die größten Egoisten, die um ihrer willen die größte Zahl Menschen ihres Rechts und der Mittel zum Glück berauben. Das menschliche Recht und die Mittel zum menschlichen Glück bestehen aber in der Freiheit und in der angemessenen Betheiligung an den Gütern dieser Erde. Wer uns die Freiheit und die Mittel zur menschlichen Existenz raubt oder schmälert, der begeht die höchste Pflichtwidrigkeit, der ist ein Feind der Menschheit, und die Freundschaft „Gottes" kann ihn nicht mehr retten. Ein „höheres" Tribunal spricht ihn nicht mehr frei und wir allein bilden das Tribunal, das ihn richtet. Sehen Sie sich um in ihrem Kreise, zählen Sie Ihre Frommen und Ihre Freiheitsfeinde und Sie werden erschrecken vor dem Berg von Anklageakten, der sich in dem Augenblick erhebt, wo die theologische Moral abgeschafft und die menschliche eingeführt wird. Sie werden erschrecken vor der Zahl derer, welche bisher im Namen und unter dem Schutz „Gottes" ihre Mitmenschen gedrückt, gemißhandelt, ausgebeutet und um ihre Menschenbestimmung betrogen haben. Sie werden erkennen, daß die kolossalen und dabei „legitimen" Verbrechen dieser Menschheitsfeinde, nach gewöhnlichem Kriminalmaß gemessen, ein furchtbares Gericht auf sie herabrufen müssen. Beim Gedanken an sie sieht man die Sünden-Waagschale der Themis himmelhoch in die Luft schnellen und alle Guillotinen der Welt gerathen in's Zucken. Wäre ich ein frommer Mann, wie Sie, und nicht ein Mensch, ich würde lehren: man zücke die Dolche und lasse die Beile fallen!

Den übrigen Menschen aber muß es mit der Zeit klar sein, warum ihre Feinde so eifrig darauf bedacht sind, sie in der „Gottesfurcht" zu erziehen, sie, was man so nennt, „religiös" zu machen und ihnen den Glauben an ein „besseres Leben" zu erhalten; es wird ihnen klar sein, warum „Gott" und „Religion" gerade in den

schlechtesten Staaten am Meisten unter den Schutz der Polizei gestellt sind und warum Diejenigen von Despoten und von Pfaffen mit Kerker und Bann verfolgt werden, welche den Menschen zum Menschen machen und ihn aus der Abhängigkeit von dem tyrannisirenden Glauben an mysteriöse Mächte befreien wollen, in deren Namen er durch ihre irdischen Vertreter seines Glücks und seiner Würde beraubt wird; es wird ihnen klar sein, daß mit dem Glauben an jene Mächte auch deren angeblichen Vertretern der Boden unter den Füßen weggezogen wird und daß, so lange dieser Boden feststeht, aller Kampf gegen Despoten wie gegen Pfaffen, gegen Volksbedrücker wie gegen Jesuiten ein fruchtloser, ein die Wurzel der Uebel nicht berührender bleibt. Ist der nicht ein Thor, welcher, statt das Unkraut mit der Wurzel auszureißen, im Schweiße seines Angesichts bloß die Schößlinge mäht, um morgen wieder wachsen zu sehen, was er heute gemäht hat? Es ist kläglich anzusehen, wie man an allen Enden gegen Jesuiten und Konsorten zu Felde zieht, und gleichzeitig den Acker, in welchem das Unkraut wächst, auf's Eifrigste bestellt, befruchtet und besetzt. Bieten wir denen als Menschen die Hand, welche aus Irrthum eine Stellung gegen uns einnahmen und, den Irrthum erkennend, zu uns zurückkehren: wer aber wissentlich eine falsche Stellung gegen die Menschheit einnimmt und festhält, der soll uns nicht verwehren, ihn für unsern Feind zu erklären.

Derselbe an Denselben.

Nachdem Sie gehört haben, was ich durch Beseitigung des Glaubens an Gott u. s. w. gewonnen habe, wünschen Sie auch noch zu wissen, wie ich das ersetzen wolle, was angeblich dadurch verloren gegangen ist. Ich muß Ihnen offen erklären, daß mir diese Zumuthung etwas kindisch vorkommt, da es mir schwer fällt, mich in alle Voraussetzungen eines Glaubens zurückzudenken, über den ich gänzlich hinweg bin; dennoch will ich Ihnen zu lieb mich auf ein paar Hauptpunkte einlassen, da ich die Hoffnung nicht aufgebe, daß, obschon sie mir als Heuchler bekannt sind, Ihren

Fragen wenigstens einiges Interesse an der Wahrheit zum Grunde liegen werde.

Sie fürchten, die „innere Zufriedenheit“ gehe verloren. Ich aber behaupte, sie werde befestigt. Nehmen Sie es als ein unumstößliches Gesetz an, daß derjenige, welcher fähig ist, zu einer wahren Erkenntniß zu gelangen, auch fähig ist sie zu ertragen. Aber nicht bloß das. Je mehr und je geordnetere Erkenntniß, desto mehr und festere Zufriedenheit. Als ich noch zwischen dem anerzogenen Glauben an eine andere Welt und deren angeblichen „Herrn“ und den durchgebrochenen Zweifeln meiner Vernunft getheilt war, habe ich wahre Seelenmartern empfunden; seitdem ich in den Gebieten, woher früher meine Hauptzweifel auftauchten, reine Bahn gemacht, bin ich etwas Ganzes, bin ich ein in mir selbst festgegründeter, ein zufriedener Mensch geworden, so weit der nach immer klarerer Erkenntniß ringende Mensch zufrieden sein kann und darf. Glauben Sie mir, es liegt ein soliderer Grund der Zufriedenheit in dem Bewußtsein, ein berechtigtes, selbstständiges, von keiner Willkühr abhängiges, auf der Bahn unverrückbarer Naturgesetze fortschreitendes Glied des großen Weltganzen zu sein, als in dem Glauben, man folge in blinder Abhängigkeit einer unerkennbaren Macht und zwar zu einem Ziel, wovon sich kein Gläubiger eine Vorstellung machen kann. Jenes Bewußtsein wird aber eine um so festere Basis der Zufriedenheit werden, je allgemeiner es die Menschheit durchdringt, je mehr die Menschheit sich in sich selber stützt, sich gegenseitig trägt. Es genügt nicht, daß der Einzelne mit sich selbst in Harmonie ist, er muß die Harmonie auch in dem Verhältniß zu seinen Mitmenschen finden. Jetzt ist schon die Anfeindung der Andersdenkenden im Stande, Manchem die Zufriedenheit zu verkümmern, die er in seiner Erkenntniß gefunden hat. Wer nach der Nothwendigkeit seines Vernunftgesetzes und in lauterster Absicht die Menschen von ihren trügenden Vorstellungen frei zu machen und ihnen ihre wahre Stellung anzuweisen bestrebt ist, der wird allerdings wenn er rings umher seinem Streben von denen, für die er strebt, nur Verkennung und Verfolgung entgegengesetzen sieht, das persönliche Glück als Nebensache ansehen müssen, wenn er es nicht allein

im Bewußtsein der Wahrheit findet. Wenn er für sich Alles beseitigt hat, worauf der gewöhnliche Mensch sich in der Bedrängniß stützt und vertröstet, und nun anstatt der gesuchten Menschen, in welche er alle Stütze und allen Trost verlegen wollte, nur Feinde vor sich sieht; wenn er keinen „Gott" mehr hat und nun auch keine Menschen findet; wenn er Alles und Alles auf die Menschen setzt, und nur solche ihm begegnen, die zu bornirt sind, um ihn zu begreifen, oder zu egoistisch, um ihn zuzulassen: dann muß er allerdings seine Weltanschauung und seinen Charakter auf eine Höhe gebracht haben, worauf sie allen Anfechtungen entnervender Schwäche und menschenscheuer Wehmuth unzugänglich sind. Es ist nicht Jedermanns Sache, solche Prüfungen durchzumachen. Die Meisten werden lieber Heuchler und lassen es mit ihrem Bekenntniß auf Zeiten ankommen, wo dasselbe sich Sicherheit und freie Aeußerung errungen haben wird. Es versteht sich indeß, daß die Situation jenes angefeindeten Alleinstehens von Einzelnen entrirt und ertragen werden muß, sollte auch wirkliches persönliches Unglück ihr Loos sein. Man wird dann wenigstens erkennen, daß die Quelle solches Unglücks nicht in der Lehre liegt, sondern in der Unmenschlichkeit Derer, welche sie verkennen und verfolgen. Wenn mehr Aufrichtigkeit unter den Menschen wäre, so würde dieß schon jetzt von sehr vielen Seiten zugestanden werden. Aber die Anfeindung und nochmals die Anfeindung, frommer Mann! Die Furcht vor dieser Anfeindung ist es allein, die so viele zurückhält, sich der besseren Erkenntniß anzuvertrauen. Nicht die lächerliche Furcht vor Höllenstrafen, jüngstem Gericht und dergleichen, sondern die Furcht vor Denen, welche an solche göttliche Absurditäten glauben, ist es noch, welche Tausende zurückhält, aus den Reihen der „Gläubigen" auszutreten. Und das nennen Sie Zufriedenheit? Ich bedaure Sie von Herzen, Sie Zufriedener, der Sie in der ewigen Furcht vor Ihrem „Gott" und Ihren Mitmenschen Buch führen über Sünden, die Sie nicht thun, und diejenigen, die Sie thun, für Tugenden halten. Seien Sie versichert, daß die fortgeschrittene Menschheit einst keinen „Gott" mehr vermißt, wenn Sie nicht mehr in dem Glauben an ihn erzogen wird, und daß sie um so zufriedener sein wird, je mehr sie die Quelle der Zufriedenheit in

ſich ſelber ſuchen gelernt hat. Freilich wird es noch eine lange Zeit währen, bis ſie allgemein ſo weit gelangt, denn Sie und die Ihrigen haben die Welt nach allen Seiten hin ſo weit mit Schreckbildern bevölkert, daß ein halbes Weltmeer vom Lethewaſſer der beſſern Erkenntniß ausgetrunken werden muß, bis ſie alle werden vergeſſen ſein. Ihren Gott haben Sie zum Geſpenſt der Welt gemacht, und Ihr Glaube iſt nichts als ein univerſeller Geſpenſterglaube. Ja, im Verhältniß zur Menſchheit iſt Ihnen Gott gleichſam der Polizeimeiſter der Welt und ihre Sittlichkeit iſt göttliche Polizeifurcht. Und durch Geſpenſterglauben und Polizeifurcht, wollen Sie die vernunftbegabte, freigeborene Menſchheit zur Zufriedenheit bringen? Wenn ich Sie nicht bedauern müßte, würde mir nichts übrig bleiben, als Sie zu verabſcheuen.

Von der andern Seite meinen Sie, die Unglücklichen und Schwachen verlören ihre letzte Stütze, ſobald man ihnen den Glauben an einen „himmliſchen Vater" nehme. Aber, von Anderm abgeſehen, bedenken Sie doch, daß, wie die Menſchheit ſich von jenem Glauben in ſich ſelbſt zurückzieht, ſie auch entſprechende Fortſchritte in der Wiſſenſchaft und dem Beſtreben macht, das Unglück zu verringern, welchem jener Glaube zur Stütze dienen ſoll. Kommen wir, wie oben bemerkt worden, erſt dahin, die Mittel zum Glück, nämlich Freiheit und Betheiligung an den Gütern dieſer Erde, allgemein zu erlangen, ſo wird die große Zahl derer, welche man in Druck und Noth auf eine andere Welt verweiſt, verſchwunden ſein und ſie werden im Schooß der Menſchheit zufriedener ruhen, als im Schooß Abrahams u. ſ. w. Erkennen Sie doch, daß die Menſchheit ſelbſt es iſt, welche das Unglück ſchafft, zu deſſen Ertragung ſie die Zuflucht zu einer eingebildeten Welt nimmt. Wenn aber von unvermeidlichem und unverſchuldetem Unglücke die Rede iſt, welches Einzelne trifft und ſtets treffen wird, ſo iſt es wieder die Menſchheit, welche dieſelben tröſtet und entſchädigt, ſo weit ſie kann, und ſolche Entſchädigung einer Menſchenliebe, welche dem Nebenmenſchen durch ein gebietendes Recht garantirt wird, iſt, däucht mir, doch etwas Reelleres und Wirkſameres, als der

vage Glaube an eine Entschädigung durch ein unbekanntes Wesen nach dem Tode. Wie wenig die wahre Menschenliebe bis jetzt trotz oder wegen des Anknüpfens an „höhere" Instanzen Fuß gefaßt und gewirkt hat, das sehen Sie an dem Zustande des Menschenrechts. Hören Sie nicht an allen Enden und Ecken von Schwachköpfen und Schurken Liebe predigen, während sie die Vernichtung des Menschenrechts in Millionen Individuen gutheißen oder betreiben? Ist die sogenannte Menschenliebe nicht bis jetzt eine versteckte Feindin des Menschenrechts gewesen, dessen Verwirklichung sie sein sollte? Was ist die Menschenliebe ohne Begründung des Menschenrechts? Eine Lüge, eine verabscheuenswürdige und menschenmörderische Lüge, die verfluchenswertheste Lüge der ganzen Welt. Diese Lüge aber wird zerstört werden, sobald die Menschheit zu sich selbst zurückkehrt. Wir werden und müssen es zu einer andern Liebe bringen, als jene kranke, betrübte, schwächliche, sentimentale oder gar perfide Glaubensliebe ist, die entweder in unfruchtbaren Worten besteht, oder sich aszetisch übertreibt, oder als verkappte Lieblosigkeit den Mitmenschen unglücklich macht. Wir müssen eine frische, Fleisch und Leben gewordene, aus freiem Bewußtsein hervorgegangene, auf festem Boden stehende Liebe haben, welche dem gemeinsamen Rechts- und Pflichtgefühl der in sich selbst fußenden Menschengesellschaft entspricht. Die Menschheit wird nicht eher wirklich human in der Gesinnung, als bis sie wirklich human in den Vorstellungen wird. Was man einem „Gott" opfert, entzieht man der Menschheit. Man opfere den „Gott" und man gewinnt den Menschen. Nur, indem man den Glauben an „Gott" fahren läßt, erreicht man das, was man durch jenen Glauben zu erlangen hoffte. Deßhalb besorgen Sie nicht, ich habe, indem ich Ihre theologische Menschenliebe anfechte, eine Liebe im Auge, die im Grunde auf Dasselbe hinauskomme. Ich will Ihnen sogar das Bekenntniß ablegen, daß die Liebe, welche ich meine, sich eigentlich gar nicht auf die Aufopferung, sondern auf den Egoismus, nicht auf das Gefühl, sondern auf die Vernunft gründet. Eine eigentliche Liebe kenne ich nur im Ver-

hältniß einzelner Perſonen, eine allgemeine Menſchen*liebe* kenne ich nicht. Und doch predige ich ſie? Und doch, nachdem ich den Egoismus bekämpft und Andern vorgeworfen, will ich den Egoismus zur Maxime machen? Ja. Der Egoismus iſt die Seele der Welt. Er iſt die erſte Nothwendigkeit, er iſt das Leben. Können Sie ſich einen Menſchen denken, der von ſich keinen Begriff hätte, für ſich nicht wirkſam wäre, von ſich nicht ausginge und doch lebte? Ich nicht. Er würde ein Stein ſein, kein Menſch. Alſo der Egoismus iſt die Baſis der Exiſtenz, iſt die Exiſtenz ſelbſt. Aber indem ich dieß für meine Perſon anerkenne, muß ich es für meine Mitmenſchen, die mir als gleichartig und gleichberechtigt gegenüberſtehen, ebenfalls anerkennen. Das ſagt mir meine Vernunft und dieſe Vernunft ſagt mir ferner, daß ſie nicht befriedigt ſei, als bis jeder einzelne Egoismus zu ſeiner Geltendmachung und Verwirklichung gelangt iſt. Wenn ich auf dieß Motiv allein meine Menſchenliebe gründe, ſo ſteht ſie feſter, als auf Ihren „göttlichen" Geboten. Dieß Motiv ſagt mir: „was du willſt, daß dir geſchehe, das ſollſt du auch Andern thun," während Ihr Gebot bloß ſagt: „was du *nicht* willſt, das dir geſchehe, das ſollſt du auch *Keinem* Andern thun." An Aufſtellung eines Menſchen*rechts* hat Ihr Gebot ſich gar nicht gewagt, es begnügt ſich mit vager Abwehrung des *Unrechts*. Ich aber will auf das Menſchenrecht, welches ich *Jedem* zugeſtehen muß, die Menſchenliebe und das Menſchenglück gründen. Ich mache jeden einzelnen Menſchen zum Egoiſten, aber ich mache ihm das Recht ſtreitig, das Gebiet des fremden Egoismus zu überſchreiten. Ich laſſe alſo Jedem die Freiheit, die ich ſelbſt will, und indem dieſe einzelnen Freiheiten ſich auf der allgemeinen Baſis mit einander verſtändigen und vereinigen, entſteht ein ſittliches, ein menſchliches Verhältniß. Ich kann mich alſo nicht glücklich in der Liebe zu einem Weibe fühlen, das ſich nicht glücklich in der Liebe zu mir fühlt; ich kann keinen Menſchen zum Freunde haben, der zugleich mein Diener wäre; ich kann keine Gewalt über meine Mitmenſchen üben wollen, wenn ſie mir nicht ſolche Gewalt freiwillig zu gemeinſchaftlichem Zwecke übertragen; ich kann mich nicht glücklich im Ueberfluß fühlen,

wenn ich meine gleichberechtigte Mitmenschen darben sehe; ich kann mich nicht meiner Freiheit freuen, wenn ich meinen gleichberechtigten Mitmenschen in Sklaverei sehe. Ich muß ihn ebenfalls glücklich, ebenfalls frei sehen, und geschähe es bloß meiner eignen Person wegen. Meine Vernunft, mein Egoismus will es so haben. So gut wie mein Egoismus will, daß ich mich satt esse, so gut will er auch, daß alle Menschen frei und glücklich seien. Sie sehen also, daß meine Menschenliebe und mein Egoismus himmelweit verschieden sind von jener theologischen Liebe und jenem ausgearteten Egoismus, die es auf das Schönste mit sich zu vereinigen wissen, daß sie Millionen fremde Egoismen, Millionen fremde Leben, die ihnen ganz gleichartig und gleichberechtigt gegenüberstehen, sich unterwerfen, unterordnen, opfern. Ein Mann Ihrer Art könnte ganz ruhig Kaiser von Rußland oder ein ähnlicher Menschenfreund sein; ein Mensch meiner Art würde als Kaiser von Rußland der erste Rebell gegen mich selbst sein müssen.

Sie fürchten, mit dem „Glauben" stürze die Basis des Gewissens zusammen. Ich behaupte, daß das wahre Gewissen jetzt erst zum Vorscheine kommen wird. Denken Sie an das zurück, was so eben gesagt worden. Was verstehen Sie unter Gewissen? Ihr Gewissen ist die Einbildung und die Furcht, mein Gewissen ist die Vernunft und die Ehre. Ich verstehe unter Gewissen die Empfindung des Widerspruchs, in welchen der sittliche Mensch mit sich selbst geräth, sobald er gegen die Vernunft und Menschenwürde oder gegen das allgemeine Menschenrecht sich versündigt. Dieser Widerspruch beunruhigt und stört den Menschen wie ein chemisch-heterogener Zuguß die Flüssigkeit, und die bloße Anlage und Nothwendigkeit seiner Natur treibt ihn, muß ihn treiben, den Widerspruch wieder auszuscheiden. Er müßte diesen Trieb selbst dann verspüren, wenn der Widerspruch sich auch nicht in dem Mißverhältniß wiederholte, in welches eine Versündigung an der Vernunft und dem Recht den Menschen zu seinem Nebenmenschen versetzt — ein Mißverhältniß, welches erst dann seine ganze, strafende Macht ausüben wird, wenn nicht mehr durch Lügen und Autoritätsglauben die Beleidigek des

Rechts wie die Beleidigten zur Vertuschung des Naturgesetzes gebracht werden können. Mit Ihrem Gewissen kann ich die größten Verbrechen gegen die Menschheit vertuschen, wenn es mir nur gelingt, ihnen eine Stelle aus Ihrem Dogmenmischmasch aufzuheften; das reine menschliche Gewissen aber vertuscht nichts, gar nichts, was in seinen Bereich fällt. Sie müssen Ihr religiöses Gewissen geradezu zum Henker wünschen, wenn Sie bedenken, welche Schandthaten und Unmenschlichkeiten jeder Art es nicht bloß geduldet, sondern sogar geheiligt hat und noch täglich heiligt. Das rein menschliche Gewissen hat, so lang die Welt steht, noch nie eine Unmenschlichkeit gebilligt und seine einzige Sünde hat von jeher nur darin bestanden, daß es die Basis Ihres unseligen theologischen Gewissens verlassen und verworfen hat.

Die Beschränktheit stellt mitunter die Besorgniß auf, daß das Volk, wenn es nicht mehr an eine theologische Welt und Unsterblichkeit glaube, sein Leben viehisch ausbeuten und dem rohesten Egoismus den Zügel schießen lassen werde. Ich sage nichts davon, wie roh es ist, den Menschen mit seiner Sittlichkeit nicht an die Vernunft, sondern an die Furcht zu verweisen; aber ich gebe zu bedenken, welch eine thörichte Voraussetzung es ist, daß das Volk, wenn es nicht mehr an jene Dinge glaubt, noch das nämliche Volk sein werde, welches man jetzt fürchtet. Die Gesammtabstreifung eines solchen Glaubens geht nicht in einem Tage vor sich. Wo sie aber Statt findet, da ist sie nothwendig mit einer Umwandlung der ganzen Vorstellungsweise und mit einer Bildung verbunden, welche alle Furcht vor einreißender Bestialität fern hält. Der Pöbel wird, dessen sei man versichert, niemals durch Unglauben verwildern, weil er eben nicht mehr Pöbel ist, wenn er den Glauben fahren läßt. Das sollten doch die frommen Hüter der Sittlichkeit besser bedenken!

Sie fürchten ferner, mit dem Glauben an „Gott" u. s. w. gehe dem Menschen „die höhere Anschauung," „das höhere Streben," „die höhere Entwickelung" verloren. Ich behaupte, sie werden ihm durch Abschaffung des Glaubens zu Theil. Fragen Sie sich, ob Ihr Glaube sich schon etwas Höheres hat vorstellen

können, als was der Menschengeist in der Wissenschaft ans Licht gebracht hat? Worin bestehen denn die hohen Anschauungen in Ihrem Glaubensgebiet? Das Höchste, wozu Sie kommen, ist die nebelhafte Vorstellung von einem Wesen, dem Sie den höchsten Grad menschlicher Eigenschaften beilegen und von dem Sie hoffen, daß es Sie weiter führen werde, als Ihr Glaube, nämlich zur Erkenntniß. Ich aber sage Ihnen, daß Sie, selbst die Existenz eines Gottes vorausgesetzt, auf jene Hoffnung nicht einmal den geringsten Anspruch, geschweige einen vernünftigen Grund dazu haben, da Sie die Erkenntniß gewaltsam unterdrücken, um einst — dazu zu gelangen. Warum lassen Sie denn nicht lieber den Glauben fahren und fangen gleich an, zu erkennen, so weit Sie es vermögen? Wie kommen Sie zu der absurden Eintheilung und Folgerung, wonach man „hier" auf die Erkenntniß verzichten soll, um „dort" fähig dazu zu werden? Wenn Ihre Religion „Anschauung Gottes" verheißt, warum fangen Sie nicht gleich damit an, auf diese Anschauung einzudringen? Es wird sich ergeben, daß in die „Anschauung Gottes" nichts gelegt werden kann, als die Erkenntniß der Welt, und diese Erkenntniß ist es ja, von der Sie nichts wissen wollen. Sie halten fest an dem theologischen Grundsatz, man müsse im Leben ein Dummkopf zu sein streben, um nach dem Tode ein Schlaukopf zu werden. Man würde solchen Glauben sehr verwunderlich nennen, wenn man nicht wüßte, daß eben die Schlauköpfe ihn unterhalten, um die erforderliche Anzahl Dummköpfe zur Verfügung zu haben. Das sind mir schöne „höhere Anschauungen," die gleich damit beginnen, alle Anschauung gefangen zu nehmen. Ich aber mache mir andere Anschauungen von dem Weg der Menschenentwickelung. Ich weiß, daß der Mensch nur im Leben Geltung hat, daß nichts existiren kann, als die Welt, daß folglich der Mensch kein anderes Ziel wie keinen andern Gegenstand der Erkenntniß haben kann, als wieder die Welt, und daß nichts höhere Anschauungen u. s. w. gewähren kann, als abermals die Welt. Die Wissenschaft aber ist der Strom, auf welchem der erkennende Menschengeist durch diese Welt getragen wird. Blicken sie sich um und fragen Sie

ſich, ob in ihr nicht ein würdiges Feld für die Arbeit Ihres Geiſtes ſich darbietet? (Wie Mancher Ihrer Art iſt zu geiſtesfaul, um die Regel von zwei Mal zwei einzuſehen, und doch macht er vermöge ſeines „Glaubens“ Anſpruch auf die einſtige „Anſchauung Gottes!“) Fragen Sie die Geſchichte der menſchlichen Erfindungen, Entdeckungen, Fortſchritte, kurz der geiſtigen Entwickelungen des Menſchengeſchlechts nach allen Richtungen und Gebieten hin und erkennen Sie, daß ſich nach dieſen Vorarbeiten und Errungenſchaften noch eine unendliche Reihe von Fortſchritten als erhebende Aufgabe des Menſchengeiſts vorabſehen läßt, daß dem Menſchengeiſt gar keine Grenze der Entwickelung geſetzt iſt, und daß auf jedem erſtiegenen Berg der Erkenntniß wieder ein höherer und ſchönerer Berg ſich ſeinen Blicken darbietet. Aber halten Sie dabei zweierlei im Auge. Erſtens verlangen Sie eben keine abgeſchloſſene, vollendete Erkenntniß, denn damit verlangen Sie einen Zuſtand des Todes, etwas Unmögliches, was allein Sie ſchon beſtimmen ſollte, an einem „vollkommenen“ und „allwiſſenden Gott“ zu zweifeln; zweitens würdigen Sie gehörig die ſicht- und greifbare Welt, außer welcher Sie immer eine myſteriöſe Geiſter- oder Geſpenſterwelt annehmen wollen. Erwägen Sie, was in dieſer greifbaren Welt noch Alles für die Menſchen zu denken und zu thun iſt. Verlieren Sie ſich z. B. in die unzählige Schaar der Sterne, welche ſich in dem unendlichen Raum der Welt bewegen, denken Sie ſich, daß die Bekanntſchaft mit dieſen Sternen, ja vielleicht die verſtändigende Verbindung mit den Bewohnern derſelben*)

*) Man hat gelacht über die aufgetauchten Projekte einer Mondfahrt u. ſ. w. Ich halte dieß Lachen für ſehr kurzſichtig. Ich kann es mir ſehr gut denken, daß, wenn die Menſchheit erſt den Erkenntnißkreis, welchen ihr die Erde darbietet, mehr ausgefüllt hat, ſie mit Hülfe neuer Erfindungen, die immer mit der ſonſtigen Erkenntniß gleichen Schritt gehen, ſich auch in der übrigen Welt, auf welche ſie ja gleichfalls ihr mittelbares Anrecht hat, näher umſehen wird. Nil mortalibus arduum est. Wenn wir plötzlich in der Zeitung leſen, es habe einer ein Fernrohr erfunden, womit man die Mondbewohner ſich bis auf hundert Schritte nahe bringe, wenn man darauf durch die Beobachtungen des Treibens auf jenem Himmelskörper allerlei ungeahnte Aufſchlüſſe erhält, wenn deſſen Bewohner gleichzeitig ebenfalls eine Erfindung machen, wodurch ſie die Erde in ihren Geſichtskreis ziehen,

dem Menſchen noch vorbehalten iſt, kurz, laſſen Sie Ihrer Phantaſie freien Lauf, wohin Sie wollen, Sie brauchen beim Hinblick auf die Fortſchritte, welche die menſchliche Erkenntniß ſchon gemacht hat, nach keiner Seite hin zu fürchten, daß ihr Kreis zu eng und zu deſſen würdiger Erweiterung der Glaube an eine außerweltliche oder außermenſchliche Hülfe erforderlich ſei. Was Sie aber erkennen oder ſich noch als erkennbar vorſtellen, das genüge Ihnen als zur Welt gehörig und laſſen Sie das kindiſche Kunſtſtück fahren, Allem, was Sie wahrnehmen, ſtatt eines Naturlebens und Naturgeſetzes noch einen beſondern Impuls oder einen beſondern Rückhalt unterzulegen. Jene Kinderei, welche den Blitz nicht ſehen kann, ohne ſich eine Geiſterhand zu denken, die ihn geſchleudert, und den Donner nicht hören, ohne eine zürnende Stimme „Gottes" hineinzulegen, und dem Untergang der Sonne nicht beiwohnen, ohne in ihrem Schein eine Koketterie des „Schöpfers" nach der „Anbetung" ſeiner Menſchenkinder zu erblicken — jene Kinderei, die nichts für ſich und in ſeinem wahren Weſen und Naturzuſammenhang nehmen kann, ſondern hinter Allem ein geſpenſterhaftes oder komödiantiſches Geheimniß annehmen muß, iſt doch mit der Zeit zu abgeſchmackt geworden, als daß man ſie noch zur Retirade für die hohen Ausſichten des Gottglaubens machen könnte. Die Furcht iſt die Mutter Ihres Gottes und der Mangel an Nachdenken der Vater Ihrer Furcht. Suchen Sie

---

wenn dann allmählig eine Zeichenſprache der Verſtändigung zwiſchen den Erd- und Mondbewohnern auftaucht u. ſ. w. u. ſ. w., dann wird man, ſtatt zu lachen, dieſe Fortſchritte ganz natürlich finden und ſie dem Geiſt anrechnen, der jetzt zu demüthig ſein will, ſie als möglich anzunehmen. Es wird ſich dabei nur wiederholen, was ſchon ſo oft der Fall geweſen iſt. Daß man Amerika entdecken, daß man mit einem Fingerhut voll Pulverkörner auf tauſend Schritte ein Menſchenleben in ſeiner Gewalt haben, daß man eine Laus zu einem Elephanten vergrößern, daß man den Waſſerdampf zum Renner machen, daß man das Gewicht der Sonne uns vorwägen werde u. ſ. w. — wer hat das zu Zeiten geglaubt und für möglich gehalten? Jetzt halten wir es größtentheils für ſo natürlich, daß wir den ehemaligen Unglauben gar nicht mehr begreifen. Aber freilich paßt es in den Kram gewiſſer Leute, Demuth und Impotenz des Geiſtes zu predigen, und Diejenigen, welche einſt die Erde wollten ſtill ſtehen laſſen, hätten es gar zu gern dahin gebracht, daß uns auch der Verſtand ſtill ſtände.

auch ein göttliches Geheimniß hinter dem Braten, den Sie essen? Denken Sie sich etwa, daß in ihm sich ein Stück Weisheit, Güte u. s. w. des Schöpfers offenbare und in Ihren Magen versenke? Die tägliche Gewohnheit und handgreifliche Vertraulichkeit haben Sie von der Verehrung eines theologischen Bratens oder Schinkens befreit, er ist Ihnen etwas ganz Natürliches und Erklärliches geworden, obschon er im Grunde den nämlichen Anspruch auf „höhere Anschauung" hat, wie jeder andere Gegenstand der Natur; wohlan, es steht gar nichts entgegen, daß Sie sich mit dem Blitz, dem Donner, der Sonne und der ganzen Welt auf ähnliche Weise wie mit dem Braten mehr oder weniger vertraut machen. Ist erst die Vertrautheit, die Erkenntniß, ja auch nur die Ahnung der Erkenntniß vorhanden, die eben keine Grenze hat, dann verschwindet auch die Theologie, so wie die Entfernung der Theologie der Weg zu jener Erkenntniß ist. *Die Abschaffung der Theologie ist der Eintritt des freien Menschen in die unendliche Welt*, in welcher er bis dahin nur antichambrirender Sklave war. Damit ist die Bahn der geistigen Welteroberung, der „höhern Anschauung" und Entwickelung gebrochen, nicht, wie Sie meinen, abgeschnitten. Nicht je tiefer der Mensch erniedrigt, sondern je höher er erhoben wird, desto höher steht er. Diese Wahrheit begreift der dummste Schulknabe, nicht aber der gelehrteste Theologe.

Frommer Mann, geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns die Unermeßlichkeit der Natur durchschreiten. Sehen Sie den Blitz, er schießt unschädlich herab in die Scholle, die wir ihm durch einen eisernen Stab zum Begräbniß anweisen; hören Sie den Donner, er ist nur eine Musik der Natur und bloß geeignet, Kinder zu schrecken; hören Sie den Sturm, er brüllt vergebens um unser Schiff, das die aufgethürmten Wogen durchfliegt, und nur seine Flügel darf er uns bieten; sehen Sie die Sonne, sie ist unsre Leuchte und *muß* es sein, sie kann nicht anders, und zündeten wir selbst ihr Feuer an, sie würde uns nicht näher angehören, als jetzt, wo die Natur ihr Licht anzündet; dringen Sie in den Schwarm der Sterne, sie harren nur der Stunde, wo eine neue Erfindung sie offen vor unser Auge stellt. Wohin Sie

ſehen, iſt der Menſch zu Hauſe. Die ganze Natur iſt ſein Eigenthum, ſo weit er ſie erobert, und ſeiner Eroberung ſind keine Grenzen geſetzt. Und hemmt ihn auch noch in tauſendfacher Weiſe die Kraft der Elemente, dennoch wohnt in ihm die unendliche Fähigkeit, ſie zu überwinden, und je mehr er in ſeiner Entwickelung fortſchreitet, deſto mehr geht ihm die Natur zur Hand und überwindet ſich ſelbſt. Denken Sie zurück an die Zeit, wo die rohen Elemente noch wild durcheinander gohren, wo Ueberſchwemmungen und Erdbeben, wo Elementarerſcheinungen und Seuchen ihren ſtets wiederholten Umzug um die Erde hielten. Und dieſem Zuſtand entſprach der wilde, rohe, unentwickelte Zuſtand der Menſchheit. Wie aber haben ſich dieſe einander entſprechenden Zuſtände im Lauf der Jahrhunderte beiderſeitig ſchon geändert, gebeſſert, gemildert! Alles geht in der Natur Hand in Hand, weil ſie eben ein Ganzes iſt, und mit der Menſchheit entwickelt ſich zugleich Himmel und Erde bis in die höchſten Milchſtraßen und die tiefſten Bergſchluchten hinein. Wo aber die rohe Kraft der Elemente dem Menſchen noch Meiſter wird, wo das Meer ihn noch verſchlingt und Seuchen ihn noch hinraffen: ſoll er da ſich demüthigen vor einem eingebildeten Herrn, der in Geſtalt der Meereswogen und Peſtbeulen auf ihn eindringe? Nie und nimmer! Er fügt ſich, wie der Fromme es trotz ſeinem Glauben nicht minder thun muß, in das unvermeidliche des Naturgeſetzes, er erfüllt als Theil dieſer Natur mit Bewußtſein ſein Schickſal, und was kann ihm dabei Schlimmeres widerfahren, als was ohnehin unſer aller Loos iſt? Kann ihm etwas Schlimmeres widerfahren, als — Sterben? Frommer Mann, lernen Sie leben und Sie werden auch zu ſterben wiſſen. Lernen Sie Herr Ihrer Lage werden und Sie werden es auch zu bleiben wiſſen. Lernen Sie wahrer Menſch ſein und Sie werden „Gott“ ſein. Und wenn es in dem Entwickelungsgeſetz der Welt geſchrieben ſtehen ſollte, was Ihr Glaube prophezeiht, daß die Erde einſt in Scherben gehen werde, ſo liegt darin dennoch kein Grund für den Menſchen, ſein Selbſtgefühl als Theil der Welt und ſeine Haltung zu verlieren.

Si fractus illabitur orbis, impavidum ferient ruinae.

Derselbe an Denselben.

Sie sind der Meinung, ich komme oder wolle, was das praktische Zusammenleben der Menschen betrifft, mit meiner Doktrin auf den sogenannten Kommunismus oder Sozialismus hinaus. Dagegen bemerke ich zunächst, daß ich meine Ueberzeugung nicht unter einen bestimmten, ephemeren Schul- oder Parteinamen bringen lassen kann. Sodann aber erkläre ich, daß ich den Weg, welchen der Kommunismus und Sozialismus zur Lösung ihrer schönen Probleme einzuschlagen suchen, in wesentlichen Punkten für verfehlt halte. Das Gute wird durch keinen Namen schlecht gemacht, welcher der Polizei gehässig geworden. So wird auch die Aufgabe des sogenannten Sozialismus, welche mit einem Wort nur in der Befreiung und Beglückung des Menschengeschlechts bestehen kann, nicht dadurch herabgesetzt, daß Dummheit, Egoismus und Polizei mit solchem Streben nicht einverstanden sind. Die Frage ist nur, ob die Anhänger jener Lehre nicht zum Theil selbst ihrer Aufgabe durch zu weitgehende Konsequenzen und verkehrte Mittel entgegenarbeiten, und diese Frage kann ich nur bejahen. Von der projektirten Aufhebung alles Privateigenthums, der demnächstigen Fesselung der individuellen Freiheit an einen gemeinsamen Brodkorb und der Auflösung des staatlichen Verbandes kann ich keine gesellschaftliche Ordnung und kein dauerndes Glück für die Menschheit erwarten. Doch es ist hier der Ort nicht, auf dieß Thema weiter einzugehen, da ich die Anhänger des Sozialismus und Kommunismus mit Ihnen nicht auf die gleiche Linie der Gegnerschaft stellen kann. Einstweilen sollten Sie nur überzeugt werden, daß man Ihr Gegner sein kann, ohne in die schon üblichen Rubriken der Polizei hineinzupassen. Deßhalb lassen Sie sich noch sagen, daß ich den Staat und zwar den demokratischen Staat für völlig geeignet halte, den Menschen seinem Ziel zuzuführen, wenn derselbe sich aller der Mittel bedient, welche solche Staatsform ihm zur Verfügung stellt.

Derselbe an Denselben.

„Also die Republik?“ Ja, frommer Mann, die Republik! Auch vom „Atheismus“ führt der gerade Weg in die Republik,

in die „soziale" Republik. In der Republik liegt die Zukunft der Welt. Die Zukunft ist Republik. Wenn Sie zu Bette gehen, mein Herr, so bekreuzen Sie sich und denken Sie an die Republik. Sie ist es, nach welcher das Herz der Völker unbewußt wie eine Wünschelruthe hinüberschlägt; sie ist es, vor welcher sich alle Gewalt des Unrechts im Geheimen entsetzt und zu deren Abwehr alle Federn ihrer Maschinerien in Thätigkeit sind. Was wird es nützen? Die Republik ist ihrer Sache gewiß, sie wird weder durch Beten noch durch Gewalt zurückgetrieben, sie schreitet an der Hand der Naturnothwendigkeit mit sicherem Schritt ihrem künftigen Reiche zu und dieß Reich ist die Erde und zunächst Europa. Noch steht eine letzte, großartige, ungeheure Erhebung der alten Zeit und der alten Macht gegen die neue Welt der Republik bevor und die Anstrengung, sie für immer zu vernichten, wird riesig sein. Aber die junge Kraft wird die alte zerschmettern und was für ewig sie vernichten sollte, wird sie für ewig sichern. Wer ein Auge der Zeit hat, der lasse es nicht durch die kleinen Zwischenerscheinungen ablenken, er schaue in die Zukunft und befreunde sich mit der Republik. Sie, frommer Mann, bekreuzen Sie sich, und schauen Sie nach dem Kirchhof.

Juni 1845.

(Fugenstopfer 1.)

Ein Ganzer an einen „Gemäßigten".

Ihre Ermahnungen an mich sind gut gemeint, deßhalb erwiedere ich sie nicht mit Spott. Aber sie abzuweisen, darf ich nicht unterlassen.

Sie tadeln zweierlei an mir, nämlich zuerst das zu weit Gehende meiner Ansichten und dann die rücksichtslose Art, sie auszusprechen. Sie gehen noch von jener anerzogenen, durch nichts zu rechtfertigenden Voraussetzung aus, daß es zu weit gehende Wahrheiten geben könne. Das kommt mir in der Tha-

vor, als wolle man behaupten, es könne zu grüne Bäume, zur ſchöne Blumen, zu ſüßen Zucker, zu naſſes Waſſer u. ſ. w. geben. So wie nichts in der Welt über ſeine Art und ſein natürliches Maß hinauswachſen kann, dieß Maß aber möglichſt auszufüllen ſuchen muß und nach der Ausfüllung des Maßes ſeiner Beſtimmung mehr entſpricht als vor der Ausfüllung, ſo kann auch die Wahrheit nicht über die Wahrheit hinaus; die jedesmalige ganze Wahrheit aber muß um ſo viel beſſer ſein, als die halbe, je mehr Werth die Wahrheit an ſich beſitzt. Wollen Sie die ganze Wahrheit verwerfen, ſo müſſen ſie die Wahrheit an ſich verwerfen; denn was der Ganzen fehlt, iſt eben Unwahrheit, und wer Unwahrheit dulden kann, kann nicht die Wahrheit wollen.

Ihre ganze Furcht kann vernünftiger Weiſe nur darauf hinauskommen, daß die Wahrheit mit der Unwahrheit, und das durch die Wahrheit in's Werk zu Richtende mit dem durch die Unwahrheit Beſtehenden in ſtörende Kolliſionen gerathen könne. Sofern Sie bei dieſer Furcht von der praktiſchen Vernunftregel geleitet werden, daß die Wahrheit nicht auf der Stelle die Unwahrheit verdrängen und der ausgeſprochene Gedanke nicht immer gleich zur That, wie der ausgeſtreute Saame nicht gleich zur Pflanze werden könne, bin ich vollkommen mit Ihnen einverſtanden; ſofern Sie aber die Rechtsfrage aufnehmen und das Recht den Saamen auszuſtreuen, abſprechen oder beſchränken, wollen, weichen wir entſchieden auseinander. Keiner Anſicht oder Perſon darf und ſoll gewehrt werden, ſich auszuſprechen und Anſpruch auf Wahrheit zu machen; eben ſo wenig aber darf und ſoll irgend einer Anſicht oder irgend einer Perſon, mag die erſtere noch ſo verbreitet und die letztere noch ſo mächtig ſein, das Monopol der Wahrheit zugeſtanden werden. Die eine wie die andere iſt der Beurtheilung verfallen und muß im Kampf dieſer Beurtheilung erliegen, wenn nicht die Wahrheit auf ihrer Seite ſteht. Die Wahrheit aber geht aus ſolchem Kampf ſo ſicher hervor, wie die Wärme aus dem Feuer. Es gibt bei freiem Geiſteskampf eben ſo wenig einen gefährlichen Irrthum, als eine gefährliche Wahrheit. Deshalb ſollte es die erſte Maxime jedes vernünftigen Menſchen ſein, daß es auf dieſer Erde keine der Unter-

drückung bedürftige Ansicht gebe, sobald die Freiheit vorhanden ist, sie durch ihren Gegensatz zu prüfen, und daß der menschliche Geist alle Irrthümer, in welche er verfallen kann, selbst berichtigt. Ihm diese Arbeit aber versagen, heißt, ihm seine Bestimmung verschließen, ihn dem möglichen Sklavendienst der Unwahrheit aussetzen und die Wahrheit zur gemeinen Polizeisache machen.

Wenn Sie also in der bloßen Abweichung einer neuen Ansicht von einer bestehenden und in ihrem Gegensatz zu historischen Gestaltungen einen Grund zu ihrer Abweisung finden wollen, so gesellen Sie sich offenbar Jenen zu, welche das Unrecht und die Lüge sanktioniren, wenn und weil sie bestehen oder von äußerer Macht begleitet sind. Glauben Sie, daß ich in meinen Ansichten zu weit gehe, was nichts Anderes heißen kann und darf, als daß sie unrichtig seien, so geben Sie sich an's Werk, sie zu berichtigen. Gelingt Ihnen das, so werde ich selbst Ihnen dankbar sein; gelingt es Ihnen nicht, so erkennen Sie meiner Ansicht das Recht zu, ihren Sieg zu verfolgen und sollten alle Zeloten und alle Despoten der Welt mit ihren sämmlichen Anhängern und Knechten gegen sie in's Feld rücken. Sie machen sich zum Alliirten solcher Menschen, wenn Sie der Geistesäußerung irgend eine Grenze ziehen. Besteht ein Recht, solche Grenze zu ziehen, so kommt es nur auf die Macht an, um sie so eng als möglich zu ziehen, und wer einmal das Recht hat, fremde Ansichten zurückzuhalten, der hat auch das Recht, die eignen nöthigenfalls mit der Knute einzubläuen.

Wenn Sie nun von der Art sprechen, meine Ansichten geltend zu machen, so unterscheiden Sie dabei wohl, ob es bloß darauf ankomme, sie zu entwickeln, oder ob es darauf ankomme, ihre Feinde aus dem Felde zu schlagen. Von Entwickelung neuer Ansichten über die Punkte, welche wir im Auge haben, kann einstweilen wenig mehr die Rede sein. Die Hauptwahrheiten unsrer neuen Zeit sind in der Theorie soweit festgestellt, daß es unter den Leuten des Fortschritts nur einzelnen Ruhmsüchtigen noch einfällt, ihnen wieder neuerfundene Theorieen entgegensetzen zu wollen. Es ist also hauptsächlich nur Rede davon, den erkannten Wahr

heiten Bahn in das wirkliche Leben zu brechen. Was dieß aber heißen wolle, haben Sie sich das schon ernstlich gefragt? Haben Sie schon den ungeheuern Abstand gemessen zwischen Dem, was wir für wahr erkennen, und Dem, was die alte Zeit uns entgegenstellt? Ich übergehe hier das religiöse Gebiet, auf welchem ohne politische Freiheit nicht aufgeräumt werden kann, aber legen Sie den Maßstab des Rechts an unsere politischen Zustände, und fragen Sie sich, ob da noch mit „gemäßigter" Gesinnung zu helfen und mit gemäßigter Sprache zu sprechen sei? So wahr Sie keinen Wald mit dem Okulirmesser ausroden und keinen Sumpf mit der Sandbüchse austrocknen, so wahr werden Sie den Wust von Unrecht und Lüge, der uns umragt, nicht mit den Waffen des Friedens und den Werkzeugen der Mäßigung durchbrechen. Wahrlich, es gehören Temperamentsfehler dazu, um in dieser Zeit noch von Mäßigung zu reden. Diese Zeit, welche die Jugend alt machen kann mit der Aufdringlichkeit ihrer ernsten Lehren, muß selbst das Alter jung machen können mit der Gluth ihres langgeschürten Zorns. Wo die innerste Natur des Menschen gährt und sich bäumt gegen den marternden Zwang, den die rastlose Gewalt in tausendfacher Form ihr auflegt; da heißt es, entweder sich glühend zum Vernichtungskampf gegen den Todfeind aufzuraffen, oder unter seinem Druck verzweifelnd zu Grunde zu gehen. So lang es noch möglich ist, daß uns, nachdem die Nabelschnur des Mutterschooßes von uns abgelöst ist, die Polizei oder die Noth ihre Sklavenschnur um den Hals wirft, um uns für Lebenslang in dem Pferch der Leibeigenschaft an ihren Pflock zu binden, so lang soll das Blut uns in friedlichen Wallungen durch die Adern rinnen? So lang es möglich ist, daß die Schlechtigkeit mit ihren geheimen Mitteln noch den Sieg davon trägt und die triumphirende Gewalt das hintergangene Recht legitim unter ihren Fuß tritt, so lang soll unser Herz Ruhe haben und unser Grimm schlafen gehen können? So lang es noch möglich ist, daß ein einzelner Mensch oder eine Klique auf ein ganzes Land, auf einen halben Welttheil ihre Hand legen und sagen: in diesem Land, in diesem Welttheil soll der freie Menschengeist ein Fremdling oder Verbrecher sein, und nur mit unserm Stempel versehen und

mit unſerm Joch belaſtet darf er ſich hier blicken laſſen, — ſo lang ſoll noch irgend eine Sprache zu ſtark und irgend ein Urtheil zu hart ſein? Iſt's denn ſo ſchwer, das unausſprechlich Empörende dieſer Verhältniſſe ganz zu empfinden? Iſt's denn möglich, das Empfundene zu verſchweigen oder in zahme Redensarten einzukleiden? Wahrlich, wenn unſere Worte Donnerſchläge und unſere Verdammungen Felsblöcke würden, ſie wären kaum entſprechende Waffen für den flammenden Grimm, der den Geiſt der Menſchheit bei dem Anblick ſeiner Erniedrigung durchzucken muß. Beim Anblick dieſer Erniedrigung, die alle Welt ſieht, alle Welt empfindet und Keiner entfernt! Gemäßigter Freund, ſpotten will ich nicht über Sie, aber ich müßte Sie vernichten, wenn Ihrer Mäßigung unſre alleinige Hülfe überlaſſen werden ſollte.

Sie meinen es ganz gut mit der Sache des Fortſchritts im Allgemeinen, aber dieſe gute Meinung iſt ohne entſchiedene Anſichten, feſten Willen und unzweideutiges Auftreten eher nachtheilig als förderlich. Sie möchten die Wahrheit wohl ſagen, aber ſo, daß ſie nicht zu kenntlich wäre, d. h.: Sie möchten die Wahrheit in der Geſtalt der Unwahrheit produziren; ſie möchten das Recht wohl fordern, aber ſo, daß die Forderung nicht beleidigte, d. h.: Sie möchten das Recht von der Gnade des Unrechts abhängig machen. Erkennen Sie nicht, daß dieß das wahre Weſen Ihres ganzen Verhaltens bezeichnet? Sie hangen noch an jener Klugheitsmarime der Schwachen, daß man die Mächtigen nicht drängen und beleidigen dürfe, weil man alsdann gar nichts von ihnen erlange. In Ihrem Glaubensbekenntniß figurirt alſo oben an die Gnade. Haben Sie die Bedeutung dieſes Wortes ganz erfaßt? Mit Ihrem Glaubensbekenntniß verſteigt man ſich höchſtens zu jener ſcheinkonſtitutionellen Lügenſprache, welche das noch ſo klar erkannte, noch ſo unzweideutige, ſich noch ſo brutal eindrängende Unrecht mit einem erheuchelten Glauben an die Unmöglichkeit deſſelben zu bannen meint, und das beſte Recht unter loyalen Reſervationen begräbt. Ich denke anders über die Sache. Ich bin der Meinung, daß das Wort Gnade aus unſrer Sprache verſchwinden müſſe; ich bin der Meinung, daß kein Menſch in der Welt mächtig genug ſei, um Das, was Wahrheit und Recht

fordern, einem Volk, welches Wahrheit und Recht erkennt, vorzuenthalten. Dieſe Erkenntniß aber bringt man dem Volk nicht bei durch diplomatiſches Uebergehen und feiges Bemänteln. Grade heraus, ohne Umſchweif, ohne Schonung, ohne alle „Pietät" vor den Trägern des Unrechts ſollen und müſſen wir, wo wir Gelegenheit dazu haben, das Recht fordern und verkünden, wie es in unſrer Ueberzeugung ſich darſtellt. Mit dem Uebelnehmen der Mächtigen hat es dann gute Wege. Heute nehmen ſie übel, morgen geben ſie zu, übermorgen geben ſie nach. Nur zeige man ihnen, daß man nicht geſonnen iſt, mit ihnen zu transigiren, wo ohne Verrath am Recht kein Transigiren möglich iſt, daß man klar erkennt, was man fordert, und nicht aufgibt, was man erkennt. So lang man ſie im Zweifel läßt, ob man das Unrecht, welches ſie vertreten, völlig erkannt habe, ſo lang machen ſie ſich noch Hoffnung, es aufrecht erhalten zu können. Sie kleiden es dann in einen neuen Mantel des äußern Rechts ein, nachdem wir ſelbſt in loyaler Feigheit und Halbheit den Stoff zu dieſem Mantel dargebracht haben, und wir ſind alsdann ſchon moraliſch genöthigt, unſer eignes Fabrikat anzuerkennen.

Worin Sie ſich mit Ihrer Maxime hauptſächlich verrechnen, das iſt das Vertrauen, womit Sie bei ſogenanntem loyalem Auftreten Konzeſſionen von der Gewalt erwarten. Nichts iſt verderblicher, als dies Vertrauen. Das Vertrauen auf eine Selbſtverleugnung, welche ſich auf das bloße Gebot der Vernunft ihrer Macht zu Gunſten des Volks entäußert, kann man nur Männern einer Charakter- und Geiſtesgröße ſchenken, wie ſie unter den Mächtigen nicht mehr gefunden wird und vielleicht niemals zu finden geweſen iſt. Es handelt ſich in unſrer ganzen gegenwärtigen Politik rein um den Kampf zweier unvereinbarer Gegenſätze. Zwiſchen dieſe Gegenſätze das Vertrauen als Vermittler einſchieben, heißt, den einen an den andern verrathen. Die Entſcheidung iſt nur vom Kampf zu erwarten; Sieg und nicht Vermittlung muß das Ziel ſein! Je mehr der feudaliſtiſche Egoismus weiß, daß er zu Grunde gehen muß und wird, deſto mehr wird er ſeiner Natur nach darauf bedacht ſein, ſeine Zeit durch Benutzung der Schwächen ſeines Gegners zu verlängern. Die größte

unter diesen Schwächen ist aber das Vertrauen, weil es Mangel an Einsicht und Mangel an Entschiedenheit zugleich verräth. Dem Gegner vertrauen, heißt ihn berechtigen; ihn versöhnen wollen, heißt sich ihm überliefern. Man muß ihn vernichten wollen und ihm sagen und zeigen, daß man ihn vernichten will. Er wird alsdann freiwillig weichen, wenn er klug ist, und büßen muß er, wenn er das Unrecht mit Gewalt aufrecht erhalten will. Seien Sie ehrlich, aber nicht klug. Hinter der Klugheit steckt stets entweder die Furcht oder eine faule Sache. Wer recht hat, braucht keine Klugheit. Grade wo die faulste Politik herscht, finden Sie die meiste Klugheit, und diese Klugheit muß stets die schlimmsten Endresultate im Gefolge haben, weil ihre Kunst nur darin bestehen konnte, *das Unrecht zu verlängern und dadurch zu vergrößern*. Deshalb möchte ich sagen: in der Politik ist die größte Klugheit auf die Dauer die größte — Dummheit. Wenn für uns einmal die Zeit kommt, an die Klugheit zu denken, so wird es sich nur um die Frage der Zweckmäßigkeit handeln in Bezug auf die Mittel, unsern Prinzipieen den Gegenmitteln zum Trotz den Sieg zu sichern; so lang es aber bloß darauf ankommt, diese Prinzipieen auszusprechen, unser Recht aufzustellen, den Sieg vorzubereiten, bedürfen wir keiner Klugheit, sondern nur der Ehrlichkeit und Entschiedenheit. Die Wahrheit hat die Kraft, sich selbst Denjenigen aufzudringen, welche sie verabscheuen, nur muß sie kenntlich und ohne Scheu an's Licht treten.

Es verursacht mir immer entweder Ekel oder Lachen, wenn ich sehe, wie unsre loyalen Liberalen das Volksrecht auffassen und geltend zu machen suchen. Sie haben dabei vor nichts größere Scheu, als vor dem Namen dessen, was sie zu vertreten beabsichtigen. Sie sagen nicht, dieß und das fordern wir, weil es ein Recht des *Volks* ist, sondern sie nehmen zu ihren Motiven höchstens die von den Reaktionairen zur Stützung ihres Systems ebenfalls vorgekehrte „Nationalkraft," das „Wohl des Staats" oder gar das „Interesse der *Regierung*" selbst. Bei Licht besehen ist Das, was sie vertreten oder vertreten sollen, dem Interesse der Regierung, wie es nach dem feudalen und reaktionairen Prinzip zu verstehen ist, grade entgegengesetzt. Dennoch

geben sich manche Vertreter des Volks immer das Ansehen, als müßten sie das Interesse der Regierung vertreten. Wer bestellt sie dazu? Die Regierungen kennen ihr Interesse (den Ausdruck wohl verstanden) besser, als jene demüthigen Rathgeber, die andere Pflichten haben, als die Sorge für die Regierung, ihren Pflichten aber stets einen Mantel loyaler Heuchelei umhängen, damit sie unkenntlich werden. Warum? Feigheit, lieber Freund, nichts als Feigheit! Wollen Sie es aber dahin bringen, daß man Ihre Mäßigung mit jener Feigheit gleichstelle? Oder wollen Sie sich jenen Spekulanten zuzählen lassen, welche einen Rock von liberalem Tuch und loyalem Unterfutter anziehen, um nach beiden Seiten hin „möglich" zu bleiben? Wollen Sie ein Mann des Volks sein, so zeigen Sie, daß Sie nach der andern Seite hin nicht mehr „möglich" sind. Ich traue Keinem weniger, als Denen, die in unsrer Zeit als sogenannte Liberale noch „möglich" zu bleiben suchen. Es ist ein trefflicher, stempelnder Ausdruck, dieses „möglich," und man sollte nicht unterlassen, diesen Stempel allen Denen aufzudrücken, die ihn verdienen. Ich mache Sie auf ihre Freunde aufmerksam. Ich kenne unter ihnen mehrere, welche Sie wegen ihrer „weisen Mäßigung" hochschätzen, deren Leitstern aber einzig jene verrätherische „Möglichkeit" ist.

Ich eile zum Schluß und nehme nur noch ein Paar Bemerkungen auf, die Ihnen ein mißverstandenes Wohlwollen für meine Person eingegeben. Sie meinen, ich verscheuche durch rücksichtloses Auftreten meine Freunde und zwinge Manchen, mich zu ignoriren, der gern mit mir übereinstimme. Lassen Sie sich sagen, daß ich Niemanden zum Freunde mag, den ich nicht achten kann, daß ich aber Niemanden achten kann, der eine Person wegen Ueberzeugungen verläugnet, die er selbst theilt. Wer sich wie eine Zeitung zensiren und seine Sympathieen für mich durch die fremde oder eigene Zensur streichen läßt, dessen Sympathieen sind mir keinen Kreuzer werth. Ich mag keinen Freund, der nicht für meine Sache glüht, und keiner glüht dafür, der aus Furcht vor der Sache persönliche Beziehungen verleugnet. An einem „ignorirenden" Freunde verliere also ich so wenig, als unsre Sache durch ihn gewinnt. Stände ich ganz allein, drehten mir alle „Freunde" den Rücken zu, ich würde

dennoch bleiben, wie ich bin, und fortfahren, alle Feiglinge zu verachten und — verzeihen Sie mir das — alle „Gemäßigten" auszulachen.

Auch meinen Sie, die „Mäßigung" würde meinem schriftstellerischen Interesse zu gut kommen, und aus demselben Metall, woraus man in der Eile ungefeilte Bolzen schmiede, könne man bei künstlerischer Sorgfalt und Ruhe sich eine hübsche Museumsbüste gießen. Lieber Freund, lassen Sie doch diese Eitelkeiten aus dem Spiel. Mein Egoismus ist zu reell, als daß er darauf bedacht wäre, für Zeiten zu sorgen, wo er nicht mehr existirt. Nach dem Tode noch genannt zu werden, würde für mich selbst dann kein Gegenstand des Ehrgeizes sein, wenn ich des Nachruhms sichrer wäre, als ich bin. Ist es nicht überhaupt eine Thorheit, auf solchen Ruhm einen Werth zu legen? Vernünftiger Weise kann man ihn nur gelten lassen, sofern er die natürliche Folge eines Vorruhms ist, denn nur für den Lebendigen kann ein Ding Interesse haben. Für den Lebenden hat der Ruhm einen Werth, weil er *ein Mittel des Wirkens* ist; für den Todten existirt er nicht mehr. Und auf wie lang will der, welcher die Schwäche besitzt, den Ruf nach dem Tode durch eitle Vorstellungen im Leben vorwegzunehmen, die Dauer seines Rufs abmessen? Die Berühmtheit nach dem Tode wird um so seltner werden, je häufiger sie im Leben wird. Heut zu Tage regnet es berühmte Männer. Ist es nicht wahre Kinderei, ihnen den Vorrang auf dem *Kirchhof* ablaufen zu wollen? Ist es nicht die gleichgültigste Sache der Welt, ob die Blumen, die auf meinem Grabe wachsen werden, acht Tage ausdauern, oder vierzehn? *Auf keinem Grab werden sie ewig blühen*; aber selbst dieß in einzelnen Fällen vorausgesetzt, wäre für den Todten ein ewiger Nachruhm mehr werth, als ein Ruhm von zehn Minuten? Oder kann es irgend einem Menschen etwa einfallen, sich für Diejenigen berühmt zu machen, die seinen Nachruhm verbreiten? Habe ich in der Erfüllung meines persönlichen Berufs etwas gewirkt oder geschaffen, was meinen Namen fortpflanzt, so ist dabei nur das Gewirkte oder Geschaffene von Werth und wird Gemeingut meiner Mitmenschen; mein Name ist dabei eine gleichgültige Zugabe

Ich wünſchte, mein Freund, die Chimäre von dem Werth des Nachruhms Allen aus dem Kopf reden zu können. Sie bringt den Einen dazu, vor der Zeit die Hände in den Schooß zu le-gen, und den Andern verleitet ſie, ſeine Kräfte, die an dem Trieb-rad der Zeit thätig ſein könnten, in eitlen Bemühungen zu ver-zetteln. Unſre Zeit iſt, wenn irgend eine, die Zeit des Kampfes. Mein einziges Streben iſt darauf gerichtet, für dasjenige zu agi-ren, was ich für wahr und recht halte, und mein Bewußtſein findet ſeine Befriedigung in den Reſultaten dieſes Strebens. Daß dieſe Reſultate ſofort an's Licht treten ſollen, erwarte ich nicht und kann ich nicht erwarten; aber ich weiß, daß kein Saamenkorn der Wahrheit, in rechter Weiſe in die rechte Furche geworfen, verlo-ren geht, und was ich heute nicht wachſen ſehe, werde ich mor-gen wachſen ſehen. Säen von der einen und Mähen von der andern Seite, das iſt unſre Aufgabe. Was uns Alle erfüllt, das ſoll That und Leben werden. Darauf kommt es an. Um es dazu zu bringen, müſſen wir kämpfen und aufräumen, unermüdlich, un-erbittlich, unverſöhnlich. Nur die Sache der Freiheit darf uns treiben, nur ihr Sieg darf uns verſöhnen. Nicht ob wir einen hübſchen Degen tragen oder uns auf elegante Fechterkünſte ver-ſtehen, ſondern ob unſre Waffen und Hiebe geeignet ſind, den Feind niederzuſchlagen, den Freund zu ſchützen, darauf ſollten wir das Augenmerk richten. Nicht ob wir ſchöne Worte machen und geiſtreich ſein können, ſondern ob unſre Worte in fremdes Blut und unſre Gedanken in fremde Köpfe übergehen, darum allein ſollte es ſich handeln. Wir haben uns ſchon ſo lang berühmt ge-macht und nichts dabei erreicht; laßt uns jetzt endlich unſern Ruh-mes-Kirchhof verlaſſen und ihn nur wieder betreten, um die Tod-en zu begraben, damit die Lebenden Platz erhalten. Zehn Jahre meines Lebens mit meinen Mitbürgern frei und glücklich zu ſein, wäre mir, mein ruhmbeſorgter Freund, mehr werth, als für alle Zeiten berühmt zu werden.

II.

Gegen die Kommuniſten *).

Von

K. Heinzen.

Ihr werdet nicht dadurch für die Menſchheit groß genug, daß ihr für die Republik zu klein ſeid.

Nicht an, ſondern vor die Spitze der Zeitbewegung hat ſich ſeit Kurzem in Teutſchland eine kleine Schaar von Leuten gedrängt, welche das Feldgeſchrei eines vernünftigen Weiterſtrebens der Art

*) Es wird der Verlagshandlung nur zum Verdienſt gerechnet werden, daß ſie nicht bloß dem Kommunismus, ſondern auch deſſen Gegnern eine Arena eröffnet.

Vorliegender Aufſatz iſt im Zuſammenhang mit den Briefen eines „Atheiſten" zu leſen.

Indem ich gegen die Kommuniſten aufzutreten für Schuldigkeit halte, biete ich — und dieſe Geſinnung iſt nicht die meinige allein — denjenigen Kapazitäten unter ihren Begünſtigern die Hand der Vereinigung, welche perſönliche Rückſichten der Gelegenheit, Nützliches zu wirken, aufzuopfern wiſſen, eine nützliche Wirkſamkeit aber eben ſo wenig in der Verfolgung unausführbarer Theorieen, wie in feindſeliger Zerſplitterung ſchöner Kräfte nach dünkelhaften Launen ſuchen. Anarchie unter den Vorkämpfern der Bewegung iſt nicht das Mittel, etwas Bedeutendes zu erreichen. Vereinigung thut noth und wer ihr praktiſche Bedeutung geben will, der verſäumt vor allen Dingen nicht, an Diejenigen anzuknüpfen, die auf dem Boden des Gegebenen redlichen Willen und Einſicht an den Tag legen. Wer ſolche Vereinigung nicht will und perſönlichen Dünkel oder kleinliche Kapricen höher ſtellt, als gemeinſame Förderung allgemeiner Zwecke, der möge ſich beliebig iſoliren; arbeitet er aber dieſen Zwecken entgegen, ſo muß auf das Entſchiedenſte Fronte gegen ihn gemacht werden. Mein Auftreten wird Niemand als Anmaßung anſehen, der die Berechtigung anerkennen kann, welche der feſte Wille für eine gute Sache verleiht.

K. H.

zu überſtimmen trachten, daß ein Entgegentreten gegen dieſes Unweſen, und zwar vom Standpunkt der Oppoſition ſelbſt aus, nicht mehr zu umgehen iſt. Eine Einigung mit dieſen Leuten iſt nicht denkbar, denn ſie wollen ſie nur unter dem Beding einer blinden Unterwerfung unter ihre bodenloſe Doktrin; eine „Theilung der Arbeit“ iſt mit ihnen nicht ausführbar, da ſie Alles, mag es noch ſo ſelbſtbewußt ſeinen Weg verfolgen, zur bewußtloſen Handlangerei degradiren, wenn es nicht den Fuß in ihre Spuren ſetzt; Parteirückſichten ſind ihnen gegenüber auch nicht mehr am Platz, denn ſie ſind über alle Partei hinaus, die den Boden der praktiſchen Vernunft unter ſich feſtzuhalten ſucht. Man muß alſo gegen ſie polemiſiren. Ich bin ihnen zum Theil ſchon bei einer früheren Gelegenheit entgegen getreten; damals verſchrieen mich die Angegriffenen als einen Polizeimenſchen und Denunzianten. Auf die Gefahr hin, daß ich in ihren Augen ſolche Ehrentitel noch immer verdiene, werde ich ihnen abermals meine Meinung ſagen. Vielleicht wird ſich ihre Beſchuldigung in eine Dankſagung verwandeln, wenn man durch Darſtellung ihrer Lächerlichkeit ihnen polizeiliche Sicherheit verſchafft.

Die Herren nennen ſich in der Regel Sozialiſten. Andere nennen ſich auch Kommuniſten. Das letztere Wort bezeichnet das Weſen ihrer ganzen Doktrin jeden Falls beſſer, weßhalb ſie hier unter dem Namen Kommuniſten zuſammenbegriffen werden mögen. Es wäre auch ein vergebliches Bemühen, einen durchgängigen Unterſchied zwiſchen Kommunismus und Sozialismus feſtſtellen zu wollen, da die Herren ſelbſt ihn nicht angeben könnten.

Wer repräſentirt den Kommunismus? Wer repräſentirt ihn überhaupt und wer repräſentirt ihn in Deutſchland? Ich weiß es nicht. Die Herren lieben es, ihre Propaganda mit derjenigen der erſten Chriſten zuſammenzuſtellen und nennen auch wohl ihre Lehre geradezu das neue Evangelium. Dabei muß man ſie zunächſt auf den Unterſchied aufmerkſam machen, daß das Chriſtenthum einen Mittelpunkt, einen Repräſentanten, einen Meſſias hatte, der den Apoſteln voraufging; der Kommunismus hat es aber höchſtens zu Apoſteln gebracht, denen vielleicht der Meſſias nachfolgen wird. Mögen ſich die Herren Apoſtel einſtweilen unter ſich um die Ehre

des Messias streiten (Herr Kuhlmann ist noch nicht als solcher anerkannt.) Sobald sie ihn gefunden haben und der Effektizismus unter ihnen aufhört, kann man sich auch direkt an Personen halten; einstweilen müssen sie sich noch solidarisch eine Kollectivbehandlung gefallen lassen nebst der Zumuthung, daß Diejenigen unter ihnen sich kratzen mögen, denen man Jucken verursacht.

Einen ferneren bemerkenswerthen Unterschied zwischen den ersten Christen und den letzten Kommunisten muß man darin finden, daß diese vor nichts eine größere Scheu haben, als vor der Möglichkeit, die Märtyrer ihrer Lehre zu werden. Wenn sie gegen das Märtyrthum schimpfen, so wird man ihnen am Wenigsten da Unrecht geben, wo von einem gesuchten Märtyrthum die Rede ist; aber der nah liegende Uebergang von dem gesuchten zu dem geflohenen Märtyrthum läßt wenigstens Zusammenstellungen als sehr lächerlich erscheinen, die ohne das Requisit des Märtyrthums einen Hauptvergleichspunkt verlieren und sich mit dem Studium der Vermeidung des Märtyrthums durchaus nicht vertragen. Wenn man so für das Menschenglück glüht und kocht, daß man darüber gegen alle vernünftige Rücksichten blind geworden, dann hat man, sollt' ich denken, die kluge Kaltblütigkeit verloren, welche bei jedem Schritt berechnet, ob er in das Märtyrthum führen könne oder nicht, dann läßt man sich gelegentlich mit Enthusiasmus an's Kreuz schlagen oder stürzt sich mit Todesverachtung in das Gewühl der Gegner. Es scheint, daß die Herren entweder einen besonnenern Ton annehmen oder Märtyrer werden müssen. Ich prophezeihe ihnen, daß sie dieser Ehre jedenfalls nicht entgehen, und werden sie nicht Märtyrer ihrer großen Menschenliebe, so werden sie Märtyrer ihrer großen Lächerlichkeit und Arroganz. In den Einzelheiten ihrer Lehre, die noch beständig im (abgehenden) Fluß ist, weichen sie vielfach von einander ab, und ein allgemeines, feststehendes Bekenntniß haben sie nicht; was ihnen aber als allgemeine Eigenschaft zuerkannt werden muß, das ist eine Arroganz in der Absprecherei, ein Dünkel in der Kritik und ein Fanatismus in der Ausschließlichkeit, wie er schwerlich schon da gewesen ist. Sie wissen Alles und sie kennen Alles; sie erkennen nichts an und dulden nichts, als was auf ihre Fahne

ſchwört. Das könnte ſehr charakterhaft ſein, wenn es nicht ſehr lächerlich würde. Nicht bloß das gerettete Alte, ſondern auch das heranwachſende Neue hat vor ihnen keine Berechtigung; nur das Neueſte, das Allerneueſte iſt berechtigt, d. h. wenn ſie glauben es in Curs bringen zu können. Auch die jüngſten Kinder der Zeit mögten ſie in den Mutterleib zurücktreiben, wenn die Unglücklichen nicht einen Kommuniſten mit „lieber Papa“ begrüßen können. Sie unterſcheiden ſo ſcharf, daß, ein einzelnes Buch *geleſen oder nicht geleſen zu haben, ein einzelnes Wort ſo oder ſo* zu verſtehen, bei Manchem von ihnen ſchon einen Unterſchied begründen könnte, deſſen Kluft eine ganze Sonnenferne mißt. Und wofür alle dieſe Ausſchließlichkeit? Für eine unerprobte Theorie! Wo eine ernſte Zeit des Handelns gekommen iſt, wo ein neues Prinzip unmittelbar in's Leben eingeführt werden ſoll, wo an die leitenden Perſonen ſich eine ganze Geſchichtsrichtung anknüpfen kann, da iſt ein fanatiſcher Haß unter verſchiedenen Parteimännern erklärlich, und da kann er nothwendig ſein; das Nämliche iſt der Fall, wenn man Menſchen gegenüberſteht, die keine freie Diskuſſion dulden und keine andere Raiſon anerkennen, als ihre brutale Gewalt; wenn es aber gilt, in tiefem Frieden, zum Theil ſogar unter hoher obrigkeitlicher Zenſur, bloße Doktrinen zu entwickeln, und zwar Doktrinen, die in den Hauptſachen weder für ſich ſelbſt noch nach praktiſchen Proben irgend eine Garantie der Ausführbarkeit darbieten, ſo wird jener ausſchließende Fanatismus und zwar gegen Solche, die mit ihm die Oppoſition gegen die brutale Macht des Beſtehenden theilen, alſo ſelbſt ebenfalls keine Gewalt in Händen haben, geradezu zur Kinderei und Karrikatur. Er iſt eben nur zu erklären aus einem maßloſen perſönlichen Dünkel, welcher zu ſeiner Satisfaktion moraliſch zu erzwingen ſucht, was er nicht durch Ueberzeugung geiſtig zu erlangen hoffen darf. Es gibt weder in der Gegenwart, noch in der vergangenen Geſchichte ein Streben oder eine Perſönlichkeit, vor welcher die berufvollen Herren, mit denen wir es zu thun haben, irgend noch Reſpekt hätten und die ſie nicht gelegentlich mit ſouverainſter Geringſchätzung behandelten, wenn ſie nicht ihre ephemere Doktrin an ſie anknüpfen oder ſie nachträglich mit der Aufnahme in ihre Geſellſchaft beehren können

Selbst der unbescheidenste Republikaner würde von ihnen höchstens mit dem Titel eines bescheidenen Handlangers beehrt werden. Sogar diejenigen werden von ihnen förmlich geschulmeistert, deren Schüler sie sind und denen sie ihre Ideen ganz allein zu verdanken haben. Fourier z. B., dessen Genie auf französischem, wie Feuerbach auf teutschem Boden, der Brunnen für ihre Hauptideen ist, wird von ihnen gelegentlich eben so geschulmeistert, wie Hegel und ähnliche Größen. Nicht die fortschreitende Kritik, welche berichtigt und erweitert (also, wie sich von selbst versteht, den überschrittenen Standpunkt nicht über sich erheben darf), tritt bei ihnen als Hauptsache hervor, sondern die dünkelhafte Arroganz, welche Alles sofort mit Füßen tritt, was ihr nicht mehr auf dem Kopfe steht. Wen sie gestern noch als tapfern Vorkämpfer und kundigen Wegweiser verehrten, den behandeln sie heute mit Verachtung, wenn sie sich einbilden, ihn um einen halben Zoll überholt zu haben. Ich erinnere sie nur an ihre Urtheile über Ruge, der jeden Falls mehr Verdienst hat, als sie alle zusammen. Ein wirkliches Verdienst, um kleiner Meinungsverschiedenheiten oder persönlicher Differenzen willen verkennen oder herabsetzen, ist kleinlich und unwürdig. Wie weit die Kommunisten übrigens das Parteihalten im Interesse einer Sache treiben, wird sich am Ergötzlichsten zeigen, wenn sie, was nicht lang ausbleiben kann, sich untereinander in die Haare gerathen.

Wie bereits gesagt, haben die Herren selbst keine neuen Ideen produzirt. Sie zehren und bewirthen nur an fremdem Tisch. In der Regel gebärden sie sich aber so und wickeln sich mit solcher Wuth in die fremden Lehren hinein, daß man glauben sollte, sie seien ihnen schon im Mutterleib an die Person gewachsen. Es überschleicht Einen ein wahrhaft naturhistorisches Schaudergefühl, wenn man so einen von Hause durchaus inhaltlosen, renommirenden Neophiten vor sich sieht, wie er mit raupenartiger Gefräßigkeit sich auf alle neue Aufwüchse des Geistes und des Ruhmes stürzt und von Dem, was er heute gefressen, morgen schon einen klafterlangen Strang heruntersspinnt, um Alles aufzuhängen, was nicht mit ihm zu Tische sitzt. Solche Leute des „kurzen Gedärms", die eben nur aus einem einzigen Darm bestehen, an welchem das

eine Ende beſtändig frißt und das andere beſtändig ausleert, haben gut reden von anderer Leute ſchlechtem Magen, der alle die herrlichen Gerichte nicht ſofort durch ſämmtliche Kanäle treiben kann und, ehe er ſie für ſeinen Körper zu verarbeiten ſucht, zuvor mit ſich zu Rath geht, ob ſie ſich auch aſſimiliren laſſen. Was kann man daran thun, wenn man ſo kleinlich und ordinär konſtruirt iſt? Haben doch die Herren, vor welchen keine Tugenden anderer Menſchen Gnade finden, wenigſtens die Gnade, Fehler anzuerkennen, wenn ſie Naturfehler ſind, und unter die Flügel ihrer humaniſtiſchen Beurtheilung zu nehmen.

Bekanntlich wollen die Herren Kommuniſten die Menſchheit mit einem Male total glücklich machen, wenn ſie auch beſcheiden genug ſind, ihre Anſicht nicht in dieſem Umfang eingeſtehen zu wollen. Das Geſchäft des Beglückens darf, wie ſchon erwähnt, nur auf ihre Weiſe angegriffen werden; alles Andre iſt Pfuſcherei. Aber nicht bloß dieß. Es hat auch, ſo läßt es ſich an, vor ihnen noch Niemand ernſtlich daran gedacht, die Menſchen wirklich glücklich zu machen. Erſt ſie haben den großen Gedanken empfangen, die Hungrigen zu ſpeiſen, die Durſtigen zu tränken und die Nackten zu kleiden. Früher hat man gar keinen Begriff von Sympathie für die Mitmenſchen gehabt und die Idee des Staats iſt nicht für Menſchen, ſondern für Geſpenſter in die Welt gekommen. Trotz dem übrigens, daß vor dem Erſcheinen der Herren kein Menſchenthum erkannt und anerkannt worden iſt, wiſſen ſie doch, wo es auf hiſtoriſche Begründung ihrer Doktrin durch Autoritätennachweis ankommt, ganze Ladungen von Zitaten aufzuſtapeln, wodurch auf ein Mal eine Unzahl längſt Begrabener zu Kommuniſten gemacht und das Monopol des Mitgefühls für die leidende Menſchheit von den Monopoliſten ſelbſt zerſtört wird. Um ihren Bau aber möglichſt nach allen Seiten zu ſtützen und gleichzeitig auszuzieren, ſo wie ihr geiſtiges Gefolge ganz komplet zu machen, kultiviren ſie ſogar eine aparte kommuniſtiſche Poeſie, eine wahre Hunger- und Jammerpoeſie, die in ihrer geſchäftsmäßigen Produktion und Abſichtlichkeit ſchon eine bedeutende Höhe auf dem Parnaß der Abgeſchmacktheit erſtiegen und völlig aufgehört hat, eine menſchliche (ſoziale), ja Poeſie überhaupt zu ſein.

Mit ihrer Poesie geht es den Herren wie mit ihrer Prosa: ob-
schon ihre Hauptgegenstände die populärsten der Welt sind, näm-
lich Essen und Trinken, so kann sie es doch nicht zur Popularität
bringen. Nichts aber ist natürlicher, als solch ein Resultat, wenn
man von der einen Seite die trivialsten Marktobjekte zum Gegen-
stand aufgetriebener Doktrinen macht und von der andern das
Ideale, das man mit der Idee vom Staat fahren und von
einem bornirten Realismus verschlingen läßt, nur durch Bier
und Leberwurst zu ersetzen weiß. — Die Herren bilden sich ein,
die Spitze der Zeitbewegung einzunehmen und alles Volk hinter
sich zu haben. Sie bedenken nicht, daß das Volk, und wäre es
noch so hungrig, viel zu viel Geist hat, um sich durch bloße
Eßtheorieen zur Menschheit begeistern zu lassen, und viel zu viel
Takt, um sich an Leute zu halten, die sich im Namen des Fort-
schritts einmal lächerlich gemacht haben. Das Fühlen auch die
Gescheidteren unter den Begünstigern des Kommunismus ganz
richtig heraus und hüten sich, mit der kraßen Parrhesie einer
Lehre hervorzutreten, die entweder geradezu in die Luft fährt
oder ihren Sitz in der Küche aufschlägt.

Indem man gegen unsre philosophischen und unphilosophischen
Kommunisten auftritt, braucht man sich bei vernünftigen Lesern
wohl nicht vor der Vermuthung zu verwahren, als erkenne man
nicht die faulen Flecke unseres sozialen Lebens, als sei man gleich-
gültig gegen die Leiden der Tausende, deren Lebensglück dem
Egoismus weniger Bevorzugten und dem Unsinn veratelter Ein-
richtungen geopfert wird; als wolle man seinem einseitigen „po-
litischen" Streben das Wort reden, welches über der Ausbildung
äußerer Staatsformen die nächsten Bedürfnisse der Staatsbürger
übersähe; als habe man nur einen solchen Begriff von der Frei-
heit, wie ihn das bloße Bedürfniß des freien Sprechens und
Schreibens an die Hand gibt u. s. w. Auch versteht es sich von
selbst, daß man das Verdienst gern anerkennt, welches in dem
Streben Einzelner nach gründlicher Beleuchtung der sozialen Zu-
stände liegt, und dem Eifer Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wo-
mit Dieser und Jener die Sache der Menschlichkeit verficht. Eben
so wird man nicht bestreiten, daß aus diesem ganzen Streben

mancher praktiſche Vorſchlag und mancher gute Wink zu entnehmen iſt, der nicht unbeachtet bleiben kann. Endlich läßt ſich ſogar der Name Kommuniſt jedem Menſchen beilegen und von jedem Menſchen adoptiren, der nicht ein Egoiſt (im böſen Sinn) ſein will, ſofern nur der Kommunismus vernünftig bleibt, d. h. ausführbare Theorieen aufſtellt, deren Ausführbarkeit nachweiſt und deren eigentlichen Inhalt, Befreiung und Beglückung der Menſchheit, nicht aus der Politik hinausverlegen, d. h. der geſellſchaftlichen Libertinage und Verwilderung preisgeben will. Auf alles Das kommt es aber hier nicht an. Es gilt hier, die Ueberzeugung zu begründen, daß das Nichtige und Schädliche des kommuniſtiſchen Treibens einſtweilen deſſen Wahres und Nützliches noch bei Weitem überwiegt, es gilt, jener kommuniſtiſchen Trommelſchlägerei und Ausruferei in Bauſch und Bogen, es gilt, jenem Treiben entgegenzutreten, welches von der einen Seite in's Blaue hinein mit der Prätenſion der Unfehlbarkeit nebelhafte Theorieen hinausſpinnt und von der andern mit leichtfertigſter Frechheit ein Monopol des Zeitſtrebens dadurch zu erlangen ſucht, daß es alle andre Beſtrebungen, und ſtänden ſie auch noch in äußerſter Oppoſition mit der ganzen Macht des Beſtehenden, als mitſchuldige oder mindeſtens veraltete Liebhabereien oder Bornirtheiten darzuſtellen ſucht. Die Freiheit, dieß zu thun, wird man den Herren nicht abſtreiten, wenn ſie auch ferner einen Werth darauf legen, aber ſie werden dann auch Andern die Freiheit zugeſtehen, ihnen eine gebührende Behandlung angedeihen zu laſſen.

Wir kommen jetzt von ihrem Auftreten an ihre Lehren ſelbſt. Da dieſe Lehren in ihrer ſyſtematiſchen Geſammtheit, wenn es eine ſolche gibt, keine Zukunft haben können, ſo würde es Zeitverſchwendung ſein, jeder derſelben einzeln zu Leibe zu gehen und ſich durch dieß ganze Gewimmel von Phantaſieen, Hypotheſen, falſchen Analogieen, Uebertreibungen und Raſereien hindurchzuarbeiten. Es kann deßhalb hier nur darauf ankommen, die Hauptpunkte vom praktiſchen Geſichtspunkt aus zu beleuchten und die anmaßenden Schulmeiſter des politiſchen Liberalismus oder Radikalismus in die Nothwendigkeit zu bringen, daß ſie von dem neuen Zuſtand, den ſie mit Verwerfung alles Andern gründen

wollen, der harrenden Menschheit eine bestimmte Anschauung verschaffen. Die Ausflucht, daß es einstweilen nur darauf ankommen könne, das bisherige verkehrte Gebäude mit sammt den Grundlagen kommunistisch zu untergraben, und daß alsdann die obdachlose Menschheit das Fundament und Material zu dem neuen Bau von selbst finden werde, wird von vorn herein abgewiesen. Wer Alles verwirft, was Andre schaffen wollen, der muß wissen und sagen können, was er denn schaffen will. Kann er es nicht, so gehe er mit seiner Weisheit nach Hause, oder sei mindestens so bescheiden, keine Proselyten für sie pressen zu wollen. Aber noch Eins. Wenn nun vollends eine Revolution losbricht, wobei es gilt, die Menschheit aus dem Staatsschiff in Ihr Gesellschaftsschiff umzuladen, an wen soll man sich dann wenden, wenn nicht einmal die Vorkämpfer der neuen Bewegung eine Seekarte in der Tasche haben, den Kours angeben, das Steuer dirigiren und den Hafen bestimmen können?

Zuvörderst muß man auf ein Paar Illusionen aufmerksam machen, die den Meisten zur Folie ihrer Bestrebungen dienen.

Wem gilt ihr Streben? Sie widmen sich der „Gesellschaft," der menschlichen Gesellschaft. Was ist die Gesellschaft? Hat die Gesellschaft an sich einen Werth und einen Inhalt? So wenig, als der „Staat," welcher den Enthusiasten der Gesellschaft so unleidlich geworden ist. Sich der Gesellschaft widmen in dem Sinn, wie den Behauptungen der Herren zufolge Andre sich dem Staat widmen, heißt folglich ebenfalls weiter nichts, als, einer Abstraktion nachjagen, und diese Abstraktion erhält auch dann noch kein Leben, wenn man ihr den schönen Mantel des „Humanismus" umhängt. Indem also die Kommunisten die „Gesellschaft" zum Zweck machen, handeln sie eben so thöricht, wie diejenigen, welche nach ihrer Behauptung den „Staat" zum Zweck machen. Ein vernünftiger Mensch aber wird die Gesellschaft, mag sie sich als eine bloß freundschaftliche Versammlung, oder als eine Gemeinde, oder als ein Staat, oder als die ganze Menschheit darstellen, nicht als Zweck für sich, sondern als Mittel ansehen, als Mittel, das Interesse jedes Einzelnen in der Gesammtheit und durch die Gesammtheit zu befriedigen. Jeder Einzelne

iſt alſo im Grunde der Zweck und die Geſammtheit iſt es Demjenigen, welcher für ſie wirkt, nur in ſo fern, als ſie Mittel für jeden Einzelnen iſt*). Jeder Einzelne geht nothwenig von ſich aus und in dem Maße, worin er ſich erweitert und an der Geſammtheit ideell oder praktiſch betheiligt, bildet ſich zugleich ſein Gemeingeiſt. Die Form für die Geſammtheit (nenne man ſie Staat oder Geſellſchaft) ausbilden, heißt alſo im Grunde weiter nichts, als das Mittel zur Befriedigung der Intereſſen jedes Einzelnen ausbilden. Ohne dieß Mittel, dieß allgemeine Mittel, würden bloß die Intereſſen Einzelner, aber nicht aller Einzelnen Befriedigung finden. Wären alle einzelnen Intereſſen ohne Staat oder Geſellſchaft zu befriedigen, wer würde ſich dann noch für Staat oder Geſellſchaft intereſſiren? Selbſt was die Geſellſchaft im Ganzen und nur im Ganzen erreicht, hat doch offenbar nur Werth, ſofern es jedem Einzelnen direkt oder indirekt zu gut kommt. Das ganze Kulturleben iſt nur der Tiſch, an welchem jeder Einzelne ſeine Mahlzeit hält. Die Mahlzeit iſt der Zweck, nicht der Tiſch. Wie die Luft nicht der Zweck, ſondern das Mittel des phyſiſchen Lebens, ſo iſt die Geſellſchaft das Mittel des Kulturlebens, das Kulturleben aber das Mittel

*) Wer für die Geſammtheit wirkt, wirkt auch für jeden Einzelnen; wer aber für jeden Einzelnen wirkte, würde darum noch nicht für die Geſammtheit wirken. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Geſammtheit und nicht der Einzelne Zweck ſein müſſe, ſondern es folgt daraus, daß das Intereſſe des Einzelnen, welches Zweck iſt, nur durch die Geſammtheit, welche Mittel iſt, gefördert werden könne, daß aber dieſe Förderung hinwieder eine Akkommodation des Einzelnen nöthig macht Um die Sache durch ein Bild zu veranſchaulichen: nicht der Wald, ſondern jeder einzelne Baum deſſelben iſt der Zweck der Waldkultur; läßt man aber jedem einzelnen ſein freies Wachsthum, ſo nehmen ſie ſich gegenſeitig die Sonne und gedeihen ſchlechter, als wenn ihre Zweige gelüftet werden. Alſo jeder einzelne Baum muß einige Zweige opfern, damit jeder einzelne Baum beſſer gedeihe. Daß die Kommuniſten, welche mit ſo großer Oſtentation den Wald zum Zweck machen, jene Lüftung verſchmähen und dadurch weder dem Wald noch dem einzelnen Baum einen Dienſt thun, darüber weiter unten. Von ihnen läßt ſich in gewiſſem Sinn ſagen, nicht, daß ſie vor lauter Bäumen den Wald, ſondern daß ſie vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen.

zur Beglückung jedes Einzelnen, der daran betheiligt ist. Aehnliches sagen die Kommunisten selbst und doch wollen sie sich nur für die Gesellschaft begeistern, während sie Andern die Bornirtheit vorwerfen, daß sie sich für den Staat begeisterten. Sie sollen also hier zum Mindesten entweder eine Gleichstellung in der Vernünftigkeit oder eine Gleichstellung in der Bornirtheit anerkennen, womit aber nicht gesagt ist, daß von ihren Gegnern diese Anerkennung getheilt werde.

Mit der Illusion, daß sie ein neues, ein allein reelles Ziel der Begeisterung gefunden, hängt genau die Charlatanerie zusammen, daß sie das Reich der „Liebe" gründen wollen. Ihre Lehre ist nur auf Egoismus gegründet und kann nur darauf gegründet sein; da sie aber einen Schreck vor ihrem eigenen Egoismus bekommen haben, suchen sie nach einem Kleid für ihre Blößen und greifen in der Verzweiflung nach dem Christenthum. Im Reich der Vernunft in die Enge gerathen, retten sie sich in das Reich der Gemüthlichkeit. Das ist nicht bloß Inkonsequenz, meine Herren, es ist auch Unehrlichkeit. Wie Sie aber dazu kommen, ist leicht erklärlich. Sie kämpfen gegen den Egoismus. Ohne ihn gäbe es nichts zu bekämpfen. Der Egoismus aber ist nothwendig, wie der Kampf es ist, und läßt sich durch keine Sophisterei hinwegdisputiren. Es kann nur darauf ankommen, die Ausartung des Egoismus zu bekämpfen, als Mittel oder Agens gegen diese Ausartung die Sittlichkeit anzuerkennen und als Träger und Handhaber dieses Mittels den Staat auszubilden. Den Staat aber wollen Sie nicht, aus dem sind Sie mit einem Satze hinaus, weil er Ihnen unbequem und etwas Altes ist; die Sittlichkeit (sofern sie nicht bloß Selbstbestimmung zu vernünftigen Zwecken, sondern auch Selbstherrschung nach vernünftigen Motiven ist), wollen Sie ebenfalls nicht. Danach fühlen Sie nun, daß Sie wieder auf den Egoismus hinauskommen, den Sie nun einmal nicht bloß bekämpfen, sondern sogar ausrotten müssen. In gerechtem Zweifel aber, ob dieß Kunststück gelingen könne, suchen Sie ihn wenigstens zu maskiren und schlagen dazu den Weg des Christenthums ein. Das Christenthum hatte nicht die Ehrlichkeit, den Egoismus, den es eben-

falls bekämpfte, als berechtigt anzuerkennen, weil es nicht den Muth hatte, die Gleichberechtigung deſſelben zu predigen; deßhalb ſuchte es die Egoismen unter einander zu verſöhnen, ſtatt ſie zu berechtigen, und predigte ihnen die Liebe. Die Liebe ſubſtituirte es dem Recht, deſſen Zeit erſt jetzt heranrückt, nachdem die Liebe ſich ſo ſchlecht bewährt hat. Die Kommuniſten nun wollen die chriſtliche Liebe in einer neuen Auflage herausgeben. Sie, welche die Kunſt verſtehen, nicht bloß das Recht, ſondern auch die Exiſtenz des Egoismus zu beſeitigen, ſubſtituiren die Liebe der Vernunft. Die Liebe, die edle Liebe, welche nun einmal durch den langen Gebrauch einen großen Kredit erlangt hat, ſoll ihnen aus der Noth helfen, wenn ſie von der Vernunft an ihre Paſſiva gemahnt werden. Die Liebe bietet ſo einen nebelhaften Hintergrund, in welchen die Umriſſe des Paradieſes ſich verlieren, und welcher hinter ſeinen Nebeln immer noch einen Vorrath von Möglichkeiten für die hoffende Menſchheit verbirgt. Hinweg mit dieſer Liebe! Wenn die Herren ehrlich ſind, ſo müſſen ſie geſtehen, daß ſie weder einen Menſchen lieben können, den ſie nicht kennen, noch einen ſolchen, der nicht durch ſeine Eigenſchaften ihrer Individualität, alſo ihrem Egoismus, ſich anpaßt. Die allgemeine Menſchenliebe nach bisherigen Begriffen, iſt eine Chimäre. Das allgemeine Menſchenrecht iſt es aber nicht. Das Recht iſt ein allgemeines Poſtulat der Vernunft; die Liebe iſt nur im einzelen Fall als Sache des Herzens gedenkbar. Sie verallgemeinern heißt ſie entwürdigen, denn ſie handelt nach Wahl und hat ſich ihren Gegenſtand erſt anzuſehen. In einer menſchlichen Geſellſchaft voll purer Liebe würde man eben ſo viel Ekel empfinden, als Indignation in einer Geſellſchaft voll purem Egoismus. Herr Stirner hat in ſeinem Buch „der Einzige und ſein Eigenthum“ ganz das entgegengeſetzte Extrem von Dem gelehrt, was die Kommuniſten lehren. Der Eine will dem Egoismus Alles vindiziren und wird dadurch ein Gegner der Geſellſchaft, die Andern wollen dem Egoismus Alles nehmen und werden dadurch Narren der Geſellſchaft. Der Erſtere iſt jedenfalls noch vernünftiger, als die

Andern, denn er ſteht wenigſtens mehr auf dem Boden der Wirklichkeit.

Die Liebe! Man muß in der That lachen über dieſe kommuniſtiſche Liebe. Welchen Gegenſtand ſoll dieſe Liebe denn noch haben, wenn alle Menſchen durch Verwirklichung des Kommunismus befriedigt, vollkommen und gleich glücklich ſind? Die Herren der neuen Liebe werden ja nicht einmal mehr das Vergnügen haben, durch ihre Schriften ein Honorar zu verdienen und ihrer Geliebten ein Geſchenk davon zu kaufen, denn die Liebſte braucht bloß die Hand in das Magazin der allgemeinen „Produktion“ auszuſtrecken, um Alles zu ergreifen, was ihr Herz begehrt. Küſſen und Embraſſiren wird das Einzige ſein, was der Liebe noch übrig bleibt, und das kann man doch nicht den ganzen Tag. Noch ſchlimmer aber wird die Liebe zu Denen zu ſtehen kommen, die man nicht küſſen und embraſſiren kann. Soll man ſie ſpeiſen, kleiden u. ſ. w.? Sie haben Alles im Ueberfluß. Soll man ihnen zu Hülfe kommen? Sie bedürfen keiner Hülfe, denn Niemand tritt ihnen mehr zu nah. Soll man ihre Rechte erweitern? Sie haben das Recht ganz abgeſchafft, weil die Verbannung alles Unrechts keinen Gegenſatz mehr für daſſelbe übrig läßt. Was ſoll man denn thun, um ihnen ſeine geſellſchaftliche Liebe zu beweiſen? Man braucht ſie bloß recht geſellſchaftlich anzublicken und ihnen bei jedem Renkontre zuzurufen: „guten Tag, geliebtes Gattungsweſen!“ Und die ſonſtige Liebe, z. B. die Liebe der Eltern zu ihren Kindern? Sie muß in die Gattungsliebe aufgehen, ſo wie die Familie in die Geſellſchaft aufgeht.

An dieſe Bemerkungen über die Liebe der Kommuniſten ſoll nicht die Folgerung geknüpft werden, man dürfe die Intereſſen der Menſchen nicht befriedigen, damit man noch Gelegenheit für die Bethätigung der Liebe zu ihnen behalte, (daran wird es ohnehin niemals fehlen), ſondern es ſoll dadurch auf den pſychologiſchen Widerſpruch einer Doktrin hingedeutet werden, welche in der erfolgten Befriedigung aller Einzelnen den Saamen für die allgemeine Menſchenliebe finden will. Könnte es gelingen, durch Abſchaffung des Privateigenthums u. ſ. w. die Motive zu entfernen, welche die Menſchen antreiben, ſich unter einander zu be-

nachtheiligen, ſo würde ihnen damit noch immer kein Motiv gegeben ſein, ſich zu lieben. Ich liebe Den, der mir gefällt, der für mich liebenswürdig iſt; ich ſuche dem zu helfen, den ich in ſeinem Menſchenrecht gekränkt oder im Unglück ſehe u. ſ. w. Den letztern brauche ich darum noch nicht zu lieben, weil ich durch ihn Gelegenheit erhalte, meinem Rechtsgefühl, meiner Vernunft, meinem Mitleid zu genügen. Iſt aber der Kommunismus verwirklicht, wie er uns vorgeſpiegelt wird, ſo erhalte ich auch nicht einmal mehr Gelegenheit, meinem Rechtsgefühl u. ſ. w. zu genügen (was Andre ebenfalls Liebe nennen), mithin wird durch ihn die Menſchenliebe ärmer, ſtatt reicher. Oder werde ich die Menſchen in dem Maße mehr lieben, wie ſie glücklicher werden? Wer liebt einen Menſchen aus dem Grunde, weil deſſen Bedürfniſſe befriedigt ſind? Eine ſolche Liebe wäre baarer Unſinn, zumal wenn der Liebende nicht der Schöpfer ſolches Glücks mehr ſein kann. Das Wahre und Ehrliche in der ganzen Sache würde ſein, daß man erklärte, es gebe keine allgemeine Menſchenliebe, mithin könne es auch nicht darauf ankommen, für ſie eine Gelegenheit zu gewinnen oder zu verlieren; wohl aber gebe es ein von der Vernunft gebotenes allgemeines Menſchenrecht, durch deſſen Verwirklichung die Vernunft befriedigt werde, nach deſſen Verwirklichung ſie mithin ſtreben müſſe. Die Vernunft aber kommt nicht dadurch in Verlegenheit, daß ſie weniger Gelegenheit erhält, ſich unbefriedigt zu fühlen, zumal da ihr Gebiet größer iſt, als das der Liebe. Was es außer der Vernunftliebe (um den Rechtſinn ſo zu nennen) noch ſonſt an Liebe gibt, das iſt entweder die Zuneigung wegen beſondrer perſönlicher Eigenſchaften und Uebereinſtimmungen (in der Freundſchaft), oder die Geſchlechtsliebe, oder die Verwandten- (Eltern- und Kindes-) Liebe, oder das allgemeine Mitleiden, das Mitempfinden der Leiden, welchen wir Andre ausgeſetzt ſehen. Dieſes Mitleiden, obſchon gemüthlicher Natur, iſt aber keine Menſchenliebe, denn es erſtreckt ſich ja auch auf die Thiere, es iſt weit eher die gemüthliche Seite des Rechtsſinnes, des Vernunftsgebots zu nennen, welches ſich gegen den unvernünftigen Zuſtand des Leidens ſträubt.

Dieſe kurze Analyſe deſſen, was man Liebe nennt, mag eine Aufforderung für die Kommuniſten ſein, uns auseinanderzuſetzen, welche Bewandtniß es eigentlich mit *ihrer* Liebe habe.

Der allgemeine Gegenſtand dieſer Liebe iſt, wie geſagt, die Geſellſchaft; im Beſondern aber iſt er das Proletariat. Die Herren ſind völlig verliebt in das Proletariat. Es iſt hier natürlich nicht um Verſpottung der Gefühle zu thun, die jeden nicht verhärteten Menſchen beim Hinblick auf die Leiden Derer ergreifen, welche der Zufall oder der Egoismus ihrer Nebenmenſchen zum Unglück verurtheilt hat. Worauf es hier ankommt, das iſt die Bezeichnung jener kommuniſtiſchen Einſeitigkeit und Verblendung, welche ſich förmlich vernarrt in Dasjenige, was ſie *abgeſchafft* wiſſen will. Die Kommuniſten nehmen in einer Weiſe Partei für das Proletariat, als ob daſſelbe an ſich eine Berechtigung und einen Vorzug hätte, als ob es nicht ein völlig negativer, nichtswürdiger Zuſtand wäre, der keine andere Theilnahme fordern und finden kann, als die ihm zum Umſchlagen in einen poſitiven Zuſtand verhilft. Sie geberden ſich, als müſſe das Proletariat noch fortbeſtehen, nachdem es ſchon aufgehoben worden, als habe ſich in ihm allein der Kern und Werth der Menſchheit abgelagert, als ſei der Proletarier nicht wie jeder andre Menſch, ſobald er nicht mehr Proletarier iſt, und als gehöre allein Denen die Zukunft, welchen die Vergangenheit nicht gehört hat. Wenn früher die Feudalität das Uebergewicht hatte, ſodann der Mittelſtand in den Vordergrund trat und jetzt endlich das Proletariat ſeine Rechte fordert, ſo kann doch daraus nichts Andres folgen, als daß, nachdem der letzte unberechtigte Theil der Geſellſchaft an die Reihe gekommen, kein unberechtigter Theil mehr exiſtiren wird, nicht aber, daß der zuletzt an die Reihe gekommene nun der am Meiſten berechtigte ſei. Mit den letzten Unberechtigten müſſen die letzten Bevorrechteten von der Erde verſchwinden und in der Mitte der Plätze, welche die beiden eingenommen haben, bleibt nur die allgemeine Berechtigung, das allgemeine Menſchenthum und Bürgerthum, in welches Alles aufgeht. Dieſer Entwickelungsgang iſt zwar ſehr einfach und die Herren Kommuniſten werden ſagen, das verſtehe ſich von ſelbſt, das ſei ja auch ihre

Anſchauung; ſie werfen ſich aber ſo einſeitig und ausſchließlich auf das Proletariat mit ſeinem pekuniären Gegenſatz und ignoriren die übrige Menſchheit mit ihren Intereſſen der Art, daß man meinen ſollte, der Geiſt der Menſchheit habe ſich ganz in die leeren Taſchen retirirt und man könne ſich nur noch als Menſch qualifiziren und Anſpruch auf Menſchenrechte machen, wenn man eine zerriſſene Hoſe anziehe oder Hunger leide. Sind nicht Millionen Bourgeois früher Proletarier geweſen? Werden nicht noch täglich Tauſende von Proletariern zu Bourgeois und umgekehrt? Wo ſteckt denn der ſpezifiſche Unterſchied? Wenn es einmal dahin gebracht iſt, daß jeder Staatsbürger durch den Staat vor der Noth geſchützt werden muß, daß Jeder gleiche (unentgeltliche) Ausbildungsgelegenheit erhält und gleiche politiſche Rechte beſitzt, dann ſeh' ich nicht ein, wie der ſoziale Unterſchied zwiſchen Proletariern und Bourgeois noch Geltung wird haben können. Alſo auf politiſchem Wege laſſen ſich die Einen wie die Andern „aufheben.“ Dieſe Erkenntniß wird aber auf Entwickelung der politiſchen Rechte des Menſchen hindrängen, nicht auf bloße ſoziale Entgegenſetzung beſitzloſer Lumpen gegen beſitzende Lumpen, eine Entgegenſetzung, welche, wenn ſie in der Praxis durchſchlagen könnte, zu nichts Anderm führen würde, als zu einem bloßen Tauſch der Rollen. Wenn man den Proletariern zu den Mitteln der Ausbildung verhilft, ſie allmählich am politiſchen Leben zu betheiligen ſtrebt und ihnen zeigt, welche Früchte dieſe Betheiligung haben werde, ſo nützt man ihnen mehr, als wenn man ihnen in Proſa und in Verſen eine Miſere vorleiert, an der ſie ohnehin genug haben, und mit ihnen koquettirt, indem man ſich ſelbſt einen — Proletarier nennt. Ich gönne den Herren die Ehre, ſich ſo zu nennen, und bin der Meinung, daß in dieſem Fall nicht gilt, was in der Bibel ſteht: „wer ſich erniedrigt, ſoll erhöhet werden.“ Die Proletarier ſollen fühlen, daß ſie Lumpen ſind und durch wen ſie es ſind, ſie ſollen zum Bewußtſein freier Menſchen erhoben werden, damit ſie aufhören, Lumpen zu ſein; es kommt mir aber jämmerlich vor, wenn ein freier Menſch ſich unter die Lumpen erniedrigt, um mit ihnen Chorus zu machen, und ſich in allem Ernſt geberdet, als ob die Abhängigkeit vom

Geldsack die politische Rechtlosigkeit in den Hintergrund dränge, mithin der Kampf gegen den Mammon eine höhere Aufgabe sei, als der Kampf gegen den Despotismus. Man kann ein verstoßener und verfolgter Mensch sein, man kann Schmerz und Noth, man kann Hunger und Durst leiden und doch kein Proletarier sein wollen, denn, nochmals sei es gesagt, das Proletariat, wie man es nach der Lage der Dinge auffassen muß, ist ein völlig negativer Zustand, ein Zustand der Entmenschung, in den ein freier Mensch sich gar nicht einmal versetzen kann. Würde man sich einen Sklaven nennen, wenn man in die Plantagen verkauft würde? Wer sich dadurch zum Sklaven machen ließe, der wäre es schon früher gewesen. Die Proletarier hören innerlich auf, Proletarier zu sein, wenn man ihnen den Stolz und Trotz des Menschenrechts in die Brust pflanzt. Das kann man als Politiker, nicht als Kommunist; das kann man auf der Tribüne, nicht in der Küche. Die Proletarier werden als solche keinen Spartakus erzeugen; als Sklaven werden sie ihn finden. Wenn auch die Revolutionen durch den Magen begonnen zu werden pflegen, hat jemals der Magen sich für ihre Ideen begeistert? Der Proletarier hat sich für die Ideen geopfert und den Magen vergessen. In Zukunft wird er ihn nicht vergessen und darin hat er recht; wenn er aber dafür die Ideen vergißt, so mögen die Herren Kommunisten das Vergnügen seiner Gesellschaft allein genießen.

Es kann, wie schon gesagt, hier nicht die Absicht sein, sich auf alle einzelne Thorheiten einzulassen, welche die Kommunisten uns als Weisheiten aufdrängen wollen. Suchen wir daher dem Wesen ihrer eigentlichen Doktrin näher zu kommen.

Es ist interessant, daß in diesen Lehren die prosaische Logik auf dasselbe Ziel hinaus will, welches die Phantasie der Poeten vor Augen hat. Die philosophischen Logiker treffen mit den unphilosophischen Phantasten auf dem Weg zusammen, der zum Paradies auf Erden führen soll. Das Reich der Liebe und das Paradies auf Erden! Da haben wir das alte Zwillingspaar wieder, das die religiösen Kleider abgelegt hat und uns jetzt in philosophischer Verkleidung begrüßen will. Das Wahre an der

Sache, den logiſchen wie den poetiſchen Uebertreibungen entkleidet, käme auf die einfache Lehre hinaus, daß der Zuſtand der Menſchheit ſich mit der ſteigenden Kultur fortwährend beſſere und das Glück ſich immer mehr verallgemeinern wird, ohne daß an die Erreichung eines Endziels jemals zu denken wäre. An ein vollkommenes Glück zu glauben iſt eben nichts als Phantaſterei und Blindheit gegen die Naturgeſetze. So weit aber ſind die Herren ſchon in ihrer Verblendung gekommen, daß ſie einen Stillſtand in den Beſtrebungen der Menſchheit, gleichſam ein Ausgewachſenſein des menſchlichen Glücks annehmen, eine Stufe, worauf die Menſchheit wie ein Thier- oder Pflanzenreich bis in alle Ewigkeit konſumirt und produzirt, ohne daß es einen weitern Drang mehr fühlt und weiter von der Stelle rückt. Man „genießt", und damit Punktum. Heute „genießen" und morgen „genießen" und nichts als „genießen" d. h. mit einem andern Wort: vegetiren. Ein Menſch mit geſunden Sinnen empfindet einen förmlichen Ekel vor dieſem ewigen „Genießen" ohne alle Störung, allen Beigeſchmack, alle Unruhe, allen Weitertrieb. Aber die Herren haben gefühlt, daß ohne Dekretirung eines Stillſtands in dem Verlangen des Menſchen ihrer Doktrin der Schlußſtein ſo gut fehlte, wie jeder andern, und da es ihrer Weisheit nun einmal beſchieden war, den Schlußſtein der Welt zu finden, ſo mußte eben die Menſchheit ſich an dem vorgezeichneten Ziel des Glücks zum Stillſtand bequemen. Sie hätte ja ſonſt die Frage aufwerfen müſſen, ob es ſich der Mühe verlohne, mit dem Kommunismus einen ſo überaus revolutionairen Verſuch zu machen, wenn nicht hierdurch für alle Zeiten alles Verlangen geſtillt werde? Die Glückstheorie dieſer Herren kommt mir vor, wie etwa eine Theorie, welche immer ſchönes Wetter oder immer Tag oder immer Frühling ſtatuiren wollte. Wenn im menſchlichen Mikrokosmus ſich der Makrokosmus wiederſpiegelt und die Einheit der Welt ihr Geſammtgeſetz ſich auch in ihren einzelnen Erſcheinungen ſtets wiederholen laſſen muß, ſo wird es Jedem einleuchten, daß der Krieg der Elemente, die Reibung, Unruhe, Spannung und Abwechſelung in der phyſiſchen Natur, welche eben ihr ewiges Leben und ihre ewige Entwickelung bedingen, auch im Leben der

Menschheit sich in anderer Gestalt wiederholen muß, um ihre Entwickelung im Gang zu erhalten. Dieser Prozeß des Kämpfens, des ewigen Agirens und Reagirens in der Natur wie in der Menschheit nimmt zwar immer mildere Formen an, aber aufhören kann er doch nie. Würde der Fluß des menschlichen Strebens sich verlaufen, ein Ende finden, so müßte eben auch die Menschheit an ihrem Ende angelangt sein, so wie die Natur zerfallen würde, wenn der Sonnenschein nicht mehr durch Regen, der Tag nicht mehr durch die Nacht, die Wärme nicht mehr durch die Kälte unterbrochen würde u. s. w. Zwar mag, wie in der Natur die Jahreszeiten mit den Himmelskörpern ihren bestimmten Kreislauf wiederholen, auch die Geschichte der Menschheit ihre bestimmten Umläufe haben, aber selbst diese Umläufe bleiben niemals dieselben, und so wie an der Erde nach Vollendung jedes Kreislaufs eine auf Fortentwickelung deutende Aenderung vorgeht, so kommt auch die Menschheit nach der Zurücklegung einer Spirallinie immer auf einer höheren Stufe an. Einen Stillstand in irgend Etwas annehmen, heißt an einen Stillstand der ganzen Natur glauben. An einen solchen Stillstand muß Derjenige glauben, welcher das menschliche Glück in dem Pferch einer ewigen Befriedigung einzufangen, und eine ewige „Harmonie" in der Menschheit zu schaffen gedenkt. Ehe man sich durch Abstreifung der Theologie zu solcher Beschränktheit bringen läßt, sollte man doch lieber gleichsam die Metaphysik in die Astronomie verlegen und der Menschheit ein Hinüberwachsen in andre Weltsphären mittelst neuer Erfindungen u. s. w. in Aussicht lassen. Ein solches Hinüberwachsen hat wenigstens mehr Gründe für sich, als ein Stillstand der Entwickelung.

Bei der Erwähnung dieses harmonischen Stillstands, dieser gesellschaftlichen Vollkommenheit kann man den Wunsch nicht unterdrücken, eine Vorstellung von dem Maßstab zu erhalten, wonach die Menschen in Zukunft ihre Eigenschaften messen werden, nachdem ihnen durch Hinwegräumung aller Ursachen des Unrechts das Recht zur Nothwendigkeit gemacht, die individuelle Machtvollkommenheit, das Rechte um des Rechten willen zu ergreifen, abgeschnitten und ihre ganze Befriedigung in dem freien Gehenlassen aller natürlichen Triebe ge-

funden ſein wird. Die Kommuniſten werden zwar erklären, daß ſie von dieſen Trieben denjenigen der Vernunft nicht ausſchließen, aber dieſe Erklärung iſt gar nicht mehr berechtigt, wenn ihnen die Vernunft bloß Selbſtbeſtimmung ohne Selbſtbeherrſchung diktirt. In einer Geſellſchaft nach ihren Begriffen darf von keiner Selbſtbeherrſchung mehr die Rede ſein. Ich ſoll in ihr (denn der Egoismus iſt ausgerottet) nicht bloß nichts Unrechtes mehr thun, ſondern es auch nicht mehr wollen können. Ich muß in ihr recht handeln, wie ein Apfelbaum Aepfel tragen muß; ich bin ein Sklave meiner Tugend geworden. Daß es übrigens mit dieſer Tugendſklaverei in der Praxis ſich ganz anders ſtellen würde, wird ſich eben ſo leicht begreifen laſſen, als daß die Geſellſchaft, wenn einmal die Sittlichkeit in ihrer Natur ſteckt, ſich nicht einigen Kommuniſten zu lieb dahin bringen laſſen wird, aus ihrer Natur hinauszugehen und mit der Abſchaffung der Sittlichkeit einen Verſuch im Großen zu machen.

Die Idee einer kommuniſtiſchen „Harmonie" hat allerdings viel Verführeriſches, namentlich in einer Zeit, welche der höchſten Stufe der Disharmonie zuſtrebt. Der Ekel, den man empfindet, wenn man hier nur die brutale Gewalt, dort nur den brutalen Geldſack herrſchen oder gar beide gemeinſame Geſchäfte machen ſieht, für das freie und edle Menſchenthum dagegen ringsum kein Plätzchen der Rettung mehr erblickt, kann allerdings zu dem entgegengeſetzten Extrem hintreiben, wo man ſich den Begriff des Hinderniſſes, der Disharmonie, des Widerſtreits der Intereſſen überhaupt als gänzlich verſchwunden denkt. Die nächſten Conſequenzen ſo extremer Anſichten ſind denn ganz natürlich von der einen Seite die Forderung einer Aufhebung aller Gewalt, alſo einer Anarchie im guten Sinn, und von der andern die Forderung einer Aufhebung alles Privateigenthums, alſo eines gemeinſamen Beſitzes und gemeinſamen „Genuſſes." Aber wenn es auch erklärlich iſt, daß Mancher beim Hinblick auf die Troſtloſigkeit unſerer Zuſtände die Beſinnung verliert, ſo hat doch Keiner das Recht, uns Das als Richtſchnur aufzudrängen, was er nach verlorener Beſinnung ergriffen, ſo wenig wie das Symtom einer

Krankheit das Recht hat, ſich für den Zweck der Heilung auszugeben.

Das eine Hauptkapitel in dem kommuniſtiſchen „neuen Evangelium“ bildet alſo die „Aufhebung des Staats.“ Man braucht nur den kommuniſtiſchen Hebel anzuſetzen und das Wort „Geſellſchaft“ auszuſprechen, ſo iſt der Staat „aufgehoben“ oder in die Erde verſunken. Wenn Einer Einwendungen dawider macht, und ſich an dem Werk der Aufhebung nicht betheiligen will, ſo iſt er ein bornirter Politiker, ein Philiſter, allerhöchſtens ein gedankenloſer Liberaler, ein Menſch, der das Weſen der Menſchheit einer leeren Abſtraktion opfert oder die menſchliche Geſellſchaft in ein Polizeibüreau umwandelt. Daß der geſunde Menſchenverſtand über ihre Theorieen hinausdenken könne, nehmen die weiſen Herren natürlich nicht als möglich an, es muß ihnen daher auch als Bornirtheit erſcheinen, wenn man dieſe Theorieen deßhalb verwirft, weil man ſie auf dem Probirſtein der Erfahrung, der Lebensbeobachtung, kurz der wirklichen Welt als unbrauchbar befunden haben will. Ob ihre Gegner egoiſtiſche Anhänger des Beſtehenden ſind, die jeder neuen Idee den Krieg machen, weil ſie bei dem Alten ihre Rechnung finden, oder ob ihnen Leute gegenübertreten, die nur ihrer freien Ueberzeugung folgen und Alles verwerfen, was ſie als ſchlecht und unvernünftig erkennen — das iſt ihnen ganz einerlei, ſie haben keinen andern Maßſtab, als den der Anerkennung, die man *ihrer* Weisheit zollt, ſie ſind blind gegen alle Unterſchiede, die *ihnen* gegenüberſtehen, denn ſie haben die Weisheit allein gepachtet und wer dieſer Weisheit ſich nicht unterwirft, bei dem kommt ein größerer oder geringerer Grad von Verwerflichkeit gar nicht zur Schätzung. Die Verwerflichkeit beſteht kurzweg in der Nichtbetheiligung an den kommuniſtiſchen Theorieen. Es gibt nur zwei Menſchenarten in der Welt: Kommuniſten und Nichtkommuniſten. Als abgeſagte Feinde der „freien Konkurrenz“ dulden die Herren auch keine Konkurrenz im Denken und Wollen. Sie wiſſen die „Arbeit“ des Geiſtes allein zu „organiſiren“ und wer ſich nicht bei Zeiten meldet, um ein Stück mitzubekommen, der ſehe ſpäter zu, wie er zurecht kommt. Es iſt ſogar noch ſehr zweifelhaft, ob er

an die „Liebe" wird appelliren können, welche die Herren so ausschließlich vertreten, denn die Liebe dieser Herren hat einen sehr fanatischen Charakter. Ihre „Liebe" ist nicht „blind," wie ihre Weisheit, sondern sie ist sehr exclusiv; aber ihr Haß scheint mitunter blind zu sein, oder die Augen zuzudrücken, denn sie wissen sich, wie ihr Großvater Fourier, mit der despotischen Staatsgewalt mitunter ganz liebevoll auszusöhnen und scheinen es in ihrer erhabenen Gleichgültigkeit gegen die „Politik" theilweise schon so weit gebracht zu haben, daß es ihnen einerlei ist, ob sie in einer Republik oder unter einem Säbelregiment leben. Sie lassen ihre gesammte Kourage gegen den unbewaffneten Geldsack los und behandeln den bewaffneten Despotismus im Ganzen sehr großmüthig. Wenn der Kaiser von Rußland seinen Sklaven satt zu essen gibt, so hat er den Haupttheil der Theorieen gewisser Herren verwirklicht. Das Sprüchwort von der Berührung der Extreme scheint auch hier Anwendung zu finden, wo die Aufhebung des Staats durch den Kumunismus und die Aufhebung des Staats durch den Despotismus sich so weit nähern, daß sie mit einander liebäugeln könnten. Es ist eine Schande, meine Herren, die Einseitigkeit des persönlichen Weisheitsdünkels so weit zu treiben, daß man dabei der Mannesehre und des Freiheitsstolzes in einer Welt, wie die unsrige ist, entrathen zu können glaubt. Es werden Ihnen noch Viele erklären, daß sie sich bei Wasser und Brod stets glücklicher fühlen werden, wenn sie politisch frei sind, als sie sich in polizeilicher Atmosphäre bei Champagner und Pasteten fühlen würden; auch werden sie, wo sie für Andere die Wahl haben, nicht im Zweifel darüber sein, denselben zunächst ein gleiches Loos zu sichern und grade hierdurch eine hohe Idee von der Menschheit zu bewähren glauben. Von Ihrer Seite wird es zwar heißen, daß auch Sie keine politische Unfreiheit wollen, weil Sie gar keine Politik wollen, daß Sie vielmehr völlige Freiheit mit völliger körperlichen Behaglichkeit zu vereinigen gedenken; aber abgesehen davon, daß beim Streben nach Verallgemeinerung des materiellen Glücks die Erstrebung der politischen Freiheit gar nicht umgangen werden kann, so zeugt nothwendig der maßlose Hohn, welchen Sie bei jeder Gelegenheit auf jede

Manifeſtation des politiſchen Freiſinns werfen, und die einſeitige Wuth, welche Sie immer nur auf den materiellen Theil, auf das Eſſen und Trinken, auf das Geld und das Eigenthum hintreibt, für eine Abſtumpfung gegen die ideale Seite des menſchlichen Glücks, um welche ſie ſo wenig zu beneiden ſind, als Sie damit Proſelyten unter Leuten von Charakter machen werden. Die Frivolen werden Sie ſämmtlich auf Ihrer Seite haben, ſo wie alle Diejenigen, welche ſich nöthigenfalls die Freiheit durch die Mittel zum Wohlleben abkaufen ließen, nicht aber Diejenigen, welchen die freie Geltendmachung ihrer Ueberzeugungen ein größeres Gut iſt, als die Verbeſſerung der materiellen Exiſtenz. Mag auch die Auflehnung des Freiheitsgefühls gegen den Druck des Despotismus, wie die Auflehnung der Vernunft gegen die Macht des Unſinns, im Grunde als etwas Negatives erſcheinen, welches (wie ja auch die Empörung gegen die Geldherrſchaft) keinen Inhalt mehr hat, ſobald ihr Gegenſtand, der Druck und der Unſinn, verſchwunden iſt, ſo kann doch, ſo lang dieſe Mächte herrſchen, die Auflehnung dagegen dem Gefühl eines Mannes nicht abhanden kommen durch die Auflehnung gegen die Macht der materiellen Intereſſen, ähnlich wie der Körper, dem Luft und Speiſe fehlt, nicht das Erſticken über dem Hungern vergeſſen kann. Die Auflehnung gegen den bloßen Geldſack wird nicht zu einer männlichen completirt durch einen menſchlichen oder menſchheitlichen Anſtrich, und wer ſich nur gegen den Geldſack begeiſtern kann, der kann ſich auch nur mit dem Bettelſack koaliſiren.

Doch wir waren an der Aufhebung des Staats. Mit dem Staat machen es die Herren wie mit allem Andern. Weil mit dem Geld Mißbrauch getrieben wird, muß das Geld, weil das Eigenthum zu ungleich vertheilt iſt, muß das Eigenthum, weil die Konkurrenz zu weit geführt, muß die Konkurrenz, weil der Handel ſein Verderbliches gehabt hat, muß der Handel, weil die Sittlichkeit zur Tyranniſirung der Natur geworden iſt, muß die Sittlichkeit, weil die Ehe zur Handels- und Unglücksanſtalt herabgewürdigt worden, muß die Ehe, weil der Egoismus ausarten konnte, muß der Egoismus, weil das Geſetz zum Werkzeug des Unrechts gemacht worden, muß das Geſetz, weil der Staat ſeine

Aufgabe noch nicht hat erfüllen können, muß der Staat abgeſchafft werden. Was naturnothwenig iſt und, ſei es in ſtetiger oder modifizirter Gewalt, vorausſichtlich für alle Zeiten beſtehen wird und muß, das verwerfen die Herren eben ſo gut, wie die vorübergehenden Erſcheinungen, Thorheiten und Auswüchſe der Entwickelung. Es kommt nur darauf an, daß Etwas überhaupt zu Mißbrauch geführt hat oder ſich dem neuen Evangelium nicht ſofort anbequemen kann. Dann iſt es reif zum „Aufheben" oder Abſchaffen. So charakteriſiren ſich die Herren nach allen Seiten nur als Leute des Extrems und Leute des Extrems haben keine Zuflucht. Es fehlt nur, daß ſie auch noch die Naſe abſchaffen, weil man den Schnupfen bekommen, und den Mund, weil man ſich den Magen verderben kann. Ein ſolches Beginnen wäre nicht unſinniger, als die projektirte „Aufhebung des Staats."

Was iſt der Staat? Es läßt ſich nur als ein Kunſtgriff anſehen, daß die Herren ſich immer das Anſehen geben, unter Staat nur den bisherigen Staat, den preußiſchen, den ruſſiſchen, den engliſchen, den nordamerikaniſchen Staat ſich denken zu können. Eben ſo wollen ſie ſich unter Rechtsſtaat nicht denken, was er dem Wort nach bedeutet, ſondern höchſtens eine teutſche Konſtitution. Eben ſo ſchimpfen ſie nach franzöſiſchem Vorgang auf die „Liberalen," weil ſich dieſen Namen auch Solche angeeignet haben, die ſich vom Liberalismus gar keinen Begriff machen können. Dem Mißbrauch einer Sache ſetzen ſie immer die Verdammung der Sache entgegen. Das Kind mit dem Bade ausſchütten, bezeichnet ganz ihr extremes Weſen. Konſequenterweiſe müſſen ſie ſich unter dem Menſchen auch nur den bisherigen Menſchen denken und dann den Menſchen aufheben wie den Staat. Der Menſch aber ſoll vervollkommnungsfähig ſein bis zum Ideal; der Ausdruck für die Bethätigung des menſchlichen Geſammtweſens in der Geſellſchaft dagegen, der Staat, ſoll als Rumpelkammer der menſchlichen Thorheiten aus der Welt geſchafft werden. Die Auflöſung dieſes Widerſpruchs und mit ihr die Erklärung der Antipathie, welche die Herren gegen den Staat haben, liegt einfach darin, daß ſie, wie bereits erwähnt, den Begriff der zügelnden Sittlichkeit verwerfen, wenn ſie es auch nicht geradezu ſagen.

Der Staat ist ein sittliches Institut; die „Gesellschaft," wie die Herren sie sich denken, bedarf der Sittlichkeit nicht mehr. Nach ihnen soll die menschliche Gesellschaft, wenn sie sich auf gemeinsamem Eigenthum in gemeinsamer Arbeit vereinigt und sonst völlig losgebunden ihrem Naturtrieb folgt, den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht haben und ohne sonstige Einwirkung in so vollständiger Harmonie leben, daß ihr nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Sie soll durch ein sich von selbst ergebendes Gleichgewicht aller Neigungen und Bedürfnisse, Anziehungen und Abweisungen, durch eine, ich möchte sagen, freie Nothwendigkeit in schönster Ordnung erhalten werden. Bei dieser Theorie, welche sich der großen Weltordnung, dem Sonnensystem u. s. w. (aber nach falschen Prämissen) anschließen will, ist bloß übersehen, daß jeder einzelne Mensch, obschon er ein „Gattungswesen" ist, seine persönliche Freiheit hat und diese Freiheit nothwendig zur Zentrifugalkraft wird, wenn kein Gesetz der Allgemeinheit als Zentripedalkraft ihr die Waage hält. Mit Rücksicht auf die bestehende nicht bloß, sondern auch auf die denkbare künftige Wirklichkeit muß man jene Vorstellung einer sich von selbst erhaltenden Harmonie, welcher die Hinneigung zur Disharmonie abgeht, für eine reine Chimäre erklären. Es ist eine Chimäre, daß der Mensch, wenn er nicht mehr durch die Sucht nach Eigenthum hingerissen wird, alle feindliche Leidenschaft völlig von sich abthue und in keine Stellung zu seinem Nebenmenschen mehr gerathe, aus welcher er durch das zum Gesetz erhobene Gesammtbewußtsein über die gegenseitigen Rechte und Pflichten zurückgewiesen werden müßte; es ist eine Chimäre, daß die völlige Befreiung der Naturtriebe von aller Rücksicht auf eine Gesammtordnung nicht zu Ausartungen führen werde, welche die ganze Gesellschaft wieder in Verwirrung bringen könnten. Ich bemerke hierbei zum Ueberfluß, daß ich mir die Sittlichkeit von allem „transzendenten" Charakter und aller metaphysischen Grundlage befreit denke, eben so, daß ich kein feierliches Moralpredigen, sondern kaltblütige Rechtserkenntniß zur Wächterin der Sittlichkeit mache; eben so, daß ich in der menschlichen Natur keinen Zwiespalt anerkenne, welcher den Menschen in eine gute und eine böse

Seite theilt. Ich beschränke die Sittlichkeit rein auf den Menschen und die menschliche Gesellschaft und nehme etwas absolut Böses gar nicht als möglich an. Aber eben für die Gesellschaft, in welcher der Egoismus zum relativ Bösen werden kann, ist die Sittlichkeit das nothwendige und einzige Band der Erhaltung, weil sie die Wahrerin des Rechts ist. Die Freiheit ist nur das halbe (persönliche) Recht; die Sittlichkeit macht es zum ganzen (Gesammt-) Recht. Unter Sittlichkeit in der menschlichen Gesellschaft verstehe ich kurzweg den Inbegriff von Rücksichten, welche der eine Mensch gegen den andern und gegen die Gesammtheit nach dem Gebot der Vernunft zu nehmen hat; unter Staat, nach der sittlichen Seite hin, verstehe ich die Vereinigung einer menschlichen Gesellschaft, welche jene Rücksichten nach ihrem jedesmaligen, sich in der Wissenschaft und in den Volksorganen kundgebenden Gesammtbewußtsein feststellt und sich deren Beachtung nach solcher Feststellung sichert. Unsern Kommunisten nun ist solche Feststellung ein Greuel. Nach ihnen ist es eine Schändung der menschlichen Natur, daß sie ein äußeres Gesetz respektiren soll, als sei dieß Gesetz in einem ausgebildeten Staat nicht der allgemeine Ausdruck des innern Gesetzes, welches jeder sittlich ausgebildete Bürger desselben in sich trägt, dessen äußere Festsetzung aber in der Praxis nöthig ist, weil bei der natürlichen und nie ganz verschwindenden Ungleichheit der Menschen nicht jeder Staatsbürger die Kenntniß oder Anerkenntniß desselben von selbst besitzt, oder übereinstimmend festhält; nach ihnen ist es eine Entäußerung des menschlichen Wesens, wenn der Mensch an staatliche Rücksichten gebunden wird, als ob diese staatlichen Rücksichten in einem menschlichen Staat etwas Anderes wären, als menschliche Rücksichten. Solche nichtige Einwürfe kleiden die Herren in einen großen Luxus pseudophilosophischer Redensarten ein und glauben dabei durch dialektische Kunststücke den gesunden Menschenverstand zu übertölpeln. Mögen sie zur Besinnung kommen. Der gesunde Menschenverstand wird ihnen antworten, daß grade in der möglichst vollkommenen Feststellung der Rücksichten, welche durch die Rechte und Bedürfnisse der Menschen unter einander nöthig gemacht werden, eine Hauptaufgabe der menschlichen Gesellschaft

gelöſ't ſei, während ohne eine ſolche ſtaatliche Ordnung die Geſellſchaft auch auf der höchſten Stufe der Kultur wieder verwildern müſſe; er wird ihnen antworten, daß der Staat die Errungenſchaft der Geſchichte feſthält und ſie zur Grundlage weiterer Errungenſchaften macht, während in der lockern Vereinigung einer ungebundenen Geſellſchaft das Errungene wieder verloren gehen müſſe; er wird ihnen ferner antworten, daß in der Betheiligung an der Feſtſtellung der allgemeinen Rückſichten und in der gegenſeitigen Befolgung derſelben, als einer ſelbſtgezogenen Richtſchnur, der Einzelne wie die Geſammtheit eine Befriedigung ihres ſittlichen Strebens und ein geſellſchaftliches Glück finden, nicht aber darin einen unnatürlichen Zwang und die Wirkſamkeit der polizeilichen Zuchtruthe erkennen werden; er wird ihnen antworten, daß die ſtaatliche Rückſicht auf den Nebenmenſchen neben dem Trieb des perſönlichen Intereſſes keinen Dualismus im Menſchen begründe, ſondern daß dadurch grade Das in Praxis geſetzt werde, was die Herren die allgemeine Liebe nennen wollen; er wird ihnen endlich antworten, daß der Egoismus, den ſie als trennendes Element darſtellen, grade ein einigendes Element der ſtaatlichen Geſellſchaft iſt, nachdem er die ſittlichen Schranken anerkannt hat. Wenn die Herren die Sittlichkeit zur Polizei machen, ſo kommt es nur auf den Staat an, die Polizei zur Sittlichkeit zu machen. In dem Geſetz aber, welches die Herren als ein neu erfundenes dem menſchlichen Glück zur Richtſchnur geben, wodurch ſie den wirklichen Menſchen herſtellen wollen, dem Geſetz nämlich des freien Auslebens aller eingepflanzten Triebe, erkenne ich kein anderes, als das alte Geſetz des freien Egoismus, welches bisher alles Unheil über die Menſchheit brachte, indem es die Selbſtbeſchränkung, welche durch die Rückſicht auf den andern Menſchen und die Geſammtheit zur ſittlichen Pflicht wird, aus den Augen ſetzte. Die Herren wollen, ohne es zu wiſſen, die Grundlage von allem Dem wieder herſtellen, was ſie bekämpfen. Nachdem ſie den Egoismus, wie ſie glauben, durch Aufhebung des Privateigenthums an der Schwindſucht haben ſterben laſſen, geben ſie dem Scheintodten am Frei-

tisch der Gesellschaft Gelegenheit, sich erst recht zum Fresser auszubilden.

Die Herren haben schon so viel gegen die Politik geschrieben und schon so lang den Staat aufgehoben, daß man billigerweise endlich von ihnen eine bestimmte Nachweisung des Unterschiedes zwischen ihrem System und dem politischen verlangen könnte. (Im Obigen liegen einzelne Andeutungen dazu). Aber eine solche Nachweisung ist trotz einzelnen hochfahrenden Abfertigungen der Politik noch immer nicht erfolgt. Warum? Weil sie nicht erfolgen kann. Die Herren mögen sich drehen und winden, wie sie wollen, sie kommen mit ihrer „Gesellschaft" gar nicht aus dem Staat heraus, da der Staat eben nichts Anderes ist, als organisirte Gesellschaft. Sie wollen zwar den sittlichen Theil des Staats nicht gelten lassen, ohne irgend zu zeigen, wie sie ihn entbehren könnten; aber die äußere Form müssen sie ausdrücklich festhalten, und indem sie den Staat innerlich aufzuheben vorgeben, lassen sie ihn äußerlich ganz hübsch bestehen. Sie sagen, wo Niemand Unrecht wollen kann, da ist keine Aufsicht, wo Niemand Unrecht thun kann, da ist kein Gesetz, wo Niemand ein Gesetz verletzen kann, da ist kein Gericht, wo Niemand Interessen zu vermitteln hat, da ist keine Behörde nöthig u. s. w. Sie wollen daher nichts übrig behalten als eine sogenannte Verwaltung, eine Rechnungsführung, eine Buchführung u. s. w. Nur von materiellen Interessen ausgehend und nur materielle Interessen bekämpfend, nehmen sie auch nur von materiellen Interessen ihre Staatsform her. Sie verwandeln ihre Gesellschaft in eine Fabrik und ein Komptoir. Aber selbst dieß Fabrik- und Komptoir-Wesen (angenommen, daß sich darauf die gemeinsame Gesellschaftslenkung beschränken ließe) — ist es nicht wieder ein Staat? Wird nicht wieder der menschlichen Natur der Schimpf angethan, daß sie sich an eine bestimmte Ordnung, an ein äußeres Gesetz binden muß? Sind nicht allgemeine Vorschriften nöthig, wonach die Gesellschaft in ihrer ganzen Thätigkeit geregelt wird, und werden diese Vorschriften stets pünktlich befolgt, wenn keine Kontrole besteht? Jene Vorschriften und diese Kontrole aber sind sie nicht wesentliche Attribute des Staats, wenn auch eines bis auf

das Gerippe reduzirten Staats? Bilden sie nicht eine Arbeitspolizei, wie jetzt eine Eigenthums- und Sittenpolizei besteht? Wenn sie aber in irgend einem Punkt als unzweckmäßig erkannt sind und abgeändert werden sollen, oder wenn irgend ein sonstiges Interesse der Gesellschaft einen Beschluß fordert, wer wird die Aenderung berathen und wer den Beschluß fassen? Doch wohl Niemand anders, als die Gesellschaft. Die Gesellschaft tritt also als Souverain in ihrer Sache auf und vollzieht wieder eine Handlung — des Staats. Nun kommen wir aber noch an das Erziehungswesen, an die Wissenschaften, die Künste, das Medicinalwesen, die Gesellschaftsstatistik u. s. w. Macht sich das Alles von selbst, ohne staatliche Förderung und Leitung? Greifen alle diese Räder von selbst in einander, auch ohne daß man ihnen einen bestimmten Platz anweis't und sie mit politischen Zähnen versieht? Doch weiter. Dieselben Herren, welche den Staat aufheben, wie man ein altes Geräth zum Fenster hinauswirft, erzählen uns gleichzeitig, wie tapfer sich ihr Militair gegen Unterdrücker schlagen, wie jedes Glied der „Gesellschaft" sich zu einem kriegerischen Löwen gegen das nicht kommunistische Ausland ausbilden werde u. s. w. Glaubt man etwa (über das Einzelne sind wir noch nicht belehrt worden), das organisirte Ausland lasse sich durch unorganisirte Kommunisten, die bloß die Schule der „Gesellschaft" besucht haben, abwehren und in die Flucht schlagen? Ist nicht grade beim Militairwesen die allgemeine Organisation unentbehrlicher, als irgendwo? Wie ist aber solche Organisation möglich ohne Staat, möglich bei einer bloßen „Verwaltung," Buchführung u. s. w.? Schon dieß eine Beispiel zeigt, daß es den Herren nur um eine neue Redensart zu thun, daß es ihnen mit der „Aufhebung des Staats" gar nicht einmal Ernst sein kann; bleiben sie dennoch dabei, so würde man den Staat schon um der Beaufsichtigung der Narren willen für unentbehrlich erklären müssen.

Doch wir müssen uns die sogenannte Aufhebung des Staats auch nach andern Seiten hin veranschaulichen. Um ihre Theorieen in's Werk zu richten, haben die Herren doch einen bestimmten Raum, ein bestimmtes Terrain nöthig. Ich räume ihnen laut

spezieller Vollmacht des Polizeiassessors Stieber zu Berlin, welchem das kommunistische Departement zugetheilt ist, das Königreich-Preußen ein, in welchem tabula rasa sein, in welchem es weder Städte mehr geben soll, noch Bourgeois, welche sie bewohnen. Es werden nun Fabriken, gemeinschaftliche Wohnungen, gemeinschaftliche Arbeitshäuser u. s. w. errichtet. Nothwendig können solche Einrichtungen nur gemeindeweise getroffen werden, da sie in großen Ausdehnungen sich nicht übersehen lassen und die Gemeinschaftlichkeit ausschließen würden. Gesetzt nun, die Einrichtungen in jeder einzelnen Gemeinde haben nichts Staatliches an sich, was gar nicht zu denken ist; wie sieht es aber mit dem Ganzen aus? Sollen die einzelnen Gemeinden gar kein bestimmtes Band der Vereinigung haben? Besteht keine staatliche Vereinigung, besteht keine Centralbefugniß über die Gemeindekräfte, wer verhütet die Zersplitterung und Verwirrung, wer regulirt die Interessen der Gemeinden unter einander, wenn z. B. in der einen Gemeinde Mißwachs, in der andern Ueberschwemmung, in der dritten irgend ein anderes Vorkommniß das Gleichgewicht der Produktion und Konsumtion stört oder ganz aufhebt? Wer hindert die Bevölkerung der einen Gemeinde, ihr unbehaglich gewordenes Terrain zu verlassen und in einer andern Platz zu nehmen, die bei aller möglichen Gesellschaftlichkeit auf solchen Zuwachs unmöglich gerichtet sein kann? Es sei Jedem überlassen, an solche Eventualitäten die ganze Reihe anderer sich anschließen zu lassen, welche sonst noch denkbar sind, und dann die Frage an den gesunden Menschenverstand gerichtet, ob er sich nur die Möglichkeit bilden könne, daß aus einer kommunistischen „Gesellschaft," welche den „Staat aufgehoben" hat, etwas Anderes hervorgehen werde, als ein gesellschaftliches Chaos? Doch, noch etwas Anderes kann aus ihr werden. Z. B. eine russische Provinz. Was würde das politische Rußland hindern, das gesellschaftliche Preußen gemeindeweise in die Tasche zu stecken? So wenig die gesellschaftliche Organisation, als das gesellschaftliche Recht, denn da das Eigenthum überhaupt gänzlich aufgehoben ist, so wird Niemand etwas einwenden können, wenn Rußland sagt: Das Interesse meiner „Gesellschaft," meiner Proletarier,

meiner Leibeigenen u. s. w. fordert einen Zuwachs von einigen tausend Quadratmeilen gesellschaftlichen Landes, das ich so gut benutzen darf, wie ihr. Das Eigenthum, das ist der Diebstahl. Dieß gilt von ganzen Gemeinden und Gesellschaften so gut, wie von einzelnen Menschen. Ihr seid „Raubmörder," wenn ihr euch diese hübschen Länder allein aneignen und meine armen Unterthanen in ihrem eisigen Klima erfrieren lassen wollt. Erlaubt daher, daß ich euch die Sündenlast eures Eigenthums wieder abnehme und meine Russen an eurem Glück Theil nehmen lasse." Die Kommunisten werden nun zwar sagen, daß, wenn ihre Theorieen erst in Preußen realisirt seien, alsdann in dem übrigen Deutschland sowie namentlich in Frankreich und England*) derselbe Zustand herrschen und vor solcher imposanten „Gesellschaft" jeder fremde Einfall von selbst zurückschrecken werde. Aber selbst dieß zugegeben, und angenommen, daß ein gesellschaftliches Reich von solchem Umfang vorhanden, daß aller Nationalunterschied verschwunden, alles gegenseitige Interesse ausgeglichen und dadurch eine staatliche Entgegensetzung der genannten Länder unter einander in jeder Beziehung entbehrlich geworden sei, so erhellt aus den obigen Andeutungen über die nothwendige Zerstückelung in Gemeinden um so mehr wieder die Nothwendigkeit, einem so ungeheuren gesellschaftlichen Reich eine feste innere Organisation zu geben, die wieder nicht anders als eine staatliche zu nennen wäre. Mag man sich sogar die ganze Menschheit als einverstanden und die Idee des Humanismus im weitesten Sinn verwirklicht denken — eine Idee, welcher Jeder huldigen wird —, so ist es doch nicht möglich, sich die Vereinigung der Menschheit anders vorzustellen, denn als eine Vereinigung von Staaten, von Freistaaten, wie

*) Die Kommunisten glauben, daß, wenn in Frankreich, England u. s. w. Revolutionen entstehen, daraus nothwendig eine Kommunistenwirthschaft hervorgehen werde. Wahrscheinlich aber werden Diejenigen richtig rechnen, welche als das Resultat solcher Revolutionen Republiken erwarten, in welchen sämmtliche Staatsbürger zu ihrem Recht gelangen und einem Zurückfallen in die bisherigen Zustände auch in sozialen Dingen durch politische Eigenthumsregulirung vorgebaut wird.

sie nach natürlichen Einflüssen der Lokalität und Nationalität sich gebildet haben. Bei dieser Gelegenheit, wo von einem so fernen Blick in die Zukunft die Rede ist, müssen die Herren Kommunisten auch gefragt werden, wann sie sich den Zeitpunkt gekommen denken, wo der verhaßte Handel (zwischen Staaten nicht bloß, sondern auch zwischen Welttheilen) aufhören, oder sich in bloßen, schwerfälligen Tauschhandel verwandeln, mithin das infame Hülfsmittel, das Geld (sei es metallenes, oder papierenes oder meinetwegen steinernes), aus der Menschheit verschwinden wird? Ohne Handel wäre die Welt noch im Zustande der alten Rohheit, ohne Geld wäre die freie Entwickelung des Handels nicht möglich gewesen, ohne Handel und ohne Geld bliebe die Idee eines Weltverkehrs eine bloße Phantasie — das weiß oder erkennt jedes Kind, und nun kommen diese Weltverdreher, die schlimmer sind, als die Kinder, und wollen plötzlich den Handel vernichten, weil er nicht den Betrug, und das Geld vernichten, weil es nicht die Bourgeois hat fern halten können. Mit dem Mißbrauch müssen sie gleich auch den Gebrauch abschaffen, mit der Ausartung auch die Art. Ist das nicht in der That schlimmer, als Kinderei? Es ist unglaublich, wie viel Borniertheit mit der Intelligenz verbunden sein kann.

Mit der Aufhebung des Staats ist bekanntlich auch die Aufhebung alles Eigenthums vor sich gegangen. Wie die Luft, so ist auch die greifbare Natur, aber nicht bloß diese, sondern auch Alles, was aus ihr produzirt wird, also auch die Produktion selbst, gemeinschaftlich geworden. Die Gesellschaft ist Herrin von Allem, die Gesellschaft ist alleinige Produzentin und außer ihr gibt es nichts mehr. Wer sich von ihr lostrennen, nach seinem persönlichen Gefallen leben wollte, der müßte — verhungern und sein Quartier in der Luft aufschlagen, denn die Luft allein würde nicht im Besitz der Gesellschaft sein. Der Einwand, den man hier bei der Hand haben wird, daß Derjenige, welcher sich vom Staat lossage, ebenfalls in der Luft schwebe, bedeutet nichts. Der Staat macht es nicht wie die „Gesellschaft," er hält seinen Bürger fest, er sagt ihm nicht, du bist ein völlig losgebundener Mensch, und raubt dann dem losgebundenen Menschen die Mittel,

als solcher zu leben. Ein freier Staat bindet den Menschen an das allgemeine Band der Pflichten, welches jeder seiner Bürger mitgewebt und anerkannt hat; dafür aber überläßt er der Persönlichkeit freies Feld, sich für sich zu bethätigen und als Persönlichkeit sich auf eigene Füße zu stellen. Die kommunistische Gesellschaft dagegen vernichtet im grellsten Widerspruch mit der Verheißung, dem Menschen die freie Entfaltung seiner natürlichen Anlagen und Triebe zu sichern, die freie Persönlichkeit durchaus, indem sie dieselbe mit der Kette der Nothwendigkeit an die von ihr in Beschlag genommenen Mittel der Existenz fesselt. Sie verspricht mir zwar, ich brauche täglich nur einige Stunden zu arbeiten, ich könne mit der Arbeit (wie das mit Ordnung zugehen soll, sagt sie nicht) nach Belieben abwechseln u. s. w. Aber ich muß doch für sie arbeiten, ich muß, wenn ich die Ordnung des Ganzen nicht stören will, zu bestimmten Stunden arbeiten, ich muß, was ich sonst privatim that, jetzt amtlich thun, ich muß amtlich arbeiten, amtlich ausruhen, amtlich essen und trinken, ich muß mich in Allem, was ich thue und lasse, an die allgemeine Kasernenschnur reihen lassen, kurz ich lebe in der freien Gesellschaft unter dem Druck einer Abhängigkeit, wie sie in Rußland nicht besteht. Ich will für mich leben können, ich will für mich arbeiten können, ich will für mich die Früchte meiner Arbeit wachsen sehen können, ich will für mich eine Häuslichkeit haben können, ich will für mich Launen haben können, Grillen fangen, faullenzen, wohlthätig sein, fleißig sein, meinen Geist moussiren lassen, mein Herz springen lassen, kurz ich will meine individuelle Welt haben und ausfüllen können. Diese individuelle Welt ist es, die sich der Mensch nie und nimmer wird abschwatzen lassen. Zum Glück des Menschen gehört, daß er dessen eigner Schmidt sei. Die Mittel, die Möglichkeit, sich seine individuelle Welt zu schaffen, fordert er, muß er fordern; aber es heißt, die ganze menschliche Natur verkennen, wenn man seinem Hang zur Gesellschaft die Auslegung gibt, daß er in der Gesellschaft seine Individualität könne aufgehen lassen. Es heißt dieß gradezu, das Mittel (die Gesellschaft) zum Zweck und den Zweck (die Persönlichkeit) zum Mittel machen.

Doch noch ein Paar Fragen, um den Kommuniſten ihre Geſellſchaft in der Praxis zu vergegenwärtigen. Wenn ich eine beſondere Idee verfolgen, eine perſönliche Laune in's Werk ſetzen, mit irgend einem individuellen Einfall experimentiren will, werde ich dafür in den Abzirkelungen der „Geſellſchaft" Spielraum finden, oder werde ich ſie opfern müſſen? Wenn ich ein Freund von koſtbaren Meubles, von Gemälden u. ſ. w. bin, werde ich das Recht haben, mir meine Wohnung damit auszieren zu laſſen? Habe ich dieß Recht, ſo hat jeder Andre es auch; wie werden ſich aber alle dieſe koſtbaren Liebhabereien befriedigen laſſen? Können ſie das nicht, was wird dann übrig bleiben, als entweder ein kaſernenmäßiges Kommismeublement einzuführen, womit jeder gleichmäßig ausgeſtattet wird, oder aber durch Befriedigung der Liebhabereien Einzelner wieder eine Ungleichheit zu ſchaffen, die ſich mit der allgemeinen Eigenthumsloſigkeit nicht verträgt? Wenn mir die angewieſene Wohnung nicht geräumig, nicht luftig, nicht ſchön genug gelegen iſt, werde ich mir eine zuſagende ausſuchen oder bauen laſſen können? Wird Jeder das können? Werden Bevorzugungen dabei zu vermeiden ſein? Wenn nicht, wie wird ſich dann die Geſellſchaft aus der Verlegenheit helfen, ſie, welche eine freie Geltendmachung aller Triebe verbürgt, alſo alle Wünſche erhören muß? Sie, welche vollſtändige Gleichheit ſchaffen will, kann ſie dem Zufall und der Individualität die Verantwortlichkeit für die Ungleichheiten abnehmen, welche der Zufall und die Individualität allein zu übernehmen im Stande ſind? Wenn ich Luſt habe, wenn zwanzig, fünfzig, zweihundert Geſellſchaftsglieder Luſt haben, auf Reiſen zu gehen, wer nimmt ſie auf, da draußen, wer nimmt ihre Stellen ein daheim; wer erſetzt, wer entläßt, wer hindert, wer hält ſie? Sie werden entweder die Geſellſchaft in Verwirruug bringen oder auf die freie Bewegung verzichten, im günſtigſten Fall werden ſie (bei der Verwaltung oder bei der Regierung?) Urlaub nachſuchen müſſen, denn jeder Einzelne iſt Beamter der Geſellſchaft. Werden ſie damit auf die Dauer einverſtanden ſein? Es iſt wahrer Wahnſinn, zu glauben, daß aus lauter Geſellſchaftswuth der Einzelne ſolche Abhängigkeit auf die Dauer ertragen, daß er

seinen Egoismus ausziehen, daß er nicht, je größer im Uebrigen die Ungebundenheit der Gesellschaft ist, um so eher seiner persönlichen Lust und Laune folgen, daß er sich in einer aller sittlichen Aufopferungsbegriffe beraubten Sphäre etwas Angenehmes versagen werde, wenn er persönlich keinen Nachtheil davon hat, oder etwas Unangenehmes thun, wenn er nicht durch persönlichen Vortheil dazu vermocht wird. Denn, nochmals sei es gesagt, der Egoismus bleibt und muß bleiben. Das ist ja eben einer der Hauptfehlgriffe und Widersprüche der kommunistischen Doktrin, daß sie den Menschen glücklich machen will und dabei die menschliche Natur aus den Augen setzt, daß sie dem Egoismus zu seiner Befriedigung verhelfen und doch ihn nicht als solchen anerkennen, ihn sogar ausrotten will. Bald hängen ihm die Herren das Kleid der Liebe, bald das Kleid der Gesellschaftlichkeit, bald das Kleid der Arbeitsfreude um, denn sie haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, er dürfe nicht mehr zum Vorschein kommen. Daß die „Liebe" ein hohler Klang ist, wurde bereits gezeigt; eben so, daß die gesellschaftliche Verschmelzung in eine sich von selbst erhaltende Harmonie auf Phantasieen hinauskommt. Eine gleiche Bewandtniß scheint es mir mit der Vorstellung zu haben, daß alle Arbeit sich in „Genuß" verwandeln lasse, so daß man die Arbeit, die „gesellschaftliche" Arbeit, Lust aus dem Grunde lieben werde, weil sie Vergnügen gewähre.

Sind Arbeit und „Genuß" Gegensätze? Mehr oder weniger ja. Um darüber in's Reine zu kommen, ist aber vor der Hand nöthig, nichts zur Arbeit zu rechnen, was nicht dazu gehört. Die Kommunisten führen uns als Beispiele genußreicher Arbeit die Jagd, die Lektüre und dergl. an, während alles dieß reine Vergnügungssache ist. Kann ich die Jagd u. s. w. Arbeit nennen, so ist das Essen und Trinken, das Tanzen und Lieben ebenfalls Arbeit. Unter Arbeit läßt sich daher nur eine solche Beschäftigung verstehen, welche nicht um ihrer selbst willen übernommen wird, also an sich mehr oder weniger unangenehm ist, wozu man sich indeß um eines Zweckes willen versteht, dessen Erreichung lohnend oder nöthig ist. Ist das mühsame Umackern des Bodens, das Graben eines Brunnens, das Mähen einer Wiese, das Um-

hauen eines Baumes an sich ein Genuß? Sicher nicht. Es ist eine langweilige, geistlose Arbeit, wozu sogar ein geistloser Bauer sich nicht verstehen würde, wenn sein Pflug, sein Spaten, seine Sense, sein Beil allein sie verrichten könnte. Er verrichtet sie aber, weil er muß, wenn er nicht auf den Zweck verzichten will, und sein „Genuß" kommt erst nach der Arbeit, wenn sie ihm Korn, Wasser, Heu, Holz für seine Bedürfnisse liefert.

Ist die Arbeit nothwendig? Sie ist es geworden, seitdem die Natur allein nicht mehr im Stande war, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. In dieser Nothwendigkeit lag der Hauptanstoß zur Kultur. Mit der steigenden Kultur aber sind auch die Bedürfnisse der Menschen verändert worden, sie haben sich vermehrt oder gesteigert, und schon aus diesem Grunde bleibt, auch nach Befriedigung der unumgänglichen Bedürfnisse, die Arbeit eine Nothwendigkeit.*) Die Industrie ist ihr zwar zu Hülfe gekommen, kann sie aber niemals überflüssig machen, und es wird also auch nach dieser Seite hin immer Beschäftigung geben, die an sich keinen „Genuß" gewährt, also immer „Arbeit" ohne „Genuß." Diese Nothwendigkeit würde man, wenn man auch könnte, schon aus dem Grunde nicht aufheben wollen, weil ohne das Unangenehme der Arbeit das Angenehme des „Genusses" allen Werth verlieren müßte, abgesehen davon, daß die bloß genußreiche Arbeit sich nicht ohne ekelhafte Verweichlichung denken läßt.

Den Kommunisten genügt das nicht. Sie wollen das Unangenehme ganz „aufheben" und nur das Angenehme bestehen lassen. Eine Verminderung der Arbeit und eine Vermehrung des „Genusses" durch Verallgemeinerung oder gerechtere Vertheilung beider würden sie für ein schlechtes juste milieu erklären: sie wollen Alles zu „Genuß" machen. Aber, meine Herren, wo sollen

*) Diese Nothwendigkeit wird auch dann nicht verschwinden, wenn jeder Mensch nach seinen angeborenen Neigungen thätig ist. Uebrigens versteht es sich, daß, wenn man die Theorieen von den angeborenen Neigungen auf kommunistische Weise in's Werk setzen wollte, die Mehrheit sich auf diejenigen Beschäftigungen werfen würde, welche dem Einzelnen am Meisten Vergnügen, dem Ganzen am Wenigsten Nutzen brächten.

wir denn mit all dem Genuß bleiben? Wir arbeiten täglich ein Paar Stunden und dieſe Arbeit iſt ſchon „Genuß.“ Wenn die Arbeit zu Ende iſt, kommt die Abwechſelung und dieſe muß wieder Genuß ſein. Wo ſoll das hinaus? Oder ſoll die kurze Arbeit etwa „Genuß“ und der lange „Genuß“ etwa Arbeit ſein? Meiner Anſicht nach kann die Arbeit nur Mittel zum „Genuß“ ſein. Der „Genuß“ wird zum Lohn meiner Arbeit; wenn aber die Arbeit ſelbſt bloßer „Genuß“ iſt, ſo gibt es entweder keinen Genuß oder keine Arbeit mehr. Kann ich aber den „Genuß“ gar ohne Arbeit haben, ſo werde ich nicht mehr für meine Arbeit garantiren können. „Genuß“ d. h. Glück iſt der Zweck des Daſeins. Wozu ſoll ich arbeiten, wenn ich das Glück ohne Arbeit haben kann? Das ſtellt mir aber der Kommunismus in Ausſicht; den Zwang zur Arbeit darf ich nach ſeinen Theorieen nicht annehmen, und überdieß darf ich darauf rechnen, daß Diejenigen, welchen die Arbeit „Genuß“ iſt, die meinige gern mit übernehmen. Die Arbeitstheorie der Kommuniſten läßt nur vorausſehen, daß, während ein Theil der Geſellſchaft eine Zeit lang der Arbeit treu bliebe, der andre Theil müßig gehen und von den Müßiggängern der edlere Theil ſich auf feinere Weiſe amüſiren, der unedlere aber in Schmutz und Schlamm verſinken würde. Mit Rückſicht auf die Erfahrung und die menſchliche Natur läßt ſich als Regel nur aufſtellen, daß die Arbeit die Tochter der Noth, des Bedürfniſſes, das wahre Glück aber trotz dem die Tochter der Arbeit iſt. Sollen alſo die Menſchen arbeiten, ſo muß ihnen die perſönliche Sorge für die Exiſtenz und den „Genuß“ gelaſſen werden; ſollen ſie wirklichen „Genuß“ haben, ſo muß er die Frucht ihrer eigenen Arbeit ſein. Auf ſolche Regel, die ſich indeß mit der Aufhebung alles Privateigenthums nicht verträgt, läßt ſich ein geſundes Leben gründen, nicht aber auf jene Geſellſchaftsphantaſieen, welche aus Allem den perſönlichen Egoismus verbannen wollen. Was nun die Sicherung der Bedingungen betrifft, unter welchen eine Durchführung jener Regel möglich iſt, alſo die Sorge des Staats für die Entfernung der Armuth, welche nur Arbeit und keinen „Genuß“ kennt u. ſ. w., ſo führt dieß wieder auf andre Fragen, deren Erörterung nicht an dieſe Stelle gehört.

Indem die Kommuniſten durch Abſchaffung des Eigenthums und durch gemeinſame Arbeit (daß dergl. nur durch kaſernenmäßige Einrichtungen möglich iſt, verſteht ſich von ſelbſt) den Egoismus ausrotten wollen, haben ſie es namentlich auf die verſchrieene Konkurrenz abgeſehen. Zugegeben, die Konkurrenz ſolle aus der Welt heraus: glaubt man wirklich dieſen Zweck erreichen zu können? Gibt es keine andre Gegenſtände der Konkurrenz, als das Eigenthum? Gibt es keinen andren Privaterwerb, als den materiellen? Gedenken die Kommuniſten die Konkurrenz des Ehrgeizes zu vernichten? Wird nicht der Konkurrenzgeiſt, der ſich früher auf das Eigenthum warf, jetzt ſich andere Gegenſtände ſuchen und einen um ſo perſönlicheren Charakter annehmen? Werden Künſtler u. ſ. w. in der kommuniſtiſchen Geſellſchaft nicht um den Preis konkurriren? Wird dem Neid, der Anfeindung, der Intrigue die Quelle verſtopft ſein? Nein! Alſo die Konkurrenz, nämlich die Konkurrenz im perſönlichen Intereſſe wird die kommuniſtiſche Geſellſchaft ſo wenig los, als den Egoismus, und ſomit muß ſie auch wieder deren Ausartung erwarten. Dieſe Ausartung würde um ſo weniger ausbleiben, je mehr Zeit und Spielraum ihr durch die lange Mußezeit und die große Ungebundenheit gelaſſen werden müßte.

Es ſei geſtattet, den kommuniſtiſchen Theorieen über Abſchaffung des Eigenthums u. ſ. w. einige möglichſt kurze Andeutungen über die Art entgegenzuſtellen, wie der Staat den Hauptübeln durch welche jene Theorieen hervorgerufen worden, durch Einſchlagung eines Mittelwegs vielleicht abhelfen könnte.

Zunächſt verſteht es ſich von ſelbſt, daß jener Wahnſinn aus der Welt verſchwinden muß, welcher die Macht über Andre zum Privateigenthum gemacht hat. Dieſer Punkt allein bietet den Herren Kommuniſten ſo viel zu thun, daß ſie ſich alle zuſammen die Zähne daran ausbeißen können. Sie laſſen ihn daher auch ſo ziemlich unberührt und halten ſich an das greifbare Eigenthum.

Wenn der Menſch urſprünglich in die Welt tritt, gehört ihm entweder Alles, oder gar nichts. Er kann nicht ſagen: dieß Stück

Land u. ſ. w. iſt mein und keines Andern. Könnte er es ſagen, ſo würde ihm auch zuſtehen zu dekretiren: dieſe ganze Erde iſt mein und keines Andern. Denn wollte man ihn auf dasjenige Eigenthum beſchränken, welches zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe diente, ſo würde er zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe nicht minder die Bananen Aſiens, als ſein einheimiſches Korn, nicht minder die Zedern des Libanon, als die Eichen ſeines Waldes, nicht minder die Wieſen Amerika's, als die Berge der Schweiz für nöthig erklären können. Die Erde iſt alſo gemeinſam. Sie iſt das Feld, das Alle bebauen dürfen; ſie liefert das Material, das Alle verbrauchen können. Die Erde kann meiner Anſicht nach kein Privateigenthum werden und auf das Material und die Produktionsmittel, welche ſie bietet, hat Jeder ein gleiches Recht, ſo weit ihn Neigung und Fähigkeit zur Verarbeitung desſelben in Stand ſetzen. Auch ſcheint es mir, daß die erſte Bearbeitung der Erde kein Eigenthumsrecht habe begründen können, denn aus ſolcher Bearbeitung folgt nur, daß Derjenige, welcher das Feld bebaut hat, ſeinen Nutzen daraus gezogen und auf die gezogenen Früchte Anſpruch hatte. Soll aber der Nutzen einen Anſpruch auf die Quelle des Nutzens gewähren, wenn dieſe Quelle nicht zur Perſon des Benutzenden gehörte? Dann kann auch das Schöpfen aus einem Fluß zu einem Akt der Beſitzergreifung gemacht werden. Es iſt daher nicht abzuſehen, wie ſich das Privatrecht auf das Grundeigenthum begründen laſſe.

Eine andere Frage aber iſt es, ob Dasjenige, was der Menſch aus dem gemeinſamen, von der Erde gebotenen Material, aus den gemeinſamen Produktionsmitteln, ſchafft, ebenfalls nicht ſein Privateigenthum ſein dürfe? Dieſe Frage kann, wie mir däucht, vernünftigerweiſe nicht verneint werden. Das Werk meiner Hände und meines Geiſtes, meine Arbeit alſo, iſt mein und keines Andern. Ob meine Arbeit in einer Erfindung, oder in einem Fabrikat, oder in einem Handelsgeſchäft, oder in ſonſt was beſteht, das iſt einerlei — genug, was ich durch meine Kräfte, mein Talent, meine Thätigkeit aus dem mir rechtlich zu Gebot ſtehenden Material ſchaffe, oder im Verkehr mit Andern, die das gleiche Recht haben, erwerbe, das iſt mein.

Doch auch dieß Mein hat seine Grenze. Die Ungleichheit, welche der Zufall, das Glück, das Unglück, die größere oder geringere Kraft, das größere oder geringere Talent, die günstigere oder ungünstigere Situation, die frühere oder spätere Gelegenheit u. s. w. in der Arbeit, in der Produktion, in dem Erwerb nothwendig hervorbringt, darf nicht so weit gehen, daß der eine Mensch durch den Andern seiner Existenzmittel und seiner Existenz verlustig geht, denn dieß sanktioniren, käme einfach auf die Sanktionirung des Rechts des Stärkern hinaus. Wo ein solcher Zustand besteht, und bestände er in dem gerühmtesten, freiesten Lande der Welt, da ist eben noch ein roher, kein zivilisirter Zustand. Der Wächter, der Ordner, der Ausgleicher, welcher einen solchen Zustand abschafft oder fernhält, ist der Staat, welcher in der durch die Gesammtheit beschlossenen Beschränkung der Einzelinteressen die Sicherheit der Gesammtinteressen zu wahren hat. Der Staat ist für alle in ihm streitende Interessen die dritte, schlichtende Person und diesen Charakter muß er durchgängig festhalten, wenn er seine Aufgabe erfüllen soll.

Um seine Aufgabe erfüllen zu können, muß der Staat materielle und gesetzliche Mittel besitzen. Zu den materiellen Mitteln sind namentlich folgende zu rechnen:

1) Er ist der alleinige Grundbesitzer *), wozu er sich durch Abschaffung des Erbrechts und Entschädigung allmälich gemacht hat (das Expropriationsrecht liefert schon jetzt die Anleitung hierzu). Den Boden, sofern er nicht zu Bauten, allgemeinen Anlagen,

*) Daß der Menschheit und als deren Theilen den Staaten das alleinige Recht auf das Grundeigenthum vindizirt werde, fordert nicht bloß die Vernunft in der Theorie, sondern es ist auch durchaus nicht gleichgültig in Bezug auf die praktischen Resultate. Der Staat als Grundeigenthümer wird über den Boden auf eine für die Allgemeinheit so ersprießliche Weise disponiren können, daß dadurch eine völlig veränderte Gestalt des Landes hervorgebracht werden kann. Außerdem wird der Verkehr der Menschen weit lebhafter und manigfaltiger werden, wenn sie nicht mehr durch Privatbesitz an die Scholle gebunden sind, und durch Verwischung der Exklusivität, welche grade am Grundeigenthum am Meisten haftet, muß der Geist der Gemeinschaftlichkeit bedeutend genährt werden.

Staatswaldungen u. s. w. benutzt wird, überläßt er theils gegen Pacht oder einen Theil des Naturalertrags den ackerbautreibenden Bürgern (bis zu einem gewissen Ackermaximum), theils bebaut er ihn selbst, um die Preise der Bodenerzeugnisse zu regeln, bei eintretendem Mißwachs aushelfen und für die Vervollkommnung der Agrikultur sorgen zu können.

2) Er ist wie im Ackerbau, so auch in der Industrie Produzent und im allgemeinen Interesse Konkurrent. Er treibt Industrie, theils um sie vervollkommenen, theils um die zu hohe Steigerung der Preise verhüten, theils um in Krisen den Industriellen Hülfe, den Arbeitern Arbeit gewähren zu können.

Unter den gesetzlichen Mitteln des Staats kommen namentlich die Steuerbestimmungen in Betracht. Will er nicht direkt ein Vermögensminimum (das er zu beschaffen) und ein Maximum (das er zu kontroliren hätte) festsetzen, so kann er dasselbe indirekt einführen durch Steuerbefreiung von der einen und Progressivsteuern von der andern Seite. Setzt er direkt ein Maximum fest, so geschieht dieß unter der Bedingung, daß Dasjenige, was Einer über das Maximum hinaus erwirbt, dem Staat zu gut kommt und daß bei der Verwendung dem Erwerber eine Stimme zusteht. Dadurch würde zugleich dem Interesse für das Allgemeine ein Sporn gegeben.

Keiner hat Rechte, wenn er todt ist; wer nicht mehr existirt, hat auch über nichts mehr zu disponiren. Auf der andern Seite hat Keiner rechtlichen Anspruch auf etwas Anderes, als was er selbst erworben oder was ein andrer Erwerber ihm geschenkt hat. Das Recht, über sein Erworbenes über den Tod hinaus zu disponiren, so wie das Recht, durch den Tod eines Menschen zum Besitzer von dessen Eigenthum zu werden, ist also im Grunde widersinnig. Das Erbrecht kann vor der Vernunft nicht aufrecht erhalten werden. Was Einer erwirbt, darf er während seiner Lebzeiten wegwerfen oder wegschenken, wie er will; was er bei seinem Tode hinterläßt, ist Eigenthum der Allgemeinheit (des Staats) geworden.

Die Ansprüche, welche nach bisherigen Begriffen die Hin-

terlassenen eines Verstorbenen nach Abschaffung des Erbrechts machen könnten, wären abgeschnitten, indem der Staat

1) dem thätigen Mitglied der Gesellschaft, jedenfalls ein Minimum (je nach dem Bedürfniß und der Gelegenheit an pachtlosem Land, oder an Geräthschaften, oder an sonstigen Produktionsmitteln, oder an Wohnung, oder an Beschäftigung) sichert *);

2) für Unterbringung aller Derer sorgt, welche nicht für sich selbst sorgen können;

3) jedem Unerwachsenen unentgeldlichen Unterricht und Erziehung sichert.

In einem Staat, worin die angedeuteten Einrichtungen bestehen, wird

1) Niemand seine freie Individualität beschränkt fühlen oder den Spielraum für individuelle Thätigkeit verlieren;

2) Niemand Noth leiden und aus Noth Verbrechen begehen, so wie von der andern Seite Niemand um schnöden Besitzes willen leben;

3) Niemand den Erwerb bis zu einem für Andere nachtheiligen Grade steigern;

4) Niemand um des Erwerbs willen dem Andern hörig sein;

5) die Ungleichheit des Besitzes zu keinen sonstigen, das freie Menschenthum verletzenden sozialen oder politischen Unterschieden führen können;

6) die Assoziation Regel sein, weil der Einzelbesitz nicht groß genug wäre, um sie bei größern Unternehmungen entbehren zu können;

7) aus demselben Grunde der Begriff von Arbeiter und Associé allmälig zusammenfallen;

8) Jeder ohne Unterschied des Vermögens Gelegenheit haben, seine angeborenen Fähigkeiten auszubilden; u. s. w. u. s. w.

Die Verfassung des Staats wäre natürlich eine republikanische. Jeder hätte ohne allen Unterschied und ohne Rücksicht

*) Wäre dieß Minimum für die Hinterlassenen eines Verstorbenen durch dessen Nachlaß gedeckt, so würde man dieselben in dem Besitz des Nachlasses nicht stören.

auf Besitz gleiche politische Rechte und darnach seinen Einfluß auf den Gang der allgemeinen Angelegenheiten.

Diese skizzenhaften Andeutungen mögen genügen. Ein Eingehen in's Spezielle würde hier zu weit führen. Mögen Diejenigen sie in Erwägung ziehen, welche von Staatsökonomie mehr verstehen als ich. Ich gebe sie nicht nach Art der Kommunisten als unfehlbare Weisheit und bescheide mich gern, sie zurückzuziehen, wenn man mir ihre Unausführbarkeit nachweist und zur Aenderung unserer sozialen Zustände, welche gleich unsern politischen eine Abhilfe gebieterisch erheischen, bessere Mittel angibt. So viel nehme ich wenigstens als sicher an, daß diese besseren Mittel in den kommunistischen Lehren nicht zu finden sind, und sollte Theorie gegen Theorie fallen müssen, so komme ich wenigstens durch die meinige auf einen festen Boden, auf den Boden des Staats zurück, und stände sogar noch fest genug, wenn mir nichts übrig bliebe, als der ausgebildetste der vorhandenen Staaten.

Die Kommunisten geben sich, gleich den Absolutisten, das Ansehen, die Republiken, besonders die nordamerikanische Republik, sehr gründlich zu verachten. Daß sie die Natur der letztern als einer früheren Handelskolonie, daß sie deren kurzen Bestand, daß sie das fortwährende Zuströmen solcher Elemente, welche den gesellschaftlichen Uebeln immer neue Nahrung geben, daß sie alle sonstige äußere und innere Elemente, welche in Nordamerika schädlich einwirken können, in Betracht ziehen sollten, wäre von ihrer Voreingenommenheit zu viel verlangt. Aber sie werden sich — und dieß kann Gegenstand einer andern Arbeit werden — wenigstens überzeugen lassen, daß nicht bloß Nordamerika, sondern auch die Schweiz, welche letztere wegen äußerer Einwirkungen noch gar nicht zur eigentlichen Entwickelung des republikanischen Lebens gelangen kann, nicht bloß in politischer — was sich von selbst versteht, — sondern auch in sozialer Beziehung durchschnittlich bei Weitem günstiger gestellt sind, als bei gleichen materiellen Bedingungen irgend ein anderer Staat. In der Schweiz z. B., welche die monarchischen Söldlinge und die bornirte Journalistik so gern als die Heimath der Anarchie und des Verbrechens darstellen mögten, gibt es im Durchschnitt weit weniger

Verbrechen gegen das Eigenthum und die persönliche Sicherheit (obschon zur Gefährdung der letztern schon die vom Ausland unterhaltene, kleinliche Gegeneinanderhetzung der einzelnen Kantone so vielfachen Anlaß böte), weit weniger moralische Verkommenheit, weit weniger Erschlaffung des Charakters, weit weniger Trunksucht und namentlich weit weniger — Elend, als in Teutschland. Obgleich der Boden wegen seiner Gebirgigkeit sich weit weniger zur Produktion eignet, als anderwärts, und die Armuth in diesen Bergen natürlich keine Fremde ist, so hört man doch in der Schweiz nicht von jenem massenhaften Elend, von jener existenzlosen Verzweiflung, worüber in Teutschland an allen Enden und Ecken geklagt wird. Denn theils hat die politische Freiheit trotz der Geldaristokratie einzelner Städte die Mittel gesichert, das Vermögen sich allgemeiner vertheilen zu lassen, theils durch öffentliche Einrichtungen die Mittel geschaffen, dem Einzelnen zu Hülfe kommen zu können. Wie viel Personen sind nicht durch die Luzerner Affairen brodlos geworden? Sie haben aber fast alle in der Freiheit des Landes und durch den Gemeinsinn ihrer Partei in kurzer Zeit wieder ein Unterkommen gefunden. Daß es in der Schweiz durchgängig materiell besser gestellt ist, als anderwärts, beweißt auch der Umstand, daß die vielverheißenden kommunistischen Lehren, obschon sie dort den freiesten Spielraum und die meisten Apostel hatten, dennoch im Volk gar keinen Fuß fassen können. Um übrigens auf den Hauptpunkt zu kommen, welcher die politische Freiheit als die Mutter und Hüterinn des materiellen Glücks erscheinen läßt, so frage man sich, was aus der armen Schweiz geworden wäre oder werden würde, wenn sie Höfe, stehende Armeen und Beamtenheere zu ernähren hätte, wenn sie mit einem drohnenhaften Adel bedeckt wäre, wie das geknebelte Teutschland?

Ich habe hiermit genug gesagt, um zu der Hindeutung übergehen zu können, daß Demjenigen, welcher für die Besserung unserer sozialen Zustände wirken will, sich ein praktischerer Weg darbietet, als die Verfolgung von Theorieen, welche alle Uebel mit der Wurzel auszureißen versprechen und dazu kein besseres Mittel zu wählen wissen, als daß sie mit der Wurzel der Uebel auch die

Wurzeln des Lebens ausreißen. In dem Püttmann'schen „Jahrbuch zur gesellschaftlichen Reform" findet sich ein Aufsatz: „der allgemeine Besitz, von E. Weller." Wenn auch der Verfasser von der allgemeinen kommunistischen Ausreißungswuth nicht frei geblieben, so scheint mir doch sein Aufsatz wegen seines sonstigen praktischen Inhalts der schätzenswertheste zu sein, den der Kommunismus im teutschen Gebiet zu Tage gefördert hat. Indem er (durch eine übrigens viel zu bescheidene Berechnung) nachweißt, daß von den Unterhaltungskosten der teutschen Höfe gegen 300,000 Familien (p. p. 1,500,000 Menschen) anständig leben könnten, hat er mehr gethan, als Andere durch ganz Bücher gegen das Geld und die Bourgeois.

Es ist nicht anzunehmen, daß Alle, die sich durch das Verführerische der kommunistischen Theorieen haben blenden lassen, dadurch für immer der Politik abwendig gemacht sein, mit andern Worten, daß sie alle den Verstand verloren haben sollten. Die Vernünftigeren unter ihnen werden zuverlässig in nicht langer Zeit zu der Erkenntniß gelangen, daß

1) der Kommunismus überall das Kind mit dem Bade ausschüttet und daß Allem, was er gänzlich abgeschafft wissen will, nur die Freiheit oder Nothwendigkeit des Mißbrauchs abgeschnitten zu werden braucht;

2) die „Aufhebung des Staats" der größte Unsinn ist, den jemals der Menschengeist zu Tage gefördert hat, daß die soziale Entwickelung nur mit der politischen Hand in Hand gehen und es nicht darauf ankommen kann, den Staat „*aufzuheben*", sondern ihn zu *verwirklichen*;

3) der *freie* Staat, der *wahre Rechtsstaat*, alle Mittel darbietet, jede nur mögliche Verbesserung der menschlichen Zustände zu erreichen, und daß die staatliche Thätigkeit ein Bedürfniß ist, welches dem Menschen niemals durch soziale Mittel genommen werden kann und genommen zu werden braucht.

Wer zu dieser Erkenntniß gelangt, dem wird das Verweilen im Kommunismus eine fördernde Kur gewesen sein und von dem ist nach der Rückkehr in die Politik, wenn er früher in derselben zu bescheiden war, wenigstens nicht zu fürchten, daß er die Spitze

der Entwickelung noch in einem absoluten Staat oder einer lügnerischen Konstitution finden werde.

Die Männer der Gewalt und des Geldsacks könnten glauben, es komme *ihnen* zu gut, wenn sich Stimmen sogar der äußersten Opposition gegen eine Lehre erheben, die ihnen schon so viel unruhige Nächte gebracht hat. Sie würden sich irren, besonders die erstern. Zunächst mögen sie zu der Erkenntniß zu gelangen suchen, daß der Kommunismus nicht eine willkürlich auf die Beine gebrachte Macht oder eine improvisirte Erscheinung ist. Sie mögen in ihm einen Spiegel erkennen, der ihnen ihre eigenen Sünden vorhält. Es geht mit dem Kommunismus wie mit allen Uebergriffen in das Gebiet des Extremen; er wiederholt in drohender Weise die alte Lehre, daß das eine Extrem durch das andere hervorgerufen wird. Dem extremen Kommunismus steht die Gewalt und der Geldsack in gleich extremer Aufgetriebenheit gegenüber, und wie z. B. die französische Revolution mit ihren Greueln nichts Anderes war, als das äußerste Herüberschwanken des Staatsschiffs nach der linken Seite, nachdem die Last der Gewalt und des Privilegiums dasselbe zum Aeußersten auf die rechte Seite hinübergedrückt hatte, so kann auch die Gewalt und der Geldsack unserer Tage sich die Lehre geben, daß der Kommunismus mit Dem, was er verkündet, nicht weiter geht, als sie mit Dem, was sie thun. Indem man nun gegen den Kommunismus auftritt, kann daraus nichts weniger, als eine Beruhigung für die Sünder hervorgehen, welche ihn provozirt haben; es kann sich vielmehr nur darum handeln, daß der Kommunismus nicht die rechten Mittel wählt, den Krieg gegen die Sünder für die Allgemeinheit ersprießlich zu machen. Von der einen Seite das bestehende Unrecht und von der andern die fehlerhafte kommunistische Taktik gegen dasselbe bekämpfen, heißt also weiter nichts, als das bestehende Unrecht doppelt bekämpfen.

Bei diesem Kampf soll man aber nicht verkennen, daß zwischen den Männern der Gewalt und den Männern des Geldsacks noch immer ein großer Unterschied zu Gunsten der letztern besteht. Unter den Männern des Geldsacks gibt es doch noch immer Leute, welche eine Berechtigung des Menschen, der *kein Geld* hat, an-

erkennen; unter den Männern der Gewalt aber, iſt es ſchon längſt aus der Mode gekommen, die Berechtigung eines Menſchen anzuerkennen, der keine Gewalt hat. Ein Geldmenſch erträgt ein Koordiniren, ich kann mit ihm verkehren, ohne mich unter ſein Geld zu beugen oder mich zur Vermehrung desſelben benutzen zu laſſen, ein Mann der Gewalt begnügt ſich nur mit einem Subordiniren, er läßt mich nur zu, wenn ich mich als dienender Zuwachs ſeiner Gewalt gebrauchen laſſe. Die Gewalt iſt herrſchſüchtig und das Geld iſt es auch; aber die Gewalt beſitzt neben der Herrſchſucht zugleich die Eiferſucht, jene Eiferſucht, welche das Bewußtſein der Unwürdigkeit und Unrechtmäßigkeit verräth und daher um ſo durſtiger nach Rache iſt. Das Geld kann ich verſöhnen; die Gewalt nicht. Mit dem Geld läßt ſich unterhandeln und man kann ihm widerſtehen; die Gewalt muß man vernichten oder vor ihr fliehen. Das Geld benutzt die Gewalt, ohne ſie zu abſorbiren; die Gewalt benutzt das Geld und verſchlingt es zugleich. Die Gewalt wird nie Oppoſition gegen das Geld, das Geld aber kann Oppoſition gegen die Gewalt machen. Der Ruin des Geldes bezwingt nicht die Gewalt, der Ruin der Gewalt aber wird zugleich das Geld bezwingen.

Es unterliegt alſo keinem Zweifel, daß der Kampf gegen die Gewalt nöthiger und erfolgreicher iſt, als der Kampf gegen das Geld, und daß das Geld, ſofern es nicht auf den Mißbrauch gerichtet iſt, als Alliirter gegen die Gewalt dienen muß. Mögen Diejenigen, welche in dieſer verdächtigen Zeit durch den Beſitz materieller Güter in ein Licht des Zweifels geſtellt ſind, ob ſie zum Volk gehören oder zu deſſen Feinden, auf entſcheidende Weiſe zu erkennen geben, welche Geſinnung ſie hegen. Wer ſich für das Volk entſchieden hat, der ſtelle ſich offen auf deſſen Seite; wer ihm geneigt iſt, der entſcheide ſich. Den Beſitzenden gegenüber iſt trotz der rabiaten Polemik der Kommuniſten nicht bloß Aufmunterung, ſondern auch Warnung noch am Platz; die Gewalt dagegen warnt man nicht mehr, denn ſie iſt eben ſo unverbeſſerlich wie ihre Zukunft unrettbar iſt.

Im September 1845.

(Tugenstopfer 2.)

Ein Mensch an einen teutschen Professor.

Ich habe mich oft erfreut an der olympischen Verachtung, womit Sie von der Höhe Ihrer Gelehrsamkeit auf mich und andere Erdenkinder herabsehen, die das Leben höher achten, als die Bücherwelt, und den gesunden Menschenverstand höher, als den Schulverstand. Es hieße zu viel Großmuth üben, wenn ich nicht Ihrer Verachtung mein Bedauern entgegensetzte und Ihnen nicht zu wissen thäte, daß ich Sie auslache, wo Sie mich zu strafen glauben. Ihrem Nimbus, Herr Professor, muß es ergehen, wie allem Nimbus: er muß herunter, und wäre er mit Strahlen der Heiligkeit um Ihr Haupt geheftet. Erlauben Sie mir, mich an Ihrer unpopulären Heiligkeit in ganz populärer Sprache zu vergreifen.

Ich achte die Wissenschaft, denn sie ist die Schatzgräberinn der Wahrheit; aber ich verdamme Ihre Gelehrsamkeit, denn sie ist die Feindinn der Wissenschaft.

Der Trieb der Wissenschaft ist die Wahrheit und nur die Wahrheit; der Trieb Ihrer Gelehrsamkeit ist Eitelkeit und Egoismus. Ein Mann der Wissenschaft braucht kein Gelehrter zu sein, denn es kommt ihm auf die lebendigen Wahrheitsergebnisse an und nicht auf das todte Rüstzeug; ein Gelehrter kann weit entfernt von einem Mann der Wissenschaft sein, denn er begnügt sich in der Regel mit den Akten des geistigen Prozesses, ohne von dem Ergebniß Gebrauch zu machen. Selbst der gelehrte Hegel sagt: „Gelehrsamkeit ist noch nicht Wissenschaft."

Gelehrte Ihrer Art sind nur Aktenmenschen des Wissens. Wozu das Wissen dient, diese einfache Frage haben Sie sich noch niemals ernstlich gestellt. Sie würden davor erschrecken, denn die Antwort würde das Urtheil über die Nichtigkeit Ihres ganzen imponirenden Wirkens sein. Ich bin überzeugt, daß Ihr gelehrter Pedantismus sich innerlich gegen den Nutzen sträubt, den Andere, oder die Welt aus dem Wissen ziehen, denn Ihre Sucht, dasselbe wie ein Geizhals aufzustapeln, steht gleich Ihrer Unfähigkeit, es für das Leben anwendbar zu machen. Die Verein-

fachung der Begriffe und die Nutzbarmachung des Wissens sind für Sie, was die Vereinfachung der Garderobe für den Modewaarenhändler wäre. Es muß hart für einen Mann Ihrer Art sein, zu sehen, daß der gesunde Menschenverstand so oft mit einem Zug ein Resultat schafft, zu dessen bloßer Andeutung Sie erst zwei Bände würden vollgeschrieben haben. In solchem Fall bleibt Ihnen dann allerdings nichts Anderes übrig, als die Miene einer Verachtung, welche den gesunden Menschenverstand nicht anerkennt und sich den Anschein gibt, als würde das Resultat, das Sie herausgebracht hätten, ein ganz anderes gewesen sein. Ja, Sie wären sogar im Stande, gegen die eigene Ueberzeugung ein anderes herauszubringen, um nur nicht in die Gefahr einer Gleichstellung mit dem gesunden Menschenverstand zu gerathen. Was mich betrifft, so würden Sie dieser Gefahr ohnehin nicht ausgesetzt sein.

Bleibt Ihnen keine andere Rettung übrig, so verschanzen Sie sich hinter den Vorwurf eines Mangels an Gründlichkeit. Mein Herr, wissen sie nicht, daß die wahre Gründlichkeit für Sie ein Gräuel ist? Sie erschrecken vor der lebendigen Aeskulaps-Schlange der Wahrheit; aber sie sind stolz darauf, wie Sie sich damit begnügen, die Felle aufzubewahren und chronologisch zu ordnen, welche die Schlange in ihren unzähligen Häutungen abgelegt hat. Was längst todte Spreu geworden, das dreschen Sie unermüdlich wieder durch, als sei es die Hülse fruchtbringenden Korns; ohne die Wahrheit zu kennen und zu wollen, schleppen Sie ihr die ganze Garderobe nach, die sie seit Jahrhunderten abgelegt, um nachzuweisen, welche Schneider sie gehabt hat. Zwar ist die Geschichte der Irrthümer, welche die Wahrheit schon hat durchlaufen müssen, nicht ohne Interesse, aber Sie lehren diese Geschichte nicht der Wahrheit, sondern der Irrthümer wegen. Um den Preis einer Verwirrung der Wahrheit retten Sie die Gründlichkeit im Vortrag der Irrthümer. „Die gelehrten Untersuchungen über das öffentliche Recht sind oft nur eine Geschichte der alten Mißbräuche, und es war sehr nutzlos, auf ihr Studium so viel Mühe zu verwenden.“ Dieser Ausspruch d'Alemberts, eines Mannes, der gelehrter war, als Sie, läßt sich mut. mut.

faſt auf Alles anwenden, was Sie und Ihres Gleichen in der Welt ausrichten. Freilich, wenn man jenen Ausſpruch in Allem berückſichtigte und im Leben zur Anwendung brächte, ſo könnte dadurch viel Familienunglück entſtehen: wir würden dann in Teutſchland vielleicht Einen Profeſſor haben, wo jetzt deren ein ganzes Dutzend Geld, Ruhm und — Lächerlichkeit einerndten. Wo uns ein einziger Profeſſor kurzweg die Summe deſſen vorlegen könnte, was wir zu wiſſen brauchen, da müſſen wir jetzt bei einem ganzen Dutzend erſt alle vier Spezies des Wiſſens durchmachen, bis wir dahin gelangen, die Summe des Exempels — dennoch ſelbſt ſuchen zu müſſen.

Erlauben Sie mir, daß ich mich unhöflich über Sie ausdrücke? Sie ſind nichts, als eine Made im Moder der Gelehrſamkeit. Es gibt tauſend Dinge, die längſt abgethan ſind, die der Welt ſo wenig mehr nützen, als der Wahrheit, die gleich den Ueberreſten abgeſtorbener Pflanzen längſt unter den Acker der Wiſſenſchaft hinabgepflügt ſein ſollten; Sie aber machen ſich groß damit, das Abgeſtorbene zu konſerviren, das Abgethane immer wieder in Gang zu bringen, die Köpfe immer wieder mit dem zerdroſchenen Stroh zu füllen und in das friſche Leben den alten Moder umherzuſtreuen. Sie machen es einem geſund organiſirten Menſchen, der bei Ihnen gelernt hat, nach vollendetem Kurſus zur erſten Aufgabe, die Hälfte des Erlernten wieder los zu werden. Was nützen Leute Ihrer Art in irgend einer Wiſſenſchaft? Was nützen Sie in der Philoſophie? Sie führen uns mit unverdaulichen Redensarten in die Labyrinthe, in welche der menſchliche Geiſt ſich verloren hat, aber an einen Ausgangspunkt, welcher auf die lichte Höhe ihrer eigenen Zeit führt, denken ſie nicht oder wagen ſie ſich nicht hinan. Was nützen ſie in der Theologie? Sie brechen unermüdlich Ruthen von den Grenzzäunen welche die Liebesgärten der Gläubigen von einander trennen, und zanken ſich damit um den „Baum der Erkenntniß," aber von den Früchten ihrer „Erkenntniß" ſpürt die Welt ſo wenig, als von den Früchten ihrer „Liebe." Was nützen ſie in der Jurisprudenz? Sie lehren uns hundert Rechte, aber was Recht iſt, lehren ſie uns nicht. Was nützen ſie in der Geſchichte? Sie tragen

uns Geſchichte vor, als ſei ſie ein todtes, unantaſtbares Muſeum von faktiſchen Merkwürdigkeiten und diſtinguirten Leichen, während ſich die wahre Anſchauung der Geſchichte mit jedem Schritt ändert, den dieſelbe vorwärts macht. Was nützen ſie in der Philologie? Sie wiſſen uns ein Langes und Breites über den „Geiſt der Alten“ vorzuſchwatzen, aber vor dem eigentlichen Geiſt der Alten, jenem männlichen Republikanismus, bekreuzen ſie ſich. Kurz, die Herren ſcheinen in Allem nur für das Aeußere, das Gewordene und für die Quantität, nirgends aber für das Innere, das Werdende und die Qualität vorhanden zu ſein. Haben Sie dabei wohl an die Zukunft gedacht? Bis zu welchen Chimborasſo von Details wird z. B. die Geſchiche nach zehntauſend Jahren angewachſen ſein! Werden dann auch noch die Profeſſoren Geſchichte lehren, wie jetzt? Sie werden es mit der Geſchichte machen müſſen, wie mit andern Wiſſenſchaften, und wie vernünftige Leute es ſchon jetzt machen, nämlich im Lande des Wiſſens ſich nicht um jedes Dorf und jeden Maulwurfshaufen kümmern oder gar die Maulwurfshaufen in die erſte Reihe ſtellen, ſondern ſich die Hauptſtädte, die Produkte u. ſ. w. herausmerken und die kleinen Details denen überlaſſen, welche noch Luſt haben, ſie ausnahmsweiſe aufzuſuchen: den Handlangern und den Kurioſitätenſammlern. Sie werden das Weſen und das Wichtige aus der Wiſſenſchaft herausziehen und den Abfall, die Spreu, kurz die ganze kleinliche Gelehrtendreſcherei hübſch bei Seite laſſen. Das müſſen ſchreckliche Zeiten für einen teutſchen Profeſſor unſrer Tage ſein! Denken Sie ſich außer dem Hiſtoriker z. B. einen Literaturhiſtoriker. Nicht ein Berg, ein ganzer Weltkörper von Literatur wird vor ihm aufgeſtapelt liegen. Die bloße Aufzählung der Namen, die einſt „geblüht“ haben (wie Sie ſo botaniſch ſich ausdrücken), wird ein halbes Menſchenalter erfordern. Welche Qual! Wie wird es möglich ſein, jeden Einzelnen gehörig zu ſtudiren und zu „genießen“? Es wird eine ſchreckliche Zeit ſein. Nicht einmal über das Bindewort „und“ wird man mehr eine Monographie ſchreiben können. Wie glücklich waren die Menſchen einſt, wo ſie alle Einzelnheiten und Kleinigkeiten erſchöpfen und damit berühmt werden konnten! Wenn man bedenkt, daß ein Ariſtomachus So-

lensis sein halbes Leben mit der Berechnung der Flohsprünge hinbringen, ein Massala einen ganzen Traktat über den Buchstaben S schreiben konnte u. s. w., dann schaudert man zurück vor einer Zeit der Universalität, wo die Flohsprünge zu Weltsprüngen werden und das halbe Universum zu einem Buchstaben S zusammen schrumpft. Ja, Herr Professor, das wird schrecklich sein und doch wird es dahin kommen, und obschon die Quantität des Wissensstoffs immer mehr anwächst, wird dennoch das Wissen selbst immer mehr erleichtert werden, ja in derselben Zeit, worin man sich jetzt in ein einzelnes überflüssiges Fach hineinarbeitet, wird man in Zukunft das ganze Gebiet des wahren Wissens überblicken lernen. Man wird in viel kürzerer Zeit ein wissenschaftlicher Mensch werden lernen, als man jetzt ein gelehrter Unmensch wird. Es ist eine wahre Barbarei, Herr Professor, daß Geist und Leib durch hundert Gegenstände des Wissens abgequält werden, die entweder anerkanntermaßen oder voraussichtlich rein unnütz und nichtig sind. Unnütz? Zu einem Zweck allerdings sind sie nütze, nämlich zum Zweck der Unterdrückung des Menschengeistes. Ihre Gelehrsamkeit, Herr Professor, ist eine der mächtigsten Bundesgenossinnen des Despotismus. Sie machen nicht bloß die Geister zu Packeseln, sondern Sie richten sie auch für das Geleise ab, welches das System der herrschenden Gewalt vorgezeichnet hat! Sie sind schlimmer, als Polizei, denn die Polizei verderbt wenigstens die Menschen bloß negativ, Sie aber verderben sie positiv, Sie machen sie prinzipgemäß zu Unmenschen. Herr Professor, dieß führt uns zu Ihrer schwächsten Seite. Es geht an ihre Gesinnung. Die Wissenschaft hat Gesinnung, die Gelehrsamkeit nicht: die Gelehrsamkeit ist total gesinnungslos. Herr Professor, ich habe einen Ruf für Sie nach Petersburg, einen zweiten nach Peking und einen dritten nach Nordamerika. Welchen nehmen Sie an? Jedenfalls zunächst denjenigen, der am meisten Einnahme verheißt. Stehen aber die Einnahmen gleich, so werden Sie den nach Nordamerika ganz sicher bei Seite lassen, da Ihrer Gesinnung die schöne Aussicht eröffnet ist, Ihr Chinesenthum oder Russenthum in seinem Stammland unterzubringen. Die Truppen Ihrer Gelehrsamkeit sind

wahre Söldlinge, die für Geld jedem Herrn zu Gebot stehen, dem aber am Ersten, welcher sie zu nichts Anderm braucht, als zum Dressiren und Parademachen. Herr Professor, wenn ein Schuhputzer servil ist, so wundert man sich weiter nicht; wenn man aber den Servilismus bei den offiziellen Vertretern der Wissenschaft zu Hause findet, so möchte man am menschlichen Geist verzweifeln. Und doch findet sich's so. Es ist ein seltsamer Kontrast, daß in Menschen, die sich durch den Dünkel ihrer Gelehrsamkeit zur umfassendsten Verachtung aufblähen lassen, vom Stolz der Gesinnung nicht ein Fünkchen zu finden ist. Es gibt natürlich auch unter den teutschen Professoren ehrenhafte Ausnahmen und diese respektire ich; im Allgemeinen aber sind sie die klassischen Vertreter des Servilismus. Wenn mir, wo es auf eine männliche Gesinnung ankäme, die Wahl zwischen einem teutschen Professor und einem Stiefelputzer gelassen würde, die ich beide nicht kennte, so würde ich mich jedenfalls für den Stiefelputzer entscheiden. Das würde keine Grobheit sein, Herr Professor, sondern nur eine richtige Politik. Ihre Sippschaft hat sich nun einmal in politischen Dingen und überhaupt in ihrem Verhältniß zur Gewalt trotz den Göttinger Sieben so gründlich diskreditirt, daß man ihr im Allgemeinen eher alles Andere zutraut, als eine würdige Gesinnung. Für sie existirt kein Volk und kein Recht, der Hülferuf der Freiheit schallt vergebens in ihre tauben Ohren und die Schmach ihres Vaterlands kümmert sie nur, sofern sie täglich bemüht ist, sie zu vermehren. Verdient sie den üblen Ruf nicht, in dem sie steht, sie müßte sich längst in Masse erhoben haben gegen das schmähliche Joch, das die Gewalt ihrem Wirken auflegt. Ein Professor, der sich knechten läßt, ist zehnmal verächtlicher, als ein Dorfschulmeister, der sich knechten läßt. Das A. B. C. nach vorgeschriebener Weise zu doziren, dazu kann man sich schon verstehen; wer aber die Wissenschaft auf gouvernementalen Leisten schlagen läßt, der verdient mindestens zum Dozenten des A. B. C. degradirt zu werden. Herr Professor, wenn ich Ihr Kollege wäre, das Erste, was ich unter den gegenwärtigen Bedingungen thäte, wäre dieß, daß ich aufhörte, Ihr Kollege zu sein. Das Schwarzbrod, das ich durch

Privatunterricht verdiente, sollte mir besser schmecken, als die Pasteten, die Sie ästhetisirender Gourmand als Judas der Wissenschaft verzehren*).

*) Der bisherige Inhalt dieses Buchs ist zunächst aus dem Grunde vorangestellt worden, damit durch das Abwarten fernerer Beiträge von andern Seiten der Druck nicht länger verzögert würde. Vielleicht rechtfertigt sich jene Voranstellung auch durch die besprochenen Gegenstände.

K. H.

III.

Der teutſche Kommunismus.

Rheiniſche Jahrbücher zur geſellſchaftlichen Reform, herausgegeben unter Mitwirkung Mehrerer von Hermann Püttmann.
1 Bd. Darmſtadt Leske 1845.

Von

Arnold Ruge.

Das Schreckbild des Kommunismus gewinnt immer beſtimmtere Züge, und nimmt ſich in der Nähe viel menſchlicher aus, als in den düſteren Wolken des franzöſiſchen Revolutionshimmels. Durch die Zeitungen hatte man bei uns zuerſt vereinzelte Nachrichten von den franzöſiſchen Gegnern des Eigenthums. Man hielt ihre Zahl für unendlich groß, man glaubte, jeder arme Franzoſe ſei Kommuniſt; wenn er auch ſonſt nichts hatte, ſo dachte man ihn doch mit einer Flinte im Arm und erſchrack nicht wenig vor dem Gedanken eines Krieges der Armen gegen die Reichen.

Darauf wurden wir durch verſchiedene Schriften mit den kommuniſtiſchen Doctrinen und ihren Quellen bekannt. Zu gleicher Zeit erfuhren wir die doctrinäre Natur des Kommunismus und ſeinen Zuſammenhang mit der Baboeufſchen Verſchwörung, dem Saint-Simonismus und dem Fourierismus. Es war alſo weder jetzt eine Verſchwörung, noch, wie es ſchien für die nächſte Zeit ein Kriegslager; er wollte die Welt überzeugen. In Teutſchland, wo man ſo viel auf brave althergebrachte Anſichten hält, behielt er freilich auch ſo noch ein ſchreckliches Anſehn; welch eine „ſubverſive Tendenz!“ wenn die armen Leute ſich die in den Kopf ſetzten! Früher war es Thron und Altar, die von den „Irrlehren unterhöhlt“ wurden, jetzt ſogar der Beſitz aller anſäſſigen Leute.

Endlich, nachdem man lange von ihrer Exiſtenz gemunkelt und die gefährlichen Kommuniſten wie im Blindekuhſpiel nicht erreichen konnte, erſchienen denn wirklich auch *teutſche Anhänger* des Kommunismus. Die teutſchen Handwerker in Paris und in der franzöſiſchen Schweiz brachten den Schriftſteller Weitling aus ihrer Mitte hervor, der durch — ſeine „Harmonie der Freiheit," durch ſeine Schickſale im Kanton Zürich und durch den Bericht über die Kommuniſten in der Schweiz, den man aus ſeinen Papieren zuſammenſtellte, dem Kommunismus in Teutſchland zu der allgemeinſten Aufmerkſamkeit verhalf. Der Kommunismus war nun augenſcheinlich auch eine *teutſche* Angelegenheit geworden und breitete ſich unter Handwerkern und Literaten aus.

Vor Weitling kannten die teutſchen Schriftſteller den Kommunismus nur von ferne; ſie benutzten, wie Stein und Oelkers, das Intereſſe, welches die Erſcheinung erregte, und behandelten ſie hiſtoriſch. Erſt in der neueſten Zeit ſind in der Literatur entſchiedene Anhänger, nun aber auch plötzlich eine große Anzahl zugleich, aufgetreten, die ihn ſyſtematiſch darzuſtellen und mit der teutſchen Philoſophie zu verbinden ſuchen.

Die *Teutſchheit* unſerer Kommuniſten beſteht in dieſen ſyſtematiſchen oder — da das Ganze noch nicht fertig iſt — doctrinären Verſuchen, von denen in den Rheiniſchen Jahrbüchern ſehr charakteriſtiſche Proben mitgetheilt ſind. Der alte Ruf des Kommunismus kann aber dabei nur verlieren.

Das Vorwort erklärt (man ſollte meinen, es wäre von einem Profeſſor verfaßt): „es war nöthig, die *Lehre* des Kommunismus *wiſſenſchaftlich* darzuſtellen, um ſowohl ihm mehr als genügende Berechtigung den gelehrten Egoiſten (im Gegenſatz der gelehrten Kommuniſten) und Staatsmännern gegenüber darzuthun, als auch gleichzeitig zu zeigen, in wiefern die *teutſche* Geſellſchafts*wiſſenſchaft* ſich von der franzöſiſchen und engliſchen in ihrer bisherigen Ausbildung unterſcheidet." Der Herausgeber „übergibt dieſe Blätter mit einer *inneren Befriedigung* den Leſern", und „widmet ſie den Verzweifelnden" — gewiß um auch ſie durch dieſe Lehre zu befriedigen.

Das ist aber kaum zu hoffen. Die Doctrinärs und Systematiker, auch die, welche weniger konfus sind, als „der wissenschaftliche Freund" des Herausgebers, Herr M. Heß, sind dem Kommunismus schädlich. Sie reißen ihn aus seiner furchtbaren Einfachheit heraus und machen aus dem allgewaltigen Wunsch der Massen, vor dem die wenigen Reichen erbebten, eine gelehrte Kontroverse, die um so weiter von der großen Umwälzung entfernt ist, je complicirter und dunkler ihre Irrgänge sind, und die überflüssig war, wenn der Kommunismus das Herz der Massen gewonnen hatte, zweckwidrig, wenn er es erst gewinnen wollte.

Was lehren nun die teutschen Kommunisten? Sie wollen die allgemeine Glückseligkeit; sie wollen in Zukunft für Alle, was auch jetzt schon jeder für sich will, das Glück, die Befriedigung. Wie die Welt jetzt läuft, ist für einen Theil der Menschen die Befriedigung und das Glück sehr verschieden nach den Capricen, nach dem Geschmack, nach dem Gesichtskreis eines jeden. Viele Menschen dagegen, die in Sklaverei und Noth leben, sind in einer absolut elenden Lage und müssen sich unglücklich fühlen, sie müssen den Widerspruch ihrer Lage und ihres Anspruchs auf menschliche Existenz fühlen. Die Quelle aller Sklaverei und aller Noth, sagen die Kommunisten, ist die Armuth. Wie macht man die Armuth unmöglich? sie antworten: durch Aufhebung des Privateigenthums d. h. durch Gütergemeinschaft. An der Wirksamkeit der Maßregel ist nicht zu zweifeln, es fragt sich nur, wie läßt sie sich in's Werk setzen und aufrecht erhalten.

Zuerst würde das Ganze für Alle wohl ausreichen, da eben so viel Ueberfluß, als Noth in der Welt ist, dann aber sind mancherlei Güter von der Art, daß sie aus der Gemeinschaft sogleich wieder in den Privatbesitz gelangen würden, wenn man sie überhaupt bestehen ließe.

Es ist wahr, das Land braucht dem nicht zu gehören, der es bestellt, das Haus dem nicht, der es bewohnt, das Geräthe dem nicht, der es gebraucht, am Tische der Gemeinde kann man essen, alles Nothwendige kann sie liefern und den Luxus dazu. Eins aber ist der dauernden Gütergemeinschaft gefährlich: der koncentrirte

allgemeine Werth, das Produkt, welches alle andere bedeutet und repräsentirt, das Geld. — Der Einzelne könnte es zurückhalten und aufhäufen, ja, es ist ganz gewiß, das Geld, wenn man es bestehen ließe oder auch nur irgend etwas Aehnliches kreirte, wie Anweisungen auf Gegenstände des Bedürfnisses oder Luxus — das Geld würde das Privat*eigenthum* oder, wenn die Gemeinde den Besitz nicht *garantirte*, den Privat*besitz* faktisch immer wieder hervorbringen.

Wollen wir also ernstlich die Gütergemeinschaft, sagen die Kommunisten, so müssen wir das Geld abschaffen.

Herr M. *Heß* beginnt daher das Heft der Rheinischen Jahrbücher mit einem Aufsatz gegen „das Geldwesen."

Er sieht aber wohl ein, daß durch Abschaffung des Geldes die Schwierigkeit der Gemeinschaft noch nicht ganz gehoben wird. Jeder Eigensinnige, jeder Egoist, jeder der irgend etwas auf seine eigne Faust anfängt, seinen Kopf aufsetzt, und seine Separatzwecke verfolgt, stört die Gemeinschaft.

Herr M. Heß erklärt daher statt des Egoismus die Liebe, statt der Unabhängigkeit der Vereinzelten, die Gebundenheit im Ganzen, statt des Eigensinns den Gemeinsinn, statt des Privatlebens der Einsamkeit das Gattungsleben der Gemeinschaft für nothwendig. „Die vereinzelten Menschen sind Kannibalen, die sich gegenseitig aufzehren, wir müssen uns daher *in Liebe* miteinander vereinigen."

„Die jetzige Gesellschaft ist dieser Kannibalismus, die wahre Vereinigung in der Liebe des Kommunismus ist noch erst zu bewerkstelligen." Was denkt sich nun Herr M. Heß unter der „wahren Vereinigung" und wie will er sie erreichen?

Der teutsche Kommunismus schreckt nicht zurück vor der Aufgabe, den inneren Menschen total umzugestalten und ihm die Hoden des Eigensinns auszuschneiden, er hat die Konsequenz, diese Aufgabe lösen zu wollen. Er will in allem Ernste aus den widerspenstigen Atomen, den Individuen, eine Vereinigung in einem einzigen Organismus gleich dem menschlichen Körper machen, der sich als Ganzes Zweck ist und alle Einzelnen fortdauernd als seine willenlosen (vom Egoismus befreiten) Glieder verbraucht.

Aus der so oft misbrauchten Vergleichung des Staats oder der Gesellschaft mit dem Organismus wird Ernst gemacht. Die Individuen werden functioniren. Wie das Herz und die Beine keine andere Bedeutung haben als ihre Function, die sie nicht für sich, sondern nur für das Ganze vollziehen, denn sie sind keine „Egoisten", sondern „Organe", so die Individuen im Kommunismus.

Jeder Mensch wird ein Gattungsorgan; jede That ein „Gattungsact." Es ist klar, da die Einzelnen aufhören Egoisten zu sein und von sich aus zu handeln, so muß das Ganze personifizirt werden.

Die Gattung wird das Leben, das Selbstbewußtsein, die Selbstbestimmung, sie lebt als Person und zwar als das einzige Ich; denn die Egoisten und Separatcharaktere sind in ihrem Leben aufgehoben. „Die Gattung ist der Zweck, die Individuen sind ihre Mittel", sagt Herr M. Heß.

Erst dann, wenn alle Menschen willenlose Organe werden, wie die Soldaten auf dem Exerzierplatze und noch ärger, da auch der oberste Motor kein Egoist sein darf; — erst dann ist der Kommunismus realisirt; und wehe dem, der Opposition mit seinem Ich macht.

Herr M. Heß hat sich ernstlich daran gemacht, den metaphysischen d. h. den deutschen Kommunismus einzurichten, also die Physiologie des wahren Großorganismus oder der wirklichen unauflöslichen Vereinigung zu entwerfen. Die Vereinigung wird also nicht mehr bloße Gütergemeinschaft sein, sondern Harmonie aller Functionen, was Herr M. Heß sehr unglücklich den „Austausch aller Lebensthätigkeiten„ nennt; und dieser wahren Urvereinigung wird die Physiologie des kleinen Organismus ausdrücklich zu Grunde gelegt. Die Mystik unserer Staatsromantiker kommt wiedyr zum Vorschein. Den atheistischen Mystikern ist die Communauté so gut ein Organismus, als den christlichen Mystikern. Jeder Separatanstoß, das ganze Separatleben, in den einzelnen Leibern, jedes Separatprodukt wird in die mystische Vereinigung zu dem Einen Großorganismus aufgehoben. Die Vereinigung ist eine mystische, denn sie soll nach Herrn M. Heß

eine „unmittelbare“ sein. In ihr vereinigen sich nicht die Egoisten, die Individuen, welche die Produkte ihrer eignen Thätigkeit, oder sich selbst produzirende persönliche Existenzen sind; nein, diese Vereinigung ist der ursprüngliche „Gattungsact“, nach Herrn M. Heß' Worten „Austausch der Lebensthätigkeit.“ Durch die „unmittelbare Vereinigung“ des Herrn M. Heß vereinigt sich also genau genommen eben so wenig etwas, als dies durch die verschiedenen Functionen im „kleinen“ Organismus geschieht, denn sie sind schon Eine Function, Eine Thätigkeit des Ganzen durch seine Organe. Die „unmittelbare Vereinigung“ ist übrigens ein mystischer Unsinn und eine logische Unmöglichkeit; nur Getrennte vereinigen sich und sie vereinigen sich nur, um sich wieder zu trennen. Selbst der „kleine“ Organismus stößt Alles wieder ab, was er mit sich vereinigt und in sich verwandelt, er erneuert sich fortdauernd und veräußert in 7 oder 11 Jahren seine ganze alte Person. Die „unmittelbare“ Vereinigung soll den Kommunismus ohne Egoismus ausdrücken. Die absolute Centripetalkraft des Kommunismus hat Herrn Heß und seinen Jüngern den Kopf verdreht, so daß sie die Nothwendigkeit des Gegenstoßes überall nicht gewahr werden.

Herr Heß sagt: „Wir waren bisher noch nicht vereinigt“, „nur das unmenschliche Verkehrsmittel, das Geld, hat uns in Verkehr gebracht.“ „Sobald aber die Menschen sich vereinigen, sobald ein unmittelbarer Verkehr zwischen ihnen stattfinden kann, muß das unmenschliche, äußerliche, todte Verkehrsmittel, das Geld, nothwendig abgeschafft werden.“

Nun gar ein „unmittelbarer Verkehr!“ und „Abschaffung der Verkehrsmittel, der Schiffe, Brücken, Posten, Briefe ꝛc.“ Offenbar muß die unio mystica dies Alles ersetzen. Aber der Mensch ist reelle Person, keine freifliegende mystische Seele. Selbst der Liebesverkehr, wie die Liebesvereinigung (nach alten Begriffen zwischen Mann und Weib) ist nicht ohne äußere Verkehrsmittel, Händedruck, Liebesbriefe, Küsse, Umarmungen und gerade durch die Aeußerlichkeiten des Organismus. Ihre eignen Produkte, die Kinder, macht die Liebe sodann wieder zu Mitteln der Vereinigung, und obgleich die Liebespfänder sich von der Mut-

ter loslösen und „egoistische“, „äußerliche“ Existenzen werden, so ist darum diese reelle Liebe nach altem Stil nicht schlechter, als die mystische der Kommunisten, die nichts als eine unmittelbare Einheit in der Phantasie, einen „unmittelbaren“ d. h. somnambulen oder geträumten „Verkehr“ zu Wege bringt.

Herr M. Heß sagt: „Die Liebe, welche in den Himmel geflohen ist, als die Erde sie noch nicht zu fassen vermochte, wird ihren Wohnsitz wieder an dem Orte, wo sie geboren und genährt wird, in der Menschenbrust haben. Wir werden unser Leben nicht mehr vergebens außer und über uns suchen“ — also, sollte man denken, auch nicht in der jenseitigen, sondern in der von dem Egoisten zur Person verwirklichten Gattung. Indeß die Liebe ist uns ja bekannt; und vollends „die Liebe in der Menschenbrust,“ nicht „die Liebe im Himmel“ — das klingt ganz menschlich, aber wir werden gleich sehen, daß diese Liebe nicht spezielle Liebe und Freundschaft ist, auch nicht Humanität und Bildung, die in jedem Menschen den Menschen zu finden gewohnt ist, also die Möglichkeit, mit jedem auf einen guten Fuß zu kommen, zum Prinzip macht; diese Liebe von der Herr Heß redet, ist die kommunistische, die allgemeine, die mystische, die phantastische, die den Egoisten todtschlägt und jedem Einzelnen, der sich absondert, die Zähne weist, aber Alle unmittelbar vereinigt; denn er fährt fort: „kein fremdes Wesen, kein drittes Mittelding, wird sich mehr zwischen uns eindrängen, um uns äußerlich und scheinbar zu vereinigen, zu „vermitteln,“ während es uns innerlich und wirklich trennt.“ Er meint das Geld; das ersetzt er durch Liebe.

Allerdings, wäre die allgemeine Vereinigung in der mystischen Liebe, die alles „innerlich“ vereinigt ohne störende Körper, ohne Außendinge und „Mitteldinge,“ ohne störende Ortsentfernung, herrlich wie im Feenmärchen, bewerkstelligt — dann, ja dann verkehrte man nur noch in dem absolut präsenten Gattungslimbus und — um mit Herrn Heß zu reden: „in dieser Gemeinschaft könnten wir dann alle äußerlichen Verkehrsmittel alle diese“ (selbst die organischen) „**Pfähle**

in unſerm Fleiſch" (ja, das Fleiſch ſelbſt) als fremde Körper ausſtoßen." „Adieu, mon plaisir!"

Herr M. Heß iſt eine Rarität, er iſt konſequent in ſeinem Wahn, er ſucht im Nebel ſeinen Steg und ſtößt das Individuum, den Egoiſten (auch den innerlichen und prinzipiellen) erbarmungslos in den Abgrund der Gattung. „Das Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt, ruft er aus, das iſt die Umkehrung des menſchlichen und natürlichen Lebens überhaupt." Da haben wir die „verkehrte Welt," die den einzelnen, wirklichen, reellen Menſchen zum Zweck erhebt. Und Herr Heß will die Sklaverei aufheben, Herr Heß will den wahren Menſchen realiſiren, indem er das Individuum zum Mittel für die fühlloſe Gattung, dies nur gedachte Allgemeine, dieſen irdiſchen Götzen, die kommuniſtiſche Geſellſchaft, den Großorganismus herabſetzt?

Das wahre menſchliche Weſen iſt nicht das Gemeinweſen, ſondern **das wahre Individuum;** dieſe endliche Exiſtenz iſt die einzige Realität der ewigen Gattung, welche das Gemeinweſen (d. h. die vereinigten Menſchen) hervorbringen kann; und das Gemeinweſen iſt nur darum ſo viel werth, weil umgekehrt wieder nur ſeine richtige Einrichtung und Bewegung den wahren empiriſchen Menſchen hervorbringen kann. Jedes Gemeinweſen iſt ſchlecht, welches dieſen Zweck nicht erfüllt, es iſt infam, wenn es ihm widerſtrebt. Das Kriterium des wahren Gemeinweſens iſt der freie, edle Menſch, den es erzeugt.

Die Gattung iſt ein Begriff, der Einzelne ihre Realität. Die Gattung realiſiren, heißt den Einzelnen produziren, wie er ſein muß.

Den Einzelnen d. h. alle Einzelnen zum Staatszweck erheben durch den alles durchdringenden Gemeinwillen, der ſich dieſe Aufgabe geſtellt hat und durch alle Functionen der Geſellſchaft, die auf ihn gerichtet ſind — das iſt die wahre Vereinigung, und Herr Heß befindet ſich in einem ſtarken Irrthum, wenn er meint, „das Individuum ſei bisher zum Zweck erhoben worden" — es hat vielmehr noch immer daran gefehlt, daß alle Indi-

viduen d. h. das Individuum zum Zweck erhoben, und der Mensch nirgends zum bloßen Mittel herabgewürdigt wurde.

Weder der König, noch der Fabrikant, dem das Individuum zum Mittel in seinem „Großorganismus" dient, ist das Individuum. Und wenn das Christenthum jeden zum Zweck macht, so hat es nur darin Unrecht, daß es dies im Himmel, nicht in der Wirklichkeit thut.

Ganz so wie im Gemeinwesen, ist es in der Liebe. Nicht dies Allgemeine, Unpersönliche des Mystizismus ist in der wahren Liebe der Zweck, die Person ist es, jede der beiden Personen ist der andern und jede in der andern sich selbst Zweck.

Die Liebe ist der entschiedenste Egoismus, den es gibt. Sie sucht immer nur sich in dem andern und sie befriedigt beide durch Gegenseitigkeit und durch das gemeinschaftliche Produkt.

Die Liebe beweis't es augenscheinlich, daß nur in der Person die Gattung, das Allgemeine dargestellt werden kann, daß also der wirkliche Mensch, die Verwirklichung oder wahre Produzirung des Einzelnen der Zweck ist. Der Zweck des Gemeinwesens und der Zweck jedes Einzelnen ist in der Wahrheit, wie in der Liebe und im Staat derselbe. Das Höchste, was sich erreichen läßt ist die Darstellung dieser Einheit in der einzelnen Person. Man liebt die Person, in der man diese Befriedigung findet. Die allgemeine Liebe ist eine klingende Schelle, sie läutet den Kommunisten, wie früher den Christen zu dem erbaulichen Fanatismus, mit dem sie jeden Einzelnen, auch ihren Freund und Wohlthäter, verfolgen, wenn er sich statt der allgemeinen, einer speziellen Liebe hingibt.

Das blasse Allgemeine, die abstrakte Gattung, die allgemeine Liebe statt des wirklichen Individuums und statt der liebenden Personen zum Zweck zu erheben, das ist der Cardinal- und Wendepunkt, wo der Kommunismus in Tollheit überspringt. Seine ganze Konfusion erklärt sich aus dieser absurden Caprice für die hohle Allgemeinheit, Communauté, und gegen die volle Realität, die Welt der separirten Einzelnen, die Charaktere und egoistische d. h. sich wirklich und reell fühlende Personen sind. Es ist nicht unrichtig das Allgemeine, als Vernunft und Liebe zu

wollen, aber es ist absurd es anderswo zu suchen, als in den existirenden, empirischen Personen.

Wer denkt bei dem Charakter, wer bei der Liebe, wer bei dem gebildeten Menschen an den Vorwurf, welchen man mit dem Namen Egoist verbindet? Egoist im schlechten Sinn ist jeder, der die andern nicht als Selbstzwecke anerkennt, sondern sie mit Aufopferung dieser ihrer Bestimmung zu seinen Mitteln erniedrigt. Wer jedem Menschen sein Recht, Selbstzweck zu sein, zugesteht, versteht sich ohne sich selbst zu vergessen, und zur Realisirung dieses Prinzips seinen ganzen Charakter entwickelt, der ist kein Egoist, den man zu schelten hätte.

Der vernünftige Zweck jedes Einzelnen ist unmittelbar der Zweck Aller.

Man muß den dummen, blauen Kommunismus bekämpfen, um den wirklichen Menschen aus seinen mystischen, reactionären Klauen zu retten und durch sein Geschrei den großen Zweck der Geschichte: alle Menschen durch das Ganze zu ihrer wahren Existenz zu erheben, nicht kompromittiren zu lassen. Das Ganze aber ist der Staat, nicht die mystische Gemeinschaft. Der empirische Mensch, dieser und jeder, ist der Zweck Aller. So kommt die lebendige und vernünftige Gegenseitigkeit zum Vorschein; und die Aufgabe ist die, alle Institutionen, die diesem Prinzip widersprechen, zu reformiren ohne die persönliche Selbstbestimmung zu zerstören.

Der einzelne Mensch ist nicht Organ, er ist Zweck, und die Vereinigung Aller hat keinen andern Zweck, als daß jeder seinen wahren Zweck d. h. seine wahrhaft menschliche Existenz erreicht und behauptet.

Um den Leser zu überzeugen, daß aus der unmöglichen Forderung, den Einzelnen ganz in das Gemeinwesen, den Egoismus in die mystische allgemeine Liebe, den Privatbesitz völlig in Gemeindegut aufzuheben, die trennenden Verkehrsmittel wegzuräumen und den „unmittelbaren" Verkehr einzurichten, kurz aus der kommunistischen Attraction ohne alle Repulsion, ein bodenloser, wüster, ja wahrhaft roher Unsinn entsteht, dürfen wir nur Herrn M. Heß' Abhandlung über das Geldwesen noch etwas deutlicher sprechen lassen, als wir es schon gethan. Wir werden

ſie jetzt begreifen und ſelbſt in der Konfuſion, ſo groß ſie iſt, die Methode entdecken, da wir nach dem Bisherigen wiſſen, wo Alles hinaus will.

Herr M. Heß beginnt: „*Leben iſt Austauſch produktiver Lebensthätigkeit.*“

Welch ein köſtlicher Unſinn! Kann man die Thätigkeit austauſchen? Kann ich dir meinen Huſten und du mir deinen geben? Und wenn du mich auch mit deinem kommuniſtiſchen Huſten anſteckſt, ſobald ich ihn habe und exerzire, iſt er mein und dieſer iſt nie dein geweſen, du kannſt nicht für mich huſten und mich unterdeſſen für dich zu Stuhle gehen laſſen, du kannſt nicht meine Verdauung gegen deine Magenſchwäche austauſchen. Die Produkte, die wir durch unſere Thätigkeit ans Licht bringen, können wir uns gegenſeitig zukommen laſſen; aber meine „produktive Lebensthätigkeit“ bleibt meine Bewegung. Selbſt wenn ich dir meine Gedanken gebe, ſo bekommſt du nur das Produkt und ich bewege dich nur zu derſelben Thätigkeit in dir, provozire nur *deine* Thätigkeit durch die meinige; und nun vollends die „*Lebens*thätigkeit!“ Wenn ich mir vorſtelle, daß plötzlich ein Kommuniſt aus Herrn Heß' Schule herein tritt und mir zumuthet, meine Augen-, Ohren-, Fuß-, Gehirn-Thätigkeit gegen die ſeinige auszutauſchen, ſo werde ich in der That beſorgt, daß über dem Verſuch, auch nur Herrn Heß' erſten Satz zu realiſiren, alle unſere edelſten Organe in Gefahr gerathen würden.

Herr M. Heß, unſer verehrter Lehrer, würde vielleicht der junge „Semmig,“ „Matthäi,“ „Grün,“ oder „Weller“ aus den Rheiniſchen Jahrbüchern ſagen, ſpricht aber auch gar nicht von zwei Lebendigen, ſondern von der innerlichen Bewegung in *Einem* Lebendigen. In der That? Ja, in ſeinem erſten Satz thut er dies noch; aber, meine Herren, zum Austauſch gehören *zwei*.

Doch laſſen wir dieſe Kleinigkeit! ſie iſt lange nicht die geringſte Schwierigkeit bei der Sache. Die „produktive Lebensthätigkeit“ des Herrn Heß tauſcht ſich ſelbſt aus. An wen? Gegen was?

Herr M. Heß iſt in der That ein radikaler Handelsmann. Um den Organismus („den kleinen,“ meine Herren, um in ihrer Vorſtellungsweiſe zu reden) zum Vorbild der Verkehrswelt („des

großen Organismus") zu machen, macht er den „Austausch" zur Lebensbewegung, und um den „unmittelbaren," nach seiner Ansicht wahren Verkehr zu erreichen, läßt er („in beiden Organismen") die Lebensthätigkeit selbst, nicht etwa die Substanzen, die von ihr erarbeitet und formirt worden sind, austauschen. Handelten aber auch im („kleinen") Organismus einfach die verschiedenen Organe mit ihren verschiedenen Produkten, so wäre die Definition immer noch schwer genug zu begreifen, da namentlich die ganze Ausfuhr aus dem Organismus, die doch auch durch seine Thätigkeit bewerkstelligt wird, durchaus nicht „unmittelbar" gegen organische Produkte des Organismus ausgetauscht wird. Sollte aber etwa bloß das Assimilirte Produkt genannt werden, was thun alsdann die edleren Organe, die nichts Assimilirtes in den Verkehr bringen?

Doch es soll eben im „unmittelbaren Verkehr die Thätigkeit unmittelbar ausgetauscht werden." Dieser absurde Ausdruck über den „kleinen" Organismus ist entstanden aus dem kommunistischen Ideal des großen, und Herr M. Heß erzählt nicht, wie es wirklich hergeht, sondern wie er haben will, daß es hergehen soll; schade, daß dieser Hergang im Kleinen, wie im Großen absurd und unmöglich ist.

Er fährt in seiner Privatphysiologie fort: „der Körper jedes lebendigen Wesens, zum Beispiel des Thiers, der Pflanze, des einzelnen Menschen" — (diese sind nur Beispiele, nicht alles Lebendige, weil nach der deutschkommunistischen Weisheit die Gattung auch noch der Organismus eines lebendigen Wesens ist, der große „Sozialkörper," wie wir gleich sehen werden) —, also „der Körper des Thiers ist, weil das Medium des Austausches der produktiven Lebensthätigkeit dieses oder jenes Wesens, sein unveräußerliches Lebensmittel, Medium seines Lebens, daher diejenigen Organe des Körpers, welche die Centralpunkte des Austausches, auch seine edelsten, unveräußerlichsten Organe sind z. E. Herz und Hirn."

Also das lebendige Wesen ist was Anderes als der Körper. Der Körper ist nur sein Lebensmittel, und weil Lebensmittel, darum Lebensmittel.

Dieſer Paſſus iſt logiſch und phyſiologiſch gleich lehrreich, beſonders für die armen Handwerker, die ſich um die Fundamente des Kommunismus bemühen! Und der Körper, das Lebensmittel, iſt „unveräußerlich.“ Wie ſo? Veräußert er ſich nicht fortdauernd ſelbſt? Er ſchuppt ſich, er mauſert, ſagt Schulz, er ſecernirt Alles, ſelbſt das Aſſimilirte wieder, und endlich ſtirbt er gar. Wie wär' er denn unveräußerlich? Wahrſcheinlich meint Herr Heß, ohne den Körper und ohne Herz und Hirn kann man nicht leben; ſein Gerede iſt aber ziemlich eines Hirnloſen würdig.

Er kommt nun zu ſeinem Schluß: „Was von den Körpern der kleinen, das gilt auch von den Körpern der großen Individualitäten“, (daß ſie nämlich „unveräußerliche Lebensmittel“ ſind) „und es gilt ſowohl von den unbewußten“ (die auch gar nicht einmal leben, alſo wohl eigentlich nicht hieher gehörten) „den ſogenannten Weltkörpern, wie von den bewußten, den ſogenannten ſozialen Körpern.“ Ein ſozialer Matroſe unter unſern ſozialen Leſern ruft von dem Maſtkorbe unſers ſozialen Schiffs: Land! ſoziales Land! Gott ſei Dank, daß wir auf Herrn Heß' eignes Gebiet gelangen, da wird er beſſer orientirt ſein, als in der Phyſiologie.

Er ſagt: „Die Atmoſphäre der Erde, das unveräußerliche Medium des Austauſches der irdiſchen Produktionen,“ — — auch die Atmoſphäre „unveräußerlich?“ wie iſt das gemeint? Da wir auf ſozialem Boden angelangt ſind, ſo vermuthe ich, es iſt ſozial zu erklären. Herr M. Heß wird meinen: es ſchicke ſich nicht in Geſellſchaft die Atmoſphäre in irdiſcher Richtung zu veräußern, während er nicht in Abrede ſtellen wird, daß ſie in himmliſcher Richtung auch in der beſten Geſellſchaft verinnert und veräußert werden darf und muß, um das Blut in der Lunge „auszutauſchen“ — alſo, um mit Herrn Heß fortzufahren, die Atmoſphäre „iſt das irdiſche Lebenselement; die Sphäre (dagegen), in welcher die Menſchen ihre ſoziale Lebensthätigkeit mit einander austauſchen“ (er bleibt dabei, daß man die Thätigkeiten austauſchen kann — vielleicht hat er eine Maſchine erfunden, womit er es möglich macht, man muß auf Alles gefaßt ſein — und nun vollends das beruhigende „ſozial“

zu Lebensthätigkeit, es erinnert an ein gemeinsames Zweckessen) — also es hieß, „die Atmosphäre ist das irdische Lebenselement; dagegen die Sphäre, in welcher die Menschen ihre soziale Lebensthätigkeit mit einander austauschen — nämlich der Verkehr in der Gesellschaft — ist das unveräußerliche soziale Lebenselement.“ — Die „unveräußerliche Atmosphäre! Das unveräußerliche Lebenselement!“ — gut! an die Unveräußerlichkeit gewöhnt man sich allmählig! aber nun chokirt mich wieder, daß der Verkehr die Sphäre des Austausches, nicht das Austauschen selbst sein soll, und dann „der Verkehr in der Gesellschaft!“ Da Herr Heß ein großer Logiker ist, so ärgert mich selbst diese kleine Nachlässigkeit: „Verkehr in der Gesellschaft“, als wenn es auch noch einen Verkehr außer der Gesellschaft gäbe. Ein anderer Rezensent würde sagen: „wir wollen dem Herrn Heß unsere Achtung damit beweisen, daß wir seine Sätze so genau nehmen;“ ich sage das nicht: ich schlage Herrn Heß vor, einige Zeit auf den Sonnenstein zu gehen, und dennoch halte ich es der Mühe werth, ihn so genau zu lesen, ich werde weiter unten sagen, warum. Jetzt fahren wir noch ein klein wenig fort. Herr Heß sagt: „Die einzelnen Menschen verhalten sich hier als bewußte und bewußt handelnde Individuen zur Sphäre des Austausches ihres gesellschaftlichen Lebens, wie sie sich als unbewußte Individuen, als Körper, zur Sphäre des Austausches ihrer körperlichen Lebensthätigkeit, zur Atmosphäre der Erde verhalten. Sind sie von ihrem sozialen Lebensmedium getrennt, so können sie eben so wenig leben, wie sie, von ihrem körperlichen Lebensmedium getrennt — wenn ihnen ihre Lebensluft entzogen ist — körperlich leben können. Sie verhalten sich zum ganzen Gesellschaftskörper, wie die einzelnen Glieder und Organe zum Körper des einzelnen Individuums. Sie sind todt, wenn sie von einander getrennt werden. Ihr wirkliches Leben besteht nur im gegenseitigen Austausch ihrer produktiven Lebensthätigkeit, nur im Zusammenwirken, nur im Zusammenhang mit dem ganzen gesellschaftlichen Körper.“

Welch ein Aufwand von Gelehrsamkeit, um zu sagen, der Mensch kann nur in Gesellschaft Mensch sein, und erst das Zu-

ſammenwirken der Menſchen bringt ihr wirkliches Leben zu Wege! Aber der Aufwand hat nicht dieſen rationaliſtiſchen Zweck, der Einzelne ſoll wirklich Organ und das Ganze ein wirklicher Organismus, der „Geſellſchaftskörper," ſein; daß er von Zuſammenwirken ſpricht, welches keineswegs „Austauſch der Thätigkeit" wäre, ſondern nur vereinigte Thätigkeit, iſt ein momentaner Rückfall in's alte Bewußtſein, ein lichter Augenblick.

Aus dem myſtiſchen „Thätigkeitsaustauſch," aus der „Liebe, die noch erſt einzuführen iſt," aus dem „Geſellſchaftskörper," der ein Organismus und in dem jeder Einzelne nur Organ iſt, folgert er nun, „daß wir bis jetzt nur vereinzelt leben, wie die Thiere." Der Verkehr, meint er, beginnt als „Raubmord," dann läßt man den Menſchen leben als Sklaven, endlich wird der Raubmord geregelt und es iſt dahin gekommen, daß wir Alle ohne Ausnahme und in jedem Momente unſere Thätigkeit, unſere Produktionskraft, unſer Vermögen, uns ſelber verſchachern — daß der Kannibalismus, der gegenſeitige Raubmord und die Sklaverei, womit die Geſchichte der Menſchheit begonnen hatte, zum Prinzip erhoben wurde." „Wir Alle ſind — das dürfen wir uns nicht verhehlen — Kannibalen, Raubthiere, Blutſauger." — „Unſere Vorfahren waren Grasfreſſer, wir ſind Blutſauger. Geld iſt das ſoziale Blut, das vergoſſene Blut." — „Was Gott für die theoretiſche Welt, das iſt das Geld für's praktiſche Leben der verkehrten Welt: das entäußerte Vermögen, ihre verſchacherte Lebensthätigkeit."

Wie der Verkehr, ſo ſoll auch das wahre Eigenthum das unmittelbare ſein, ſein Charakter iſt nach Herrn M. Heß „das innerliche Verwachſenſein von Beſitzer und Beſitzthum." Und doch wird ſelbſt Herr Heß Manches, wenn auch noch ſo ungern beſitzen müſſen, mit dem er nicht innerlich verwachſen ſein möchte, z. E. ein Hemde, eine Hoſe, einen Stuhl, vielleicht auch noch eine Knackwurſt; und iſt es bekannt, wie viel Verdruß die Knackwurſt jenem Manne gemacht, als ſeine Frau ſie ihm an die Naſe wünſchte, mit der ſie ſofort „innerlich verwuchs."

Kann man abſurder ſein, als die Aeußerlichkeit und Tranſcendenz der beſeſſenen Dinge abſchaffen zu wollen, da es doch der Begriff des Dinges überhaupt iſt, daß es etwas Aeußerliches nicht Ich iſt? Alles, was innerlich mit mir verwachſen iſt, bin ich ſelbſt und das Verhältniß von Beſitzer und Beſitzthum hört auf, wo die Aeußerlichkeit aufhört.

Der Grund gegen das Geld, daß es alle Thätigkeit in ſtarrer Geſtalt, als todtes Weſen, als Ding, „als das von ſeinem Produzenten abgetrennte Produkt" darſtelle, iſt kein Grund. Das Geld, eines Theils Waare und Produkt wie jedes andre Produkt, dann aber auch Zeichen, Begriff, geltende Beſtimmung, Dekret der Gemeinde, es ſoll Repräſentant der meiſten Thätigkeiten und aller Produkte, ausgenommen der Menſchen ſelbſt ſein.

Wird der Satz durchgeführt, daß der Menſch ſelbſt keine Waare, kein vom Golde zu repräſentirendes Ding, ſondern ein unſchätzbares Weſen iſt: d. h. wird nicht die Aeußerlichkeit dem Gelde, ſondern die Veräußerlichkeit dem Menſchen genommen, genauer geſagt, wird kein Verhältniß geduldet, in dem der Menſch, d. h. irgend ein Menſch zum Mittel erniedrigt wird, ſo iſt das Geld als Tauſchmittel kein Hinderniß. Kann man ſich keine Dienſte mehr kaufen, ſo kann man auch durch das Geld keine neue Sklaverei wieder einrichten.

Der Mißbrauch des Geldes liegt vor, der Mißbrauch des Eiſens, der Vernunft, des Vertrauens, der Liebe ſelbſt — der Mißbrauch von Allem liegt vor. Findet ſich nun ein permanenter Uebelſtand z. E. Unterjochung der Menſchen durch die jetzige Form der Induſtrie, des Handels, des Staats, ſo iſt es ganz recht, was der Sozialismus fordert: Man mache den Menſchen zum Prinzip und zum Zweck, alles Andere zum Mittel, das dieſem ſouveränen Zweck nur dient! — Aber man wüthe nicht, wie ein Toller gegen Vernunft und Begriff, gegen alle vernünftige Bedeutung der Dinge, ſondern wenn man ſo viel Wuth in den Adern hat, ſo wende man ſich gegen ihren Mißbrauch und ihre unvernünftige Geſtaltung.

Mit Einem Wort, ihr Kommuniſten, wir geben euch weder den Staat, noch die Freiheit der Individuen preis, wir wünſchen

vielmehr auch euch, so unwirsch ihr auch seid, wieder vernünftig und zu wahren Menschen mit einem anerkannten verständigen Zweck zu machen. Helfen könnt ihr uns nicht mehr, dazu habt ihr euch zu stark blamirt; aber vielleicht können wir euch helfen, daß ihr wenigstens privatim euren Verstand wieder erlangt; vielleicht!

Der teutsche Kommunismus hat über seiner sozialen Gelehrtheit den Verstand verloren, und dieser teutsche Kommunismus ist ein Sohn des französischen? Er ist der konfuse Sohn des schlichten Vaters, der gelehrte Metaphysiker, über den sich der einfache Erzeuger wundern wird, wenn er zu Hause kommt.

Der Kommunismus will die Massen befreien und die Massen in Bewegung setzen; die Gelehrtheit setzt keine Massen in Bewegung, und wenn die Kommunistenväter erst anfangen, den populären Boden zu verlassen, sich in die Metaphysik oder gar in das Griechische zu werfen, und wie Herr M. Heß, mit „Gattungsmensch," „Gattungsact," „Anthropophagie" und „Theopophagie" (warum nicht lieber Theopopophagie?) um sich zu werfen; so kann die Polizei ruhig schlafen, weder der reiche Anthropos, noch der alte Thoos wird auf solche Stichworte und auf solche Heßische Ausführungen, wie mir sie mitgetheilt haben, von den armen Leuten verzehrt werden.

Die Gelehrten führen den Kommunismus nicht ein. Herr M. Heß erinnert sich umsonst der Hegel'schen Logik, er hat sich vergeblich zu seiner neugriechischen Gelehrsamkeit aufgeschwungen. So muß man nicht reden, wenn man verstanden sein will. Es ist mit Herrn Heß, wie mit jenem Thierarzt, der zu einem Pferde mit faulen Hufen geholt wurde und zu dem Bauer sagte: „Man stelle die Extremitäten dieses Thiers in ein günstigeres Medium!" Ohne Zweifel wäre das Thier ganz verfault, wenn man dem Bauer die Gelehrsamkeit des Doctors nicht in's deutsche übersetzt hätte. Das andere Medium, welches die metaphysisch-kommunistischen Aerzte unsrer Gesellschaft verlangen, wäre es blos Gütergemeinschaft, es wäre eben so verständlich, als die trockne Streu des Thierarztes; das neue Lebensmedium aber, welches Herr Heß erfunden hat, nämlich der „unmittelbare Verkehr" und die „kommunistische Liebe" wird nicht deutlicher, wenn man sie in eine

gemein verständliche Sprache übersetzt, im Gegentheil, dann zeigt sich ihre Konfusion erst recht in ihrer ganzen Größe.

Bei alledem ist es klar, erst durch den Theopophagen und unfreiwilligen Anthropophagen Heß ist der Kommunismus deutsch geworden, d. h. wie unsere übrige Schulfuchserei ein ungenießbarer blauer Dunst, der einigen unschuldigen Jünglingen in das schwache Gehirn gestiegen ist, mit dem aber weder politische, noch soziale Umwälzungen hervorgebracht werden. Aber die Doktrin des Herrn Heß ist mehr als eine reinpersönliche, sie ist die Konfusion und Mystik der ganzen Sekte, und wenn eine ganze Gesellschaft toll wird, so darf man immer darauf rechnen, daß diese Tollheit Methode hat. Auch der Succeß einer Secte hängt zunächst nicht von dem vernünftigen Element ihrer Doktrin ab. Ist die totale Opposition gegen die Welt einmal durch irgend ein Bedürfniß motivirt, so darf sie sich jede Tollheit erlauben, wie man dies in der Religionsgeschichte berichtet findet und noch heute von jedem orthodoxen Querkopf hören kann. Wo die gesellige Noth sich fühlbar macht, da wird die Verheißung einer besseren Gesellschaft immer Anklang finden; aber der Kommunismus hat es nicht so leicht, als das Christenthum. Die ewige Seligkeit kann weder kontrolirt noch realisirt werden; die irdische Glückseligkeit, wenn sie verheißen wird, muß auch gewährt werden. Eine Weile erträgt man auch für diese Aussicht die absurdesten Dogmen; schiebt sich dann aber die Erfüllung zu lange hinaus, so verlieren die Doktrinärs ihren Kredit.

Auch der Saint-Simonismus interessirte zu seiner Zeit lebhafter, als die Absurdität seiner Doktrinen erwarten lassen sollte. Man hatte den richtigen Instinct, daß er ein praktisches Bedürfniß ausdrücken werde, da er trotz seiner mangelhaften Gedanken so viel Anhänger und diese zum Theil unter den ausgezeichneten Köpfen fand. Es war ein Experiment und am Ende mißglückte es.

Nun war plötzlich die Erscheinung nicht mehr werth, als ihre Theorie. Kann eine Richtung Anhänger gewinnen, so mag ihre Doktrin so absurd sein, als sie will, man wird ihre Wichtigkeit anerkennen, wie man Katholiken, Juden, Muhamedaner

und gläubige Protestanten anerkennt, ja, die Welt erwartet gewiß allemal eher eine Dummheit, als etwas Vernünftiges, wenn eine neue Bewegung Glück macht; wo die gehörige Basis von Beschränktheit fehlt, wird die arme Menschheit nicht wagen sich anzuschließen.

Ein Pfaffe ist deswegen mächtiger über die Massen, als ein Philosoph. Lege die Dummheiten der Menschen ab, und sie trauen dir nicht mehr. Geht aber eine Richtung unter, so ist gewiß ihre Doktrin an ihrem Untergange schuld und findet sich, daß sie sehr vernünftig gewesen, nun so war es eben die Vernunft, welche die Welt, wie jener Athener den gerechten Aristides, nicht ertragen konnte.

Vielleicht war es das Schicksal der Saint-Simonistischen Sekte, welches in Deutschland ein gleiches Interesse für den Fourierismus nicht aufkommen ließ. Erst der Kommunismus, von dem die einen fürchteten, die andern hofften, er werde die Massen ergreifen, hat wieder lebhaft interessirt, und dadurch auch die früheren sozialen Bewegungen von neuem in Anregung gebracht.

Auf diese Weise ist in Deutschland ein unbefangener Sozialismus neben dem exclusiven sektirerischen, der sich vornehmlich als Kommunismus präsentirt, entstanden.

Das Wahre in der Sache ist *das Problem der totalen Befreiung, der Emanzipirung der unterdrückten Volksklassen*. Darauf arbeitet die Geschichte jetzt augenscheinlich hin.

Damit ist aber der exclusive Sozialismus und vornehmlich der Kommunismus lange nicht zufrieden. Er will von dem *Problem* überall zum *Experiment* übergehen und verspricht die definitive Lösung aller Schwierigkeiten — der Fourierismus durch seine Phalansterieen, der Kommunismus durch Gütergemeinschaft. Beide wollen durch die Befreiung von allen Uebelständen der zivilisirten Gesellschaft allgemeines Glück und allgemeine Befriedigung zu Wege bringen. Sie fassen also die Freiheit positiv und ökonomisch. Sie dringen von dem Forum in das Haus und

werfen die alten Penaten von dem Heerde herunter. Die Sphäre der Freiheit totalisirt sich.

Mit der positiven Fassung, den Menschen in allen seinen Verhältnissen zu seiner wahren Existenz zu bringen und folglich mit der Totalisirung des Reiches der Freiheit, muß man einverstanden sein.

Dagegen ist den exclusiven Sozialisten vorzuwerfen, daß sie selbst, wie die ersten Christen, die politische Freiheit, den Staat und die alte Religion ohne Weiteres fallen lassen. Sie verheißen einen neuen Himmel, nicht eine imaginäre, sondern eine reelle, die ökonomische Glückseligkeit, die jedes geistige Glück, Freiheit, Bildung, Kunst von selbst in ihrem Gefolge haben werde.

Ihre fixe Idee ist, daß sie das allgemeine Heilmittel aller Leiden der Erde entdeckt und im Besitz haben. In diesem Hochmuth brechen sie mit der politischen Freiheit, mit der ganzen alten Welt, und erwarten von der unbekannten, noch nicht hervorgetretenen Welt „der Proletarier," daß diese mit ihnen „die glückliche Welt" unmittelbar einrichten werde.

Sie übersehen, daß sie zur Einrichtung ihrer „glücklichen Welt" nicht durch Ignorirung und theoretische Verwerfung, sondern erst durch wirkliche Besiegung der jetzigen „verkehrten" Welt gelangen können. Sie zeichnen ihre Niederlagen gegen die Gensdarmen, die doch auch Proletarier sind, auf, sie erzählen das Scheitern ihrer Propaganda an den Polizeidekreten der alten Welt, aber sie geben nicht zu, daß der politische Kampf der Mühe werth sei und Herr M. Heß räumt der jetzigen „verkehrten" Welt höchstens noch einen Bestand von 10 Jahren ein; „bis dahin wird sie sich durch ihre eigne unnatürliche Industrie von selbst zerstören." Herr Maler Köttgen, ein zweiter Redner in den Elberfelder Versammlungen, acceptirt „die Arbeit der Liberalen und Radikalen höchstens als eine Steinbrecher- und Handlangerarbeit zum großen Bau des wahren Menschen-

glücks.“*) Wie glücklich ist Herr Köttgen, daß er bei diesem Bau ein Maurer und ein Maler ist!

Herr Köttgen und Herr Heß wären in den Elberfelder Versammlungen auch ohne Zweifel weiter mit der „Menschenbeglückung“ gekommen, als sie gekommen sind, wenn nicht „Sr. Hochwohlgeboren, der Herr Oberburgemeister von Carnap im Auftrage der Königl. Hochlöbl. Regierung“ die weitere Beglückung der Elberfelder selbst schon durch die Theorie des Kommunismus untersagt hätte.

Herr Köttgen, der Maler und Herr Heß, der Theopophage, erklären nun, „von ihren guten Absichten und friedlichen Bestrebungen“ durchdrungen, „die ja auch Herr von Carnap eingesehen habe,“ „könnten sie sich das Verbot nur durch ein Mißverständniß erklären und hofften, daß eine schriftliche Darlegung und ein offenes Bekenntniß ihrer menschenfreundlichen Absichten“ („nämlich der jetzigen „Kannibalenwirthschaft“ ein Ende zu machen“) „eine Hochlöbl. Regierung veranlassen werde, das Verbot wieder aufzuheben.“ Sie trauen plötzlich dem Staat alles mögliche Gute zu und appelliren an die politisch liberalen Steinbrecher, die etwa in der Regierung sitzen: und doch hatte Herr Heß in seiner Rede den Staat als Beschützer des gegenwärtigen „raubmörderischen Verkehrs“ ziemlich deutlich eine Mördergrube genannt. Thut Alles nichts, sie finden jetzt; „sie hätten nur nachgewiesen, daß der Staat zu allen Zeiten und mit vollem Recht für das Wohl Aller das Eigenthum der Privaten aufgehoben habe, sie haben eine bessere, heiligere (?) Behandlung der Liebe gefordert.“ „Endlich, sagen sie, haben wir nicht die Revolution, **die wir selbst hassen und verabscheuen,** sondern die Lehre aufgestellt und anempfohlen, daß einer Revolution vorgebeugt werden müsse, sie aber unvermeidlich wäre, wenn der täglich wachsenden Armuth und Lasterhaftig-

*) Wie diese unbekannte Größe, Köttgen, dazu gelangt ist, mit einem Satz über alle Bestrebungen der Politiker hinwegzukommen, wissen wir nicht anzugeben. Wenn die kommunistischen Jünger mit der Praxis so schnell fertig würden, wie mit der Theorie, so hätte schon mit dem Jahr 1845 eine neue Zeitrechnung beginnen müssen.

keit nicht durch kräftige und der Natur der Sache genügende Mittel abgeholfen werde. Wir haben diese Mittel gefunden.“ Nun kommen die Mittel, die Herr Heß und Herr Köttgen gefunden haben, sie sind sämmtlich politische und beide Männer verläugnen den Kommunismus, der noch den Tag vorher die einzige Rettung der Menschheit war, Herr Heß und Herr Köttgen werden plötzlich, bloß weil sie mit dem Bürgermeister von Elberfeld zu reden haben, aus großen Baumeistern am Menschenglück elende „liberale Steinbrecher.“ Sie sagen: „wir haben diese Mittel gefunden in einer Reorganisation des Armenwesens, in der Gründung großer Nationalwerkstätten und landwirthschaftlicher Kolonieen, verbunden mit allgemeinen unentgeltlichen Erziehungsinstituten.“ O ihr Fourieristen! Und das „Geld,“ und die „Kannibalen,“ und die „Blutsauger?“ Sollen die „Kannibalen“ Schule halten?

„Wir, fahren unsere Abtrünnigen fort, haben die Ausführung dieser großen Maßregel mittelst einer progressiven Vermögenssteuer empfohlen. Allerdings würde der egoistische, habsüchtige Privaterwerb durch solche Maßregeln beschränkt und am Ende sogar aufgehoben, das Gemeinwohl aber in jeder Beziehung und einer für jeden Stand erwünschten Weise gefördert werden.“

So? Wenn der König es dahin gebracht hat, wo Mehemet Ali steht, so denkt ihr hätten Alle gewonnen?

Und nicht bloß den Staat d. h. unsern Preußischen, einen Staat comme il faut; auch den Ständeunterschied laßt ihr euch gefallen? Und die Stände selbst nach Aufhebung des Privaterwerbs durch den einzigen Privateigenthümer, den König? Alles lassen sie sich gefallen, wenn nur Allen alles genommen wird. Dies ist der Vorwurf, den man ihnen macht, wenn man denkt, sie wollten nur die Reichen arm machen. Mußtet ihr denn soweit heruntersteigen, daß ihr Aegypten für euer Ideal erklärtet? Elende „Politiker!“ „Steinbrecher!“ „Handlanger!“ Handküsser! geht!

Und zum Schluß hegen sie „die Ueberzeugung, daß keine Verordnung die Macht der Wahrheit bezwingen könne.“

Elende „Philosophen!“ die ihr „antediluvianisches Gethier“ nennt. Habt ihr es heute vergessen, was ihr gestern predigtet: „daß man von der Freiheit und Vernunft so lange vergebens reden wird, als der praktische Egoismus noch existirt?“ — Und kein Sterbenswörtchen von dem Sozialismus und Kommunismus, von der Ohnmacht der Philosophie und Politik? Im Gegentheil, ihr treibt heute Philosophie und Politik, die gestern beide noch unter aller Würde waren? — Petre Heß, ehe der Hahn dreimal gekräht hat, solltest du den Kommunismus zweimal verleugnen, einmal als Politiker und dann als Philosoph oder „als Narr der Wahrheit.“ Indessen, auch Petrus ward, trotz dem der Fels der Kirche. Herr Püttmann erklärt, Herr Heß habe ihn ermächtigt, bekannt zu machen, Herr Heß und seine Freunde würden sich fortan Kommunisten nennen, Herr Heß habe den Namen bisher nur aus äußern Rücksichten gemieden.

Herr Engels, der ebenfalls in Elberfeld gesprochen, vermied das Rencontre mit dem Burgemeister, er war abgereis't. Herr Engels unterscheidet sich vortheilhaft von allen Schriftstellern dieser Richtung durch seinen nüchternen praktischen Blick. Er macht sich am wenigsten Illusionen. Seine Kritik der Industrie und des Handels beruht auf Sachkenntniß, seine Forderungen in den Elberfelder Reden gehen von vornherein an den Staat. Seine Kritik der ökonomischen Lage Teutschlands ist sehr zu beachten. Engels ist überzeugt, daß die englische Industrieentwickelung die soziale Revolutionen erzeugen und die Frage durch eine große Krisis lösen wird, er hat das wiederholt zu beweisen gesucht. Er kennt die Lage Englands durch eigne Anschauung. Vielleicht, daß er Recht hat, vielleicht, daß auch ihm der kommunistische Glaube an den jüngsten Tag einen Streich spielt und ihm „den Untergang der alten Welt“ in der Phantasie näher rückt, als er in der Wirklichkeit ist.

Eben so wie die Elberfelder Versammlungen, scheiterte der Berliner Localverein und der Allgemeine Hülfs- und Bildungsverein in Köln an den Verordnungen der politischen Behörden. Merkwürdig ist dies an sich durchaus nicht; nur das ist wunderbar, daß die Kommunisten alle diese Thatsachen sammeln und

publiziren, aber keineswegs daraus den Schluß ziehen, wie unumgänglich der politische Kampf ist. Im Gegentheil, Angesichts dieser Thatsachen und mitten in der religiösen Bewegung Deutschlands erklären sie frischweg: „die Zeit der politischen und religiösen Revolutionen ist vorüber!"

Ist es keine religiöse Revolution, daß plötzlich die Katholiken vernünftiger werden, als die Protestanten und daß ein großer Theil der Protestanten von der Bibel ab und ebenfalls der Vernunft zufällt? Ist die Politik vorüber, die mächtig genug ist, euch, die Herren der ganzen geistigen und materiellen Welt, durch den Bürgermeister von Elberfeld und einige nicht bekehrte Proletarier in Uniform zum Schweigen zu bringen? Die Politik existirt sehr ernstlich und nur die religiös und politisch operirenden, nicht die krassen und exclusiven Sozialisten werden glücklich mit ihrer jetzigen Existenz fertig werden. Ist die Religion sozial, so können nur die es ihr beweisen, die in ihrer Sprache zu reden nicht verschmähen, ist es die Politik, und sie ist es nicht minder, so können nur die ihre Wahrheit entwickeln, die mit ihrer Unwahrheit direkt in Kampf treten. Wer es jetzt aufgibt, die Welt für seine Theorie zu gewinnen, der glaubt weder an seine Gedanken, noch an seine Augen. Die Theorie, an die ich glaube, ist meine Religion, die Religion des Volks ist die Theorie, an die das Volk glaubt. Es ist eine Tollheit an Einrichtungen zu glauben, die mit Ignorirung der allgemeinen Theorie, d. h. der Religion und der existirenden Praxis, d. h. des Staats gemacht werden könnten. Die neue Theorie und die neue Einrichtung können die alte Form der Religion und des Staats überlisten, ignoriren können sie keine von beiden.

Ueberall also, wo ernstlich von der Emanzipirung der untersten Schichten der Gesellschaft die Rede sein soll, muß der Staat sich theoretisch und praktisch umgestalten. Er muß anders denken, als er es in der himmlischen Religion seiner Unterthanen und in den irdischen Dogmen seiner Oberthanen thut, und er muß so ziemlich das Gegentheil von dem wollen und thun, was er jetzt in Wahrheit will und thut. Wenn er jetzt durch die Kraft des Ganzen den Zweck dieses oder jenes Menschen aus-

führt, ſo hat er in Zukunft den Zweck eines jeden ins Auge zu faſſen.

Weil das Ganze in ſeiner Hand liegt, ſo iſt er unumgänglich, und ſelbſt wenn er aufhörte zu exiſtiren, wie die Kommuniſten ſichs vorſtellen, ſo wäre dies eine „politiſche Revolution," erſter Größe.

Und wenn es nun gar gelänge, die „Menſchheitsbeglückung durch Gütergemeinſchaft", das „Prinzip der Liebe ſtatt des jetzigen Egoismus" ohne Kampf mit den politiſchen Gewalten ins Leben einzuführen, wäre damit nicht die größte religiöſe Revolution, die Verſetzung der himmliſchen Seligkeit auf die glückliche Erde, ausgeführt?

Die Polemik der Kommuniſten gegen die Politiker entſpringt aus ihrem religiöſen Tic. Sie denken, die ökonomiſche Religion, das Evangelium des irdiſchen Glücks, auch ohne die Weitläuftigkeiten der Politik auf dem geraden Wege der Noth und der Verkündigung durchzuſetzen. Ihre Verachtung der religiöſen Revolutionen entſpringt aus dem Bewußtſein, daß in ihrem irdiſchen Evangelium ja ohne Weiteres das himmliſche aufgehoben iſt.

Beide Rechnungen haben den Fehler, daß ſie die ganze außer ihrem Kopfe und ihrem Kreiſe exiſtirende Welt nicht mit in Anſatz bringen. Dies iſt die Illuſion aller Sektirer. Wer dagegen die ganze Weltlage und die Gedanken, ſelbſt der Gegner, mitberückſichtigt, denkt als Politiker bei ſeinen Reformplänen.

Die Kommuniſten ſind ſo ſehr in ihre ſpezifiſchen Gedankenkreiſe feſtgebannt, daß ſie außer der Politik und Religion auch noch die Theorie (als Philoſophie und Wiſſenſchaft) zum Henker ſchicken. Herr M. Heß, der Patriarch der Rheiniſchen Jahrbücher ſagt in ſeiner Elberfelder Rede: „die Theorie kommt mit der Dummheit und Bosheit nie zum Ziele. Bilden wir uns nicht ein, die Welt durch unſere Ideen zu bekehren. Der Kommunismus iſt keine Theorie, er iſt der Schluß der Entwickelungsgeſchichte der Geſellſchaft."

Nun kommt er auf dieſen Schluß, d. h. auf England und zeigt, wie es im Uebermaß ſeiner Induſtrie erſtickt und mit Rieſenſchritten ſeinem Untergange entgegengeht. „Die Welt würde

in Barbarei verſinken, fährt er fort, wäre nicht eine höhere Idee, eine andere Weisheit, als die des Privategoismus und des Privaterwerbs — der Kommunismus — da. Die Welt, das Leben ſelbſt, hat dieſe Idee erzeugt, wir wollen ſie nur ſo weit entwickeln, daß ſie einſt zur Rettung dienen kann."

Herr M. Heß iſt nach Fouriers Vorgange ein Feind der Philoſophen. Der Kommunismus, zu dem er ſich bekennt, darf alſo keine Philoſophie, keine Theorie ſein. Alle Theorieen haben ja bisher zu nichts d. h. nicht zum allgemeinen Glück geholfen; alſo iſt der Kommunismus etwas anderes, als Theorie, er iſt — „das Produkt der Induſtrieentwickelung."

Vortrefflich! aber da er noch nicht ausgeführt iſt, ſo iſt er doch vor der Hand noch Theorie. — „Nein, ſagt Herr Heß, er iſt eine „höhere Weisheit" aufgeſpart für den Moment des Weltuntergangs zunächſt in England, wo er dann als Retter hervortreten und ſtatt des Egoismus die Liebe proklamiren wird." — Man kann es nicht beſſer wünſchen. Aber mag die Weisheit noch ſo weiſe ſein; in dem Augenblick, wo ſie alle retten will, muß ſie nothwendig alle „zu ſich d. h. zu ihrer Theorie bekehren."

Wie Herr M. Heß durch ſeinen Zuſammenſtoß mit dem Bürgermeiſter von Carnap in die Politik und Religion, ſo fällt er hier in die Theorie und in demſelben Augenblick, wo er ſich dagegen wehrt, in die Bekehrungsverſuche zurück, ganz ſo, wie der Pater Lacordaire, der mit der Vernunft gegen die Vernunft predigt.

Herr M. Heß hat das richtige Gefühl, daß mit ſeiner Theorie und vornehmlich mit der, die ihm eigenthümlich iſt, mit der Theorie von dem „Austauſch der Thätigkeiten" keine großen Sprünge zu machen ſind, Herr Heß will daher, wie oben den „unmittelbaren Verkehr", ſo hier augenſcheinlich „die unmittelbare Praxis." Aber da Herr Heß in ſeiner Theorie ſo unpraktiſch iſt, ſo wird er ſchwerlich in der Praxis glücklicher ſein. Seine Gedanken könnte ſelbſt Praxitelès nicht ausführen.

Wer das Heil der Welt von unſern teutſchtheoretiſchen Kommuniſten erwartet, muß ſie für viel klüger halten, als ſie ſind; wer es aber von ihrer Dummheit erwartet, — was auch

ein Geſichtspunkt iſt, — der muß hoffen, daß ſie aufhören, ſich durch ihre Theorieen zu blamiren und in der That durch andere Mittel, als durch Theorie und Vernunft zu ihrem Ziele kommen.

Es fehlte der deutſchen Welt grade noch dieſe Konfuſion und dieſer blaue Dunſt, um ſich in der Wirklichkeit Naſe und Ohren abſchneiden zu laſſen und hinter dem Rücken der Politik in der Theorie glücklich und frei zu ſein. **O vanitatum vanitas!**

(Zugenſtopfer 3).

Ein Gefangener an einen Richter.

Herr Richter, Sie ſind gefürchtet und ſind geachtet, ich ſelbſt achte Sie als Perſon; aber iſt es Ihnen auch ſchon einmal eingefallen, daß Sie bedauert werden könnten? Ich, der Gefangene, bedaure Sie. Ich, der von aller Welt Verlaſſene, in einſamem, dunklem Kerker Trauernde, ich bedaure Sie, der Sie frei über mein Gefängniß daherſchreiten und ſich der Anerkennung der Welt erfreuen.

Wie Sie wiſſen, iſt es kein ſogenannter ſchlechter Streich, was mich an dieſen Ort gebracht hat, denn mein einziges „Verbrechen" beſteht in dem Zweifel an der Rechtmäßigkeit deſſen, was unſere Gebieter uns vorſchreiben; dennoch habe ich meine Einſamkeit benutzt, um in mich zu gehen, in mir die menſchliche Natur zu prüfen und über die Natur der Verbrechen nachzudenken. Das Reſultat meines Nachdenkens iſt den Verbrechern günſtiger, als Denen, welche ſie beſtrafen.

Ich kann und werde nicht zu der Annahme kommen, daß in der menſchlichen Natur etwas abſolut Böſes ſtecke. Die Juſtiz wird dieſer Annahme ebenfalls nicht geneigt ſein dürfen, da, etwas abſolut Böſes beſtrafen, ſo viel heißt, als etwas Unabänderliches ändern wollen. Das „Böſe", was dem Menſchen zugeſchrieben wird, ſteckt einzig und allein in den Verhältniſſen. Wenn der eine Menſch ein natürliches oder „geſetzliches" Recht des Andern (dieſer Andere kann auch eine moraliſche Perſon, eine

Zusammenfassung von Einzelnen, z. B. der Staat, sein) verletzt, dann nennen wir diese Verletzung ein „Verbrechen", und die Anlage dazu „das Böse." Die gewöhnliche Anschauung der Dinge zieht dabei in der Regel weder die Beschaffenheit des verletzten „Rechts", noch die Verhältnisse des Verletzers in Betracht und diese Unterlassungssünde ist es, welche täglich das „summum jus" zu „summa injuria" macht.

Drei Mängel sind es, aus welchen die Mehrzahl der „Verbrechen" fließt, welche wir täglich mit Martern aller Art bestrafen sehen, nämlich

1) der Mangel an Erziehung,
2) der Mangel an Existenzmitteln,
3) der Mangel an Freiheit.

Wenn wir nun zu dem Grundsatz gelangen, daß der Staat, will er seine Aufgabe erfüllen, seinen Bürgern erstens Erziehung, zweitens Existenzmittel und drittens Freiheit sichern müsse, so ist die nothwendige Folgerung die, daß derjenige Staat, welcher seinen Bürgern das Eine wie das Andere schmälert oder vorenthält, selbst der Urheber der Verbrechen ist, welche er bestraft. In diesem Gedanken, in dieser Wahrheit finde ich so viel Schreckliches, daß ich überzeugt bin, derjenige Staat, auf welchen sie Anwendung findet, würde auf der Stelle über den Haufen geworfen werden, wenn seine Glieder die schreckliche Wahrheit vollständig erkennten und in allen einzelnen Fällen des sozialen wie politischen Lebens sich vor Augen stellten.

Der Mensch, dessen Haupt Sie jüngst auf Ihr Geheiß unter dem Henkerbeil fallen sahen, war ein Herkules an geistiger wie an körperlicher Kraft. Aber seine Eltern waren mittellos und konnten ihm keine Erziehung geben, welche seine Kraft auf edlere Bahnen geleitet hätte. Was seine Eltern nicht gekonnt, hat der Staat nicht gewollt. Der Staat hatte Polizeidiener, um jene Kraft zu belauern, aber er hatte keine Erzieher, um sie zu veredlen. Die Kraft hat sich der Belaurung entzogen, die Belaurung verführte sie sogar zu dem, was die Belaurer verhüten sollten, sie kam mit den Belaurern in Konflikt, wehrte sie ab und vergriff sich an ihnen. Die Tödtung eines Belaurers hat jetzt

deſſen Freund, der Henker, gerächt, nachdem Sie, der Richter, die Ermächtigung dazu ertheilt hatten. Ob der gerächte Todtſchlag auf Rechnung des Todtſchlägers oder auf Rechnung ſeines unverſchuldeten Mangels an Erziehung kommt, danach fragt weder der Staat noch ſeine Juſtiz. Der Staat glaubt durch das Schleifen des Henkerbeils und die Errichtung des Blutgerüſtes ſeine Aufgabe erfüllt zu haben. Die „Thatſache" iſt konſtatirt, das „Verbrechen" iſt nach dem „Geſetz" gerächt, der Pfaffe hat ſein Kreuz darüber gemacht und der Verbrecher iſt begraben. Damit ſchließt der Staat ſeine Rechnung. Wenn er dieſe Rechnung mit andern Augen anblickt, ſo wird er finden, daß mit den Mitteln, welche an die Aufrichtung des Blutgerüſtes verwendet worden, dem gemordeten Opfer das Beſteigen desſelben hätte erſpart werden können. Aber für die Erziehung ſeiner Bürger fehlen dem Staate die Fonds, für ihre Hinrichtung oder Einkerkerung fehlen ſie ihm nie. Den Büttel und Henker erhält man umſonſt von ihm, den Lehrer und Erziehung nur gegen baare Bezahlung. Die Regierung ſcheint Verbrecher nöthig zu haben, damit ihr ein Vorwand zur Unterhaltung ihrer Polizei und Henker verbleibe. —

Der zweite Verbrecher, den Sie das Schaffot beſteigen ſahen, war ein Menſch von weichem Gemüth und aufopfernder Geſinnung. Dennoch blutete er unter dem Henkerbeil. Wie kam er dazu? Der Staat, welcher in den höheren Schichten der Geſellſchaft alle Exiſtenzmittel und Erdengüter bis zum platzenden Ueberfluß angeſammelt, hat in den untern Schichten, in welche der Zufall jenen Mann verſetzte, alle Noth und Sorge des Lebens zuſammengehäuft. Der arme Mann war thätig wie Einer und arbeitete wie ein Laſtthier, um ſeiner geliebten Familie das Leben zu friſten. Aber ſein Fleiß war unzureichend und ſelbſt die Gelegenheit, ihn einzuſetzen, mußte er erbetteln. Zuletzt blieb die Gelegenheit vollends aus und den mittelloſen Mann mit den Seinigen bedrohte der Hungertod. Konnte Niemand ſich ſeiner annehmen? Einzelne ſeiner Mitmenſchen hätten es für kurze Zeit gekonnt, aber ſie kümmerten ſich nur um ſich und ihre Angehöri-

gen; der Staat hatte seine Mittel für „höhere" Zwecke (z. B. den Gefangenthurm und das Schaffot) zu verwenden, als für das Glück seiner Armen. Er hatte Millionen in Bereitschaft für Parademärsche und Pfaffeninstitute, aber keinen Heller für Arbeitsanstalten; er konnte den Armen Steuern abpressen, aber sie zur Zahlung der Steuern in Stand setzen konnte er nicht; er konnte den „Hohen" und Reichen Erleichterungen verschaffen, damit sie sich mit den noch Höheren und noch Reicheren zur Erhaltung des bestehenden Zustands verbündeten, aber seinen „Niedern" und Armen Erleichterungen verschaffen konnte er nicht. Während also dem armen Mann seine Mitmenschen als bloß gleichgültig gegenüberstanden, stand ihm der Staat sogar als Feind gegenüber. Der arme Mann, in der Nichtigkeit seiner „Unterthanenschaft" an keine Beschäftigung mit den Zuständen seines Staats gewöhnt, vermochte jene schreienden Mißverhältnisse nicht einmal zu erkennen, auch waren seine Noth und der Jammer der Seinigen so groß, daß sie ihn gar nicht zum Nachdenken und zur Erkenntniß hätten gelangen lassen: er konnte nicht denken, um sich zu beklagen, er konnte nur empfinden, um zu verzweifeln. Und das geschah. Die Verzweiflung gab ihm das Messer in die Hand, womit er die Seinigen für immer aus dem Elend befreite; ihn selbst befreite dafür das Beil des Henkers. Um die Zeit, wo er das Blutgerüste bestieg, verschwendete eine „hohe Person" eine Million, um zu zeigen, daß sie eine hohe Person sei!

Der dritte „Verbrecher," der auf Ihr Geheiß das Blutgerüst nur streifte, dafür aber vielleicht auf immer in finsterm Kerker begraben wurde, war durch seinen Freiheitsdrang hingerissen worden, sich an der „Heiligkeit der Staatsgewalt" zu vergreifen. Hatte er Hang zur Unsittlichkeit? Nein! Besaß er eine gewaltthätige Gesinnung? Nein! War er ein roher Mensch? Nein! Was hat ihn denn in den Kerker gebracht? Dasjenige, was man den „Gott im Menschen" zu nennen pflegt. Er konnte es nicht ertragen, daß der „Gott im Menschen" an die Kette der Sklaverei gelegt wurde; er konnte es nicht ertragen, daß das ewige Recht des Menschen von der Polizei konfiszirt war und man

ihm eine Lüge an die Stelle gab; er konnte es nicht ertragen, daß man den Geiſt tödtete und den Mund ſtumm machte; er konnte ihn nicht ertragen den empörenden Druck, unter welchem er das Volk wie unter einem Alp ſtöhnen und ſich winden ſah; er konnte es nicht ertragen, daß man die Lüge geſetzlich machte und die Wahrheit in den Bann that; er konnte es nicht ertragen, daß man die Schlechtigkeit als Götzen verehrte und die Tugend in die Kloake ſtieß; er konnte ſich nicht das erforderliche Maß von Sklavengeſinnung aneignen, welche auf ihr Menſchenthum verzichtet, um ſich an der Krippe der Niederträchtigkeit zu entſchädigen. Alles das konnte unſer „Verbrecher" nicht, deßhalb that er, was ihm der „Gott im Menſchen" eingab. Der „Gott" aber verfing ſich in dem Netz von Geſetzen, welche die Gewalt zwiſchen ſich und das andringende Recht geſpannt hat, und ſo wanderte er „geſetzlich" in den Kerker. Dort geht er nun „geſetzlich" zu Grunde, weil er den ungeſetzlichen „Gott im Menſchen" nicht los werden, weil er keine „geſetzliche" Sklavenſeele werden konnte. Iſt das Unrecht auf ſeiner Seite oder auf Seiten der „geſetzlichen" Gewalt? Natürlich iſt das Unrecht auf Seiten des ungeſetzlichen — „Gottes im Menſchen," während der Teufel der „geſetzlichen" Gewalt „heilig" und „unverletzlich" iſt!

Wir haben nun die drei Kategorieen von „Verbrechern" durch Beiſpiele repräſentirt vor uns. Der erſte „Verbrecher" verlor ſein Leben, weil der Staat gegen ſeine Verpflichtung ſich nicht um ſeine Erziehung bekümmerte; der zweite verlor ſein Leben, weil der Staat ihn gegen ſeine Verpflichtung dem Hungertod preis gab; der dritte verlor ſeine Freiheit, weil der Staat ihm gegen ſeine Verpflichtung die menſchliche Freiheit vorenthielt. In allen drei Fällen iſt alſo der Staat der Verbrecher und der Staat iſt zugleich der Richter und Henker. Der Staat iſt es, der das Verbrechen ſchafft, ihm dann ein Geſetz über den Kopf wirft und es erwürgt. Der Staat iſt es, der im Namen der „Gerechtigkeit" täglich die ſcheußlichſten Ungerechtigkeiten begeht und für ſeine Scheußlichkeiten keine Sühne hat!! Der Staat iſt es, welcher der Menſchennatur die ſchreiendſte Gewalt anthut und ſie dann noch für die Folgen züchtigt, welche aus dieſer Ge-

waltthat hervorgehen. Verstehen Sie mich wohl, es ist nicht der Staat an sich, der vernünftige Staat, der menschliche Staat, der sich diese Sündenlast aufladet; es ist nur der schlechte Staat, derjenige, den eine eigensüchtige Gewalt in Beschlag nimmt, für sich ausbeutet und mit den eisernen Ketten ihrer barbarischen „Gesetzlichkeit" zusammenhält. Es ist derjenige Staat, der konsequenter Weise das Essen und Trinken „gesetzlich" mit dem Galgen bedrohen könnte und dadurch seine „Unterthanen" in die Alternative brächte, entweder für die Achtung des Gesetzes mit dem Hungertod, oder für die Mißachtung desselben mit dem Galgentod zu büßen.

Die Betrachtungen, Herr Richter, die ich hier angestellt habe, mögen auch schon anderwärts angestellt worden sein. Auf ihre Neuheit kommt es nicht an, sondern auf ihre Richtigkeit. Diese Richtigkeit angenommen, komme ich nun auf Sie und Ihre Stellung zu sprechen. Wahrlich, diese Stellung ist die entsetzlichste, die ich mir denken kann. Wenn man Ihnen einen Verbrecher zuweist, dessen Schuld nach Ihrer Ueberzeugung nur auf Rechnung des Staates kommt, wie ist es Ihnen dann möglich, den Schuldlosen dem Henker zu überliefern? Wenn Sie die Uebertretung eines Gesetzes zu richten haben, welches allem Recht und aller Vernunft Hohn spricht, ja dessen Achtung dem sittlichen Menschen unmöglich ist, wie können Sie sich dann der Aufgabe unterziehen, den Stab zu brechen und einen Menschen in den Kerker zu stoßen, der Ihnen vielleicht die größte Achtung einflößt? Sehen Sie, Herr Richter, dieß ist der Punkt, von welchem das Bedauern ausgeht, dessen Ursache ich Ihnen nachweisen wollte. Daß Sie von der einen Seite Herr über Freiheit und Leben, von der andern *verpflichteter* Sklave der Gewalt und ihrer „Gesetze" sind; daß Sie Pflichten haben, welche Ihr Rechtsgefühl, und Amtshandlungen begehen, welche Ihre Menschlichkeit verfluchen muß — ist das nicht eine entsetzliche Stellung? Wenn die Gewalt ein Gesetz macht, welches die Mutterliebe unter das Henkerbeil stellt, so müssen Sie die liebende Mutter dem Henker überliefern. Werden Sie es thun? Sie *müssen*, wenn Sie Richter sein wollen. Und wenn Sie es gethan, werden Sie sich mit dem Bewußtsein beruhigen, daß Sie nur das „Gesetz" zur Anwendung gebracht

haben? Iſt es Ihnen gleich, ob das Geſetz ein menſchliches oder ob es ein Ungeheuer iſt? Und wenn, was heute „geſetzlich" ein Verbrechen iſt, morgen als eine edle That aus dem Bereich des Geſetzes entlaſſen wird, empfinden Sie dann keine Qual, daß Sie früher diejenigen „geſetzlich" in's Unglück gebracht haben, welche jetzt der Stab Ihrer Juſtiz nicht mehr berühren darf? Blicken Sie auf alle die nichtswürdigen Preßprozeſſe und politiſchen Inquiſitionen, wodurch man in Ihrem Staat die Freunde des Volks und der Freiheit abthut. Schaudert Sie nicht, daß dieß Alles im Namen der „Juſtiz", im Namen des „Geſetzes", im Namen des „Staats", Alles „von Rechtswegen" geſchieht? Sie müſſen es zugeben, Herr Richter, daß Sie keine Menſchlichkeit, keine Ueberzeugung, kein Rechtsgefühl haben dürfen, kurz daß Sie kein Menſch, ſondern nur ein verhärteter Urtheilsſprecher ſein *dürfen*, der die Opfer der Juſtiz unter das Maß des „Geſetzes" ſtellt und ihnen, wenn das Maß des noch ſo unſinnigen, des noch ſo barbariſchen „Geſetzes" ſie erreicht, wie dem Schlachtvieh das rothe Zeichen ihres Schickſals aufheftet. Erregt ſolches Amt nicht Bedauern, wenn ein Mann es bekleidet, der nicht mit ſteinernem Herzen begabt und zum Henker geboren iſt? Ich frage Sie: beſteht ein wirklicher Unterſchied zwiſchen Ihnen und einem Henker, wenn nicht etwa der, daß der Henker die Hand iſt, wo Sie der Arm ſind?

So lang die Bürger Ihres Staats nicht frei und Ihre ſogenannten Geſetze nicht *menſchlich* ſind, Herr Richter, will ich lieber das Opfer, als der Verwalter Ihres Amtes ſein. Unter den Dienern der Gewalt ſind es bisher die Richter geweſen, welche ihre Stellung für die unbefleckteſte, ſittlichſte und achtbarſte hielten. Mögen ſie nachdenken und erkennen, daß ihre Stellung eine *ſchreckliche, eine unmenſchliche* iſt!

IV.

Fragmente über den politiſchen Myſtizismus.

Von

einem Unbekannten.

Nicht die natürliche Dunkelheit der Erkenntniß in unkultivirten Zeiten iſt Myſtizismus, ſondern dieſer entſteht erſt, wenn der Geiſt ſich aus Prinzip, mit Liebhaberei und Raffinement im Dunkeln herumtreibt. Man wird demnach nicht läugnen, daß politiſcher Myſtizismus, wie religiöſer, in unſerer Zeit eine bedeutendere Rolle ſpielt, als jemals. Dieſe Verirrung zu bekämpfen, gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich die Vervollſtändigung der vernünftigen Anſicht der Dinge. Denn dem Myſtizismus läßt ſich nur von innen beikommen. Wo immer eine myſtiſche Anſicht ſich zu halten vermag, da fehlt es auf irgend eine Weiſe im Syſteme des Rationalismus, welches ihr entgegentritt. Irgend eine Berechtigung, irgend etwas Wahres, was erkannt ſein will, liegt in jeder hartnäckigen Erſcheinung der Geſchichte. — Die folgenden Fragmente, welche Auszüge aus einem größern Manuſkripte ſind, ſuchen den politiſchen Myſtizismus in dieſem Sinne anzugreifen.

1. Kurze Charakteriſtik.

Der politiſche Myſtizismus entſcheidet ſich in der Wechſelwirkung von Natur und Kultur, von welchen beiden er jene ſowenig verſteht, wie dieſe, mit Vorliebe für die erſte. Er ſieht in dem natürlichen, unbewußten, unwillkührlichen Lebensprozeſſe das Höhere, Heilige, Göttliche, und macht ſo das, was der Menſch mit dem Thier gemein hat, der menſchliche Staat mit dem Staate von Bienen oder Termiten, zum Elemente der Politik. Aber er begeht dabei die Inkonſequenz, daß er ſich nichts weniger

als unbewußt dem Strome des unbewußten Lebens in der Geschichte überläßt, sondern mit Bewußtsein sich für die Bewußtlosigkeit, mit freiem Willen für die Unfreiwilligkeit, vom Standpunkte der Sittlichkeit gegen den sittlichen Standpunkt entscheidet. In diesen Widersprüchen legt er wenig Verstand an den Tag, und bedauernswürdig wird er, wenn er in jeder Pfütze einen Abgrund von „Tiefe" erblickt, bloß weil der Schlamm nicht auf den Grund sehen läßt. In diese vermeintliche Tiefe sucht sich mit großen Anstrengungen die historische Schule zu versenken. Den individuellen Geschmack daran könnte man ihr lassen, wenn sie nicht den Schmutz und üblen Geruch sich von Anderen zur Ehre angerechnet zu sehen verlangte.

Es gibt indessen ein psychologisches Moment, welches der mystischen Politik scheinbar zur Stütze dient, nämlich die Natur der Vernunft als des Vermögens der inneren Unmittelbarkeit der Erkenntniß im Gegensatze des reflektirenden Verstandes. In der Sphäre des inneren Lebens, in welcher das Individuum sich selbst kennendes, beurtheilendes und lenkendes Ich ist, treten einzelne Lebensthätigkeiten plötzlich aus dem Dunkel des unbewußten Lebens in das Licht der Selbstkenntniß. Das Individuum betrachtet aber unmittelbar nur den ihm hell gewordenen Theil seines Wesens als sein Ich; die Erscheinungen, welche aus dem unbewußten Lebensprozesse hervorgehen, werden von seinem mangelhaften Bewußtsein als Wirkungen eines fremden Wesens angesehen, das von außen mit unsichtbarer Hand in sein Inneres greift und auf diesem spielt, wie auf einem Instrumente, oder das sogar in seinem Inneren selbst den Sitz aufgeschlagen hat. Je beschränkter die Selbstkenntniß der Menschen ist, um so mehr Gewalt muß diese Täuschung haben. Auch dem klaren Beobachter seiner selbst kann es begegnen, daß der ohne sein Wissen in ihm fertig gewordene Gedanke, das Gefühl oder der Wille, dessen Quelle er unbedachtet ließ, ihn plötzlich überraschen, so daß es ihm ist, als hätte Etwas in ihm gedacht, gefühlt, gewollt, was nicht er selbst ist; aber er wird deßhalb weder an eine Inspiration noch an eine Besessenheit glaube, sondern nur den einfachen Schluß ziehen, daß seine Selbstkenntniß hinter seiner Ori-

ginalität zurück iſt, wie das nicht anders ſein kann; denn keine Erfahrung kann ausſagen, was wir denken, wollen oder thun werden, und jeder Augenblick kann uns über uns ſelbſt, d. h. über unſeren erfahrungsmäßigen Begriff von uns ſelbſt hinausführen, ohne daß uns ein anderer Geiſt, als unſer eigner beim Schopfe zu haben braucht. Der Myſtiker dagegen findet hier die Wirkung des Geiſtes Gottes, wenn es nicht etwa die des Teufels iſt. Die Herren von der hiſtoriſchen Schule lachen wohl mit anderen Leuten über den Mann, welcher ſich nicht ausreden ließ, daß er einen Sperling im Kopfe habe, und doch haben ſie ſelbſt eine Chimäre im Kopfe, die an der Stelle des Menſchen die Geſchichte gemacht haben und weiter machen ſoll. Wenn es aber durchaus Gott und der Teufel ſind, die in dem Myſtiker das Gute und das Böſe wirken, — weßhalb glaubt er nicht eben ſo gut, daß es Gott und der Teufel ſeien, welche in ihm gut oder ſchlecht verdauen, da doch die Thätigkeit ſeines Magens eben ſo ohne ſein Zuſehen und ſeinen Willen vor ſich gehen, wie das unmittelbare Denken ſeiner Vernunft?

Der politiſche Rationalismus zeigt die umgekehrte Einſeitigkeit, wenn er nicht einſieht, daß die Kultur ein Prozeß iſt, der aus der Natur ſeine Nahrung ziehen muß. Der abſtrakte Rationalismus, welcher über den Produkten der Reflexion den Prozeß derſelben und die ihn vermittelnde Originalität der endlos weiter produzirenden Vernunft vergißt, wird überall zu einem unfruchtbaren Formalismus, und beweiſt ſich politiſch unfähig. Er iſt liberal, aber er will die Freiheit wie einen Vogel einfangen und im Käfig neuer Autorität bei ſich halten, und begreift nicht, daß ihr dies nicht behagen kann. Dieſelben Helden, welche geſtern ihre Liebe zur Freiheit im Kampfe zu bewähren ſuchten, betragen ſich heute, nach einem kleinen Siege, gegen dieſelbe ſchon wie eiferſüchtige Ehetyrannen, und können doch weder ein Kind mit ihr zeugen, noch verhindern, daß dieſe Impotenz ihr langweilig wird, und ſie deßhalb mit dem revolutionären Geiſte durchgeht.

Die Prinzipien der Vernunft und Freiheit ſind der geſtaltende Geiſt in der Politik; die Thatſachen, welche die innere

Geschichte der Individuen und die äußere Geschichte des Geschlechtes ihm aus der Natur zuführen, sind sein Material. Die Geschichte in der Gegenwart enthält immer beide Elemente, so daß die Prätention eines besonderen „historischen" Charakters einer gewissen Schule des Rechtes und der Politik so leer ist, wie nur irgend eine Prätention sein kann; denn es gibt nichts historischeres als die Historie selbst, zu der die Wissenschaft und die Politik, sie seien beschaffen wie sie wollen, immer gehören. Der politische Mystiker und naturwüchsige Pinsel sind darum in keiner Beziehung historischer als der entschiedenste Rationalist; sie haben nur den speziellen Geschmack, sich den Kehricht der Geschichte auszuwühlen und deren Schätze ihrem Feinde zu überlassen, der sie zu verthun versteht. Indessen auch der Rationalist kann sich um die ganze, lebendige Geschichte betrügen und sich zum einzelnen Elemente in derselben degradiren, wenn er das caput mortuum der Kultur für den Kulturprozeß selbst nimmt und die Welt in Ordnung gebracht zu haben meint, sobald ihm das Revolutiönchen gelungen ist, durch das er sich und seine Weisheit in die Höhe gebracht hat. Der schweizerische Liberalismus gibt das eklatanteste Beispiel für diese Erscheinung.

2. Die Nationalität.

Die Nationalität ist einer der Haken, an welche sich der politische Mystizismus festklammert. Es ist daher wichtig, ihre Bedeutung auf den wahren Werth zu reduziren.

Nationalität ist Volkscharakter und Volksbewußtsein. Was ist aber ein Volk?

Im natürlichen Sinne des Wortes ist ein Volk eine genealogisch zusammengehörige Menschenmasse, welche durch irgend einen Grad und irgend eine Form der Lebensgemeinschaft die genealogische Zusammengehörigkeit behauptet. Ist die Lebensgemeinschaft eine äußerliche, so hat das Volk einen politischen Zusammenhang, ist sie aber eine innerliche, die sich nur in sofern äußert, als Sprache und Kunst Aeußerungen des innerlichen Lebens sind, so ist ein gemeinsamer Gehalt und Charakter der

Kultur in Literatur und Kunst das einzige Band für den Zusammenhang der Volksglieder.

Aber auch der freie Entschluß kann Menschen, seien sie von noch so verschiedenem Stamme, zu Völkern verbinden. Zusammengelaufene Menschenmassen haben schon öfters in der Geschichte große Anstöße gegeben. Der freie Entschluß hat die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach und nach zusammengeführt; der freie Entschluß zur Bundesgenossenschaft hat die schweizerische Eidgenossenschaft gebildet und hält die drei oder vier verschiedenen Stämme als Schweizervolk zusammen. Selbst die größten europäischen Nationen sind theilweise aus Menschen von verschiedener Abstammung zusammengesetzt, welche nur durch den gemeinsamen Zweck verbunden sind, wie die Engländer und die keltischen Schottländer, Irländer und Bewohner von Wales, oder wie die eigentlichen Franzosen, die teutschredenden Elsässer, die Basken in den französischen Pyrenäen und die Bewohner der Basse-Bretagne — Menschengruppen der verschiedenartigsten Abstammung.

Eine Menschenmasse also kann möglicher Weise ein Volk sein

1) durch die bloße Stammesverwandschaft und ihre unmittelbaren Folgen im genealogischen Bewußtsein,
2) durch bloße Bundesbrüderschaft,
3) durch beide Momente in Verbindung.

Das erste Verhältniß hat an sich viel Lebenszähigkeit, aber es kann sich dennoch auf die Dauer nicht behaupten. Einigermaßen reine Stämme hat die Ethnographie, namentlich unter den kultivirteren Völkern unserer Zeit, wenige aufzuweisen, und das freundliche oder feindliche Zusammenstoßen der Völker macht ihnen immer mehr ein Ende. Das zweite Verhältniß, im strengen Sinne, findet nur bei sich eben erst bildenden Völkern Statt; denn bei Bundesgenossenschaften, wie die, welche die Schweizer von vier verschiedenen Sprachen zusammenhält, ist doch jede einzelne Sprachgenossenschaft ein natürlicher Stamm, wenigstens von gewisser Zeit an. Das wichtigste, häufigste und auch fruchtbarste Verhältniß ist also das dritte, in welchem die natürliche Abstammung dem freien Entschlusse zu Hülfe kommt und der freie Ent-

ſchluß der natürlichen Abſtammung eine höhere und ſittliche Bedeutung gibt. Die Miſchungen und Kreuzungen, welche dabei unvermeidlich ſind, erweiſen ſich gerade als beſonders günſtige Entwickelungsbedingungen. Der Fall gewaltſamer Einverleibung eines Volkes in ein anderes iſt kein beſonderer, da die beiden gemengten Elemente ſolange getrennt neben einander exiſtiren, bis allmählig der Wille der Verſchmelzung und der Gemeinſchaft entſteht. Stammesverwandtſchaft und Bundesbrüderſchaft ſind alſo die beiden Quellen, aus denen die Gemeinſamkeit des Volksbewußtſeins und Volkscharakters hervorgeht; ihren Inhalt aber kann die Nationalität nur aus der Gemeinſchaft der Zwecke und des Schickſals, alſo aus dem ſittlichen Gehalte des Volkslebens gewinnen.

Von den beiden Elementen nun, welche der Nationalität zum Grunde liegen, ſetzt der politiſche Myſtizismus den Nachdruck auf das immer mehr oder minder dunkle und unfreiwillige genealogiſche, der politiſche Rationalismus auf das freiwillige föderative. Es iſt klar, daß das letzte das ſittliche Moment in der Nationalität iſt und als ſolches den Vorzug verdient. Indeſſen iſt auch gewiß, daß, wie die bloße Stammesverwandtſchaft ohne das ſittliche Moment bewußter Zweckgemeinſchaft und daraus hervorgehender freier Aſſoziation immer nur ein für höhere Kultur unfruchtbares Volksleben erzeugen kann, ſo der bloßen Bundesbrüderſchaft die Originalität und Kraft eines nationalen Naturells und damit die natürliche Lebenszähigkeit abgeht, von welcher zuweilen das Schickſal eines Volkes abhängig iſt. Die Völker alſo, welche, wie die Schweizer, ihre Nationalität vorzugsweiſe auf freie Aſſoziation, auf Bundesbrüderſchaft ſtützen, können ſich leicht über die Dauerhaftigkeit ihrer Exiſtenz in neuen und ſchwierigen Lebenslagen täuſchen, da die Motive der Aſſoziation leichter verſchwinden können, als das genealogiſche Bewußtſeyn mit ſeinen zuſammenhaltenden Folgen. Indeſſen wenn der Zweck ſchwindet, hat die ſittliche Welt an den Mitteln, wenn der Geiſt ſchwindet, an der Form kein Intereſſe mehr; und die Völker, deren Nationalität nur eine naturwüchſige iſt, haben ſich noch gar nicht als ſittliche Exiſtenzen legitimirt und ihr Un-

tergang hat in der ſittlichen Welt keine Sympathie zu hoffen. Die Schweizer z. B. möchten leicht aufhören ein Volk zu ſein, und nach den drei Hauptſprachen, welche von ihnen geſprochen werden, zerfallen, ſobald in dem angrenzenden Deutſchland, Frankreich und Italien Republiken entſtänden. Aber nur unter dieſen Umſtänden würde das Zerfallen von „Europa's letzter Republik“ nicht als eine große ſittliche Calamität zu betrachten ſein, während dagegen die ganze Ausrottung roher Völker, wie die Europäer ſie ſo vielfach auf dem Gewiſſen haben, nur Grauſamkeit gegen die Einzelnen, aber keine politiſche Sünde gegen eine Gemeinſchaft genannt werden kann.

Jede Gemeinſchaft von Menſchen, die ſich gemeinſamer Zwecke und Mittel bewußt iſt, hat das Recht, ihre eignen Zwecke auf eigne Art und mit eigney Mitteln zu verfolgen, — kurz auf ihre eigne Art zu leben und ſich zu entwickeln, ganz ſo, wie jedes einzelne Individuum. Für eine ſolche bewußte ſittliche Gemeinſchaft iſt auch die gemeinſame genealogiſche Tradition, wenn ſie vorhanden iſt, — die gemeinſame Sprache, Literatur, Kunſt und Sitte, die einen nationalen Typus haben mögen, ein ſehr werthvolles Gut, welches ſie ſich nicht, und vor Allem nicht wider Willen, ſoll nehmen laſſen. Selbſt zur Freiheit ſoll ein Volk ſich nicht von einem anderen zwingen laſſen, vorausgeſetzt, daß es ſich ſelbſt auf ſeinem eignen Wege zur Freiheit, wie es dieſelbe nach ſeinem Entwickelungsgange verſteht und verſtehen muß, befindet. Im Uebrigen ſchafft die Kultur für das Leben der Volker grade ſo wie für das der Individuen eine gemeinſame vernünftige Welt, welche für alle Völker dieſelbe iſt, und in der einen Platz einzunehmen für ruhmvoller und glücklicher geachtet werden muß, als die vollkommenſte nationale Selbſtſtändigkeit ohne wahres ſittliches Bewußtſein, ohne Bedeutung für Kultur und Freiheit. Die patriotiſche Begeiſterung für eine ſchlechte Nationalität wäre keine Tugend, ſondern ein Laſter. Die politiſche Moral der Völker läuft in Bezug auf freie Selbſtbeſtimmung allerdings parallel mit der perſönlichen Moral der Individuen; nur iſt der große Unterſchied, daß die perſönliche Freiheit für Jeden die Möglichkeit der Sittlichkeit in

ſich ſchließt, welche an die Exiſtenz eines beſtimmten Volkes keineswegs gebunden und bei dieſer Exiſtenz überhaupt nur dann betheiligt iſt, wenn das Volk es bis zum ſittlichen Bewußtſein gebracht hat. An der bloßen genealogiſchen Selbſtſtändigkeit hat die Sittlichkeit kein Intereſſe. Der einzelne Menſch iſt allgemeingiltiger Zweck, — das ganze Menſchengeſchlecht iſt allgemeingiltiger Zweck. Ein Volk aber als bloßes Volk, ohne Bedeutung für Kultur und Freiheit, iſt ſowenig allgemeingiltiger Zweck, wie das Geſchlecht der Hohenzollern, Habsburg, Bourbons oder Edlen von Katzenſingen. Auf die Prätention der Nothwendigkeit ſolcher Exiſtenzen kann man nur mit jenem Miniſter antworten: „Je n'en vois pas la nécessité.“ —

3. Die Naturwüchſigkeit des Staates.

Der Staat iſt ſowenig denkbar ohne ſittliche, wie ohne natürliche Antriebe. Die letzten äußern ſich, wie jeder natürliche Antrieb, in der Form der Bedürfniſſe. Der Staat, wie überhaupt eine Geſellſchaft, kann nicht entſtehen und beſtehen ohne die Wirkung des Bedürfniſſes; — der Staat, wie überhaupt eine Geſellſchaft, kann aber auch nicht entſtehen und beſtehen ohne die Wirkung eines Zweckes. Dieſer nämlich iſt der ſittliche Antrieb zur Geſelligkeit, wie das Bedürfniß der natürliche. — Der politiſche Myſtizismus legt hier wieder den Nachdruck auf die unbewußten Antriebe, ſein Ideal iſt daher der ſogenannte „naturwüchſige Staat.“ Der politiſche Rationalismus dagegen legt den Nachdruck auf den freien Entſchluß und das aus dieſem hervorgehenden Rechtsverhältniß. Sein Ideal iſt der Staat als Ergebniß des „Geſellſchaftsvertrages“. Nirgends mehr als hier ſind beide Parteien in gleichgroßem Irrthum nach entgegengeſetzten Seiten. Sowenig der Staat ohne ſittliche Antriebe, d. i. ohne Zwecke, genauer geſagt ohne Gemeinſchaft der Zwecke, entſtehen kann, ſo wenig kann er durch einen Vertrag entſtehen. Die Kritik der rechtlichen Prätention des „Geſellſchaftsvertrages“ wird zugleich nachweiſen, auf was ſich die „Naturwüchſigkeit“ des Staates in Wahrheit reduzirt.

Die natürlichen Antriebe zur Geſelligkeit ſind die Bedürfniſſe. Der Menſch aber, da er nicht unterlaſſen kann zu denken, kann nicht unterlaſſen, aus ſeinen Bedürfniſſen Zwecke zu bilden. Es verhalten ſich alſo die natürlichen und ſittlichen Antriebe zur Geſelligkeit auf die Weiſe, daß die erſten wohl unmittelbar für ſich wirken, zugleich aber auch, und hauptſächlich, den Inhalt der letzten ausmachen und von der Sittlichkeit in ein Syſtem gebracht werden. Jemehr das Bewußtſein der Menſchen ausgebildet iſt, um ſo mehr gehen die Bedürfniſſe in den ſyſtematiſirten Zwecken auf. Das zur Geltung gelangte Syſtem der Zwecke iſt das Recht. Inſofern nun der politiſche Myſtizismus unter dem „naturwüchſigen Staate" nicht nur den Staat aus bloßen natürlichen Antrieben verſtehen kann — weil ein ſolcher nicht denkbar iſt —, inſofern er alſo unter dem „naturwüchſigen Staate" den Staat aus natürlichen und ſittlichen Antrieben verſtehen muß, die nur nicht mit Bewußtſein geltenden ſyſtematiſirten Zwecke, alſo nicht Recht ſind, — reduzirt ſich die Frage nach der Naturwüchſigkeit auf die Frage nach der Rolle, welche in der Entſtehung des Staates das Recht ſpielt. Die Beantwortung dieſer Frage iſt eben die rechtliche Kritik des Geſellſchaftsvertrages; denn bei der Gründung einer Geſellſchaft kann das Recht nur in der Form des Vertrages auftreten. In der Gründung aber ſind die beiden Momente der Aſſoziation und der Organiſation wohl zu unterſcheiden.

Die ſittlichen Antriebe zur Geſelligkeit treten in der Form des Zweckes auf, müſſen alſo die Gleichheit des Zweckes Vieler, die Zweckgemeinſchaft für Viele vorausſetzen. Je weiter ſich dieſe Gemeinſchaft innerlich und äußerlich geltend macht, um ſo tiefer dringt die Geſelligkeit ein, um ſo weiter breitet ſie ſich aus, um ſo mehr gewinnt der ſittliche Charakter in ihr die Oberhand. In der Sittlichkeit ordnen ſich zuletzt alle Zwecke dem allgemeinen menſchlichen Endzwecke unter, dem höchſten und letzten Zwecke allgemeiner Entwickelung der menſchlichen Natur durch die Entwickelung der Individuen in der Geſchichte des Geſchlechtes, — welcher gemeinſame, ſolidariſche Angelegenheit aller Menſchen iſt.

Dieſe Gemeinſamkeit ergibt ſich aus der Gleichheit der allgemeinen menſchlichen Natur, die den individuellen Charakterformen zum Grunde liegt. Aus dieſem Verhältniß ergibt ſich auch die Verbindung aller Mittel, welche von Natur für Jeden andere ſind. Wer den Zweck will, will die Mittel.

Wer mit Anderen gemeinſame Zwecke hat, muß ſeine Mittel mit ihnen gemeinſam machen, weil mit vereinten und organiſch vertheilten Kräften für den gemeinſamen Zweck mehr zu leiſten iſt, als iſolirt. Die Vortheile, welche aus der Gemeinſamkeit und Organiſation der Mittel zu gewinnen ſind, werden alſo der unmittelbarſte ſittliche Antrieb zur geſelligen Verbindung. Den gleichen Zweck könnte Jeder recht wohl für ſich allein verfolgen. Er wäre darum Allen gemeinſam, weil er für Jeden derſelbe wäre. Die praktiſche Gemeinſchaft gegegen wird erſt durch die Reflexion hervorgebracht, daß für den gleichen Zweck durch die ſyſtematiſche Vereinigung aller Mittel zum Vortheil Aller am meiſten geſchehen kann. Der gemeinſame Zweck an ſich alſo iſt, ſchon ohne geſellige Verbindung, für Jeden der gleiche; die Gemeinſamkeit der Mittel aber erhält nur dadurch einen Werth, daß dieſelben von Natur für Jeden andere ſind, und daß auch, nach ihrer Verbindung, aus dem gemeinſamen Schatze derſelben ein Jeder ſeinen beſondern Antheil übernimmt und verwendet. — Der gemeinſame Zweck einer Zahl von Menſchen kann es z. B. ſein, ſich gegen die rauhe Witterung zu ſchützen. Für dieſen Zweck, den Jeder von ihnen beſonders verfolgen könnte, thun alle Betheiligten ihre Kräfte, die in verſchiedenen Geſchicklichkeiten und nutzbaren Gegenſtänden beſtehen, zuſammen, und aus dem gemeinſamen Schatze dieſer Mittel übernimmt ein Jeder einen Antheil, um ihn zum allgemeinen Beſten zu verwenden. So erhält die Geſellſchaft Wohnung, Kleidung, Brennmaterial, u. ſ. w., von welchen Gütern ſich jeder Einzelne nur einen Theil, und auch dieſen nur mit unvollkommenem Vortheil, hätte verſchaffen können.

Die ſittlichen Antriebe zur Geſelligkeit alſo beruhen allerdings zuletzt auf der Zweckgemeinſchaft, allein praktiſch wirkſam werden ſie erſt durch die von der Zweckgemeinſchaft gebotene Or-

ganiſation der Mittel, ſo daß die ſittlichen Antriebe zur Aſſoziation mit denen zur Organiſation von Anfang an verbunden und die erſten ſogar von den letzten abhängig ſind. Wenn ſich alſo Menſchen vereinigen, weil ſie einerlei Zwecke haben, ſo vereinigen ſie ſich immer in der Abſicht, durch Organiſation des Willens und der Thätigkeit ihre Kräfte zu verſtärken. Dieſe Vereinigung ſcheint das zu ſein, was Rouſſeau eigentlich mit ſeinem Geſellſchaftsvertrage im Sinne gehabt hat. Allein ein Vertrag kann überhaupt einer Geſellſchaft nicht ihre Entſtehung geben, am allerwenigſten einer ſouverainen Geſellſchaft, da er ſchon einen gemeinſamen Rechtsboden für die Kontrahenten vorausſetzt, welcher bei Gründung der Geſellſchaft erſt gewonnen werden ſoll; ein Vertrag kann nichts thun, als eine Geſellſchaft rechtlich geſtalten und organiſiren. So iſt es keineswegs der Sozietätsvertrag, durch welchen eine Handelsgeſellſchaft entſteht, ſondern er iſt es nur, durch welchen ſie in ein beſtimmtes rechtliches Verhältniß zu einer größeren ſouverainen Gemeinſchaft tritt, und durch welches die einzelnen Rechte und Pflichten der Kontrahenten beſtimmt werden; er iſt es alſo nur, durch welchen die Gellſchaft rechtlich organiſirt, nicht gegründet wird. Der Organiſation muß eine Uebereinſtimmung des Willens, eine Gemeinſchaft des Zweckes aller Kontrahenten vorausgehen, welche Gemeinſchaft etwas von dem Vertrage ſelbſt durchaus verſchiedenes iſt. Dieſe Gemeinſchaft des Zweckes kann ausdauern, wenn der Vertrag hundertfältig gebrochen iſt, alſo eben ſo vielmal nicht mehr exiſtirte. Der Austritt eines Mitgliedes kann rechtlich eine Sozietät auflöſen, die Gemeinſchaft des Zweckes der Uebrigbleibenden aber kann dieſe beſtimmen, den Vertrag neu zu ſchließen, noch andere Mitglieder aufzunehmen, kurz, dieſe Gemeinſchaft, welche das wahre Band der Vereinigung iſt, geht nicht nur dem Vertrage voraus, ſondern kann ihn auch überdauern, und enthält für denſelben die Kraft einer Regeneration, welche unerſchöpflich iſt, ſo lange der gemeinſame Zweck als ſolcher ſich ſelbſt hält. Ja ſogar der beſtimmte Zweck ſelbſt kann ein anderer werden, ohne daß die Geſellſchaft ſich auflöſt, ſofern nur die Veränderung in dem Willen Aller vor ſich geht, ſo daß die Geſell-

ſchaft nie einer gemeinſamen Richtung des Willens und in dieſer gemeinſamen Richtung nie hinreichender Kraft ermangelt, um den Widerſpruch in anderen Willensrichtungen verſchwinden zu laſſen oder unwirkſam zu machen.

Dieſe Ausdauer der Zweckgemeinſchaft über einen beſtimmten Zweck, über beſtimmte Kontrahenten und jede beſtimmte Organiſation hinaus, iſt das, was dieſelbe in praktiſch-politiſcher Beziehung über den Vertrag erhebt; und ſo zeigt ſich, daß die Lehre von der Begründung des Staates durch den Geſellſchaftsvertrag ein theoretiſcher Fehler, ein großer Irrthum der politiſchen Wiſſenſchaft iſt. Die Geltung des Zweckes in der vertragsmäßigen Geſellſchaft iſt eine pflichtmäßige, die in der Zweckgemeinſchaft eine freie. Aus jener hat Niemand das Recht auszuſcheiden, es ſei denn nach vertragsmäßigen Beſtimmungen; aus dieſer ſcheidet Jeder, welcher den Zweck nicht mehr theilt, von ſelbſt, freiwillig und ungehindert aus; kurz man kann ſich bei geringem Nachdenken überzeugen, daß, ſowie keine Geſellſchaft überhaupt durch den Vertrag eigentlich entſteht, ſo auch die ſouveraine Geſellſchaft nicht durch einen Kontrakt ſozial entſtehen kann, ſondern nur durch eine Gemeinſchaft des Zweckes, welche das Ergebniß der Reflexion über die natürlichen Antriebe zur Geſelligkeit iſt. Dieſe Erkenntniß, daß die ſouveraine Geſellſchaft, alſo der Staat, durch die Zweckgemeinſchaft entſteht und beſteht, und nicht durch den Vertrag, iſt allein fähig, die Zähigkeit der politiſchen Verbindung aller Glieder eines Volkes zu erklären, wenn alle Bande des Rechtes längſt zerriſſen worden ſind und das Recht ſelbſt von den Machthabern mit Füßen getreten wird.

Etwas Anderes iſt es mit der Form der Geſellſchaft, welche allerdings vertragsmäßig beſtimmt ſein muß, wenn in der Geſellſchaft eine ſittliche Ordnung herrſchen ſoll. Bei dieſen Verträgen um die Form der Geſellſchaften, welche nichts anderes ſind, als die Staatsgrundgeſetze, iſt dann auch die zur Schließung eines jeden Vertrages erforderliche Einſtimmigkeit aller Kontrahenten wirklich immer vorhanden, da ſich jede Minorität um den Preis der Erhaltung des gemeinſamen Zweckes immer

und ohne Ausnahme der Majorität unterwirft, so lange der gemeinsame Zweck die nöthige Kraft hat.

Zu den Zwecken, welche eine Zweckgemeinschaft begründen und beherrschen, kann vor Allem auch der gehören, durch das Mittel einer gemeinsamen Sprache und Literatur sich unter der Einwirkung eines großen und reichen Kreises geistiger Kräfte entwickeln zu können. Auf diese Weise kann die Nationalität als bewußter herrschender Zweck auftreten. Es ist indessen hier nicht unsere Absicht, zu untersuchen, welche Zwecke fähig sind und fähig sein sollen, eine souveraine Gesellschaft von Menschen zu begründen und zu beherrschen.

4. Gerechtigkeit und Liebe.

Mit dem Satze, „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung" — hat die christliche Religion den Versuch gemacht, sich selbst an die Stelle des Rechtes, ja der Sittlichkeit überhaupt, die Liebe an die Stelle der Gerechtigkeit zu setzen. In einem Augenblicke, in welchem der pietistische Sozialismus dieses Bestreben mit erneuerter Kraft verfolgt, ist es von der größten Wichtigkeit, das Verhältniß von Gerechtigkeit und Liebe richtig zu beurtheilen.

Schon auf den ersten Blick erscheint das Bestreben als eine bloße Erscheinung des Ueberganges von der Autorität zum Rechte, — nämlich zum wahren Rechte. Denn das Recht, welches von der christlichen Liebe überwunden werden soll, — das, was die Bibel das Gesetz nennt, — ist nicht Gesetz, sondern Gebot, nicht realisirte Gerechtigkeit, sondern Prätention der Autorität. Daß dieses prätentirte Recht überwunden werden soll, ist ein Fortschritt im Christenthum, daß es aber nur durch die Liebe überwunden werden soll, ist eine Konsequenz der eigenthümlichen Halbheit des Christenthums, welches überall, indem es das reelle Schlechte zu überwinden sucht, an dem reellen Guten verzweifelt. In dem Kampfe gegen das wirkliche Schlechte hat es der Wirklichkeit überhaupt den Krieg erklärt, so daß jeder seiner Siege ein Abfall von der Wirklichkeit und für diese verloren ist. So ist die Ueberwindung des falschen, des prätentirten Gesetzes — des Gebotes — durch die Liebe zugleich eine Verzweiflung an dem wahren Gesetz,

an der menschlichen Gerechtigkeit, an der Politik, am Staate. Die christliche Liebe verhält sich hierin zur Sittlichkeit grade so, wie sich der Glaube an die Unsterblichkeit zur Sittlichkeit verhält. Wie dieser an die Stelle des innern Bewußtseins der Persönlichkeit, an die Stelle der Ehre tritt, — wie er die *eigne* Persönlichkeit retten will, indem er an der wahren, wirklichen, weltlichen Persönlichkeit, an der menschlichen Ehre verzweifelt, so tritt die Liebe an die Stelle der Gerechtigkeit und will die *fremde* Persönlichkeit retten, indem sie doch an ihrer wahren, reellen Anerkennung, an der menschlichen Gerechtigkeit verzweifelt. Es läßt sich derselbe Geist auch an der mittelalterlichen Form der Geschlechtsliebe nachweisen, welche wesentlich *Galanterie* ist, d. h. Liebe ohne reellen Gehalt, die doch den Schein dieses Gehalts annimmt. Auch die christliche Liebe, wenn sie in der Wirklichkeit auftreten und sich an die Stelle des Rechts setzen will, kann ebenfalls nichts anderes als Galanterie sein, — die allgemeine Galanterie gegen die fremde Persönlichkeit, — und als solche muß sie, bei der zu ihrer Natur gehörenden Falschheit, grade so ihre brutale Schattenseite haben, wie die Galanterie gegen das Weib. Die Galanterie gegen das Weib hindert den edlen Ritter des romantischen Zeitalters nicht, für seine Frau beim Grobschmidt ein Keuschheitsschloß machen zu lassen; die allgemeine Galanterie gegen den Menschen überhaupt hindert den christlichen Priester nicht, Ketzer zu braten. Wie die Galanterie gegen das Weib nichts ist, als eine Anspielung auf die Emanzipation des weiblichen Geschlechtes, — wie der Glaube an die Unsterblichkeit nichts ist, als eine Anspielung auf die innere Würde und Freiheit der Person, — so ist die christliche Menschenliebe nichts als eine Anspielung auf die allgemeine Gerechtigkeit. Realität kann sie sowenig haben, wie jede bloße Allgorie, denn sie läßt sich ohne Hülfe von näheren Bestimmungen, die einen rechtlich-sittlichen Charakter haben müssen, gar nicht ausüben. Nach ihren Forderungen sollen wir den Menschen als Menschen, also alle Menschen gleich lieben. Wie sollen wir aber in der Praxis verfahren? Wenn wir eine Mehrzahl von Menschen in Lebensgefahr sehen, so fordert die Liebe, daß wir zu ihrer Rettung eilen; aber welchem von ihnen müssen wir zuerst beispringen? Sollen

wir nach persönlicher Vorliebe entscheiden? Dazu müssen wir eine Veranlassung nehmen, die nicht in der allgemeinen Menschenliebe liegt, und wenn wir einmal einen Unterschied im Grade unserer Liebe zulassen, wo ist dann der niedrigste erlaubte Grad? und werden wir nicht immer Gründe des Vorzugs finden, mit denen wir eine Saumseligkeit rechtfertigen können? — Sollen wir klar erkannte sittliche Zwecke zu Rathe ziehen und den sittlichen Werth der Menschen abwägen, welche an unsere Liebe Ansprüche machen? — Dann ordnen wir die Liebe überhaupt der sittlichen Zweckmäßigkeit unter und sind dem christlichen Prinzip schon untreu. Die Liebe ist vom Christenthum für etwas anderes genommen worden als was sie sein *kann*, das Gesetz für etwas anderes als was es sein *soll*. Und demungeachtet ist in einem gewissen Sinne die Liebe das innerste Prinzip des gesellschaftlichen Lebens, nur nicht die Erfüllung, sondern die *Voraussetzung des Rechtes*. Die Liebe — sagen wir im Gegensatze des Christenthums — ist nicht des Gesetzes, sondern das Gesetz ist der Liebe Erfüllung.

Das Gesetz ist die verwirklichte Herrschaft des Endzweckes; die Liebe aber geht jedem Zwecke voraus, weil sie im Besitze jedes Inhaltes für einen Zweck ist. Habe ich mich selbst oder habe ich einen Andern zum Zwecke, immer muß der Inhalt des Zweckes — und ohne solchen ist kein Zweck denkbar — mein geliebter Gegenstand sein. Der Zweck, welchem dieser wesentliche Charakter fehlt, daß sein Inhalt ein Gegenstand der Liebe ist, erweist sich als ein uneigentlicher und ist in Wahrheit nur eine Vereinigung von Mitteln, ein Ruhepunkt in dem Prozesse zweckmäßiger Thätigkeit, wie z. B. der Bau eines Hauses niemals an sich selbst Zweck sein kann; denn das Haus selbst kann ich nicht lieben, sondern ich baue es, weil ich mich oder Andere liebe. Wir berühren hier die eigentliche Verbindung der Liebe mit der Sittlichkeit, womit zugleich die eine Seite des Verhältnisses von Sittlichkeit und Religion berührt ist.

Es ist der menschliche Endzweck, daß die Menschennatur durch die persönliche Entwickelung, den Verkehr und die Folge der Individuen in der Geschichte des Geschlechtes mit Bewußtsein und

Freiheit zur Darstellung komme, oder — als Zweck jedes Einzelnen ausgedrückt — daß der Einzelne in der eigenen individuellen Entwickelung die allgemeine Natur des Geschlechts darstellen helfe. Bei jeder dieser beiden Auffassungen, von denen die erste die rechtliche, die zweite die moralische ist, wird ein Zusammenwirken der Menschen gefordert, welches ein gemeinsames Interesse Aller an der allgemeinen Menschennatur, über die Grenzen jeder einzelnen Persönlichkeit hinaus, — also überhaupt ein Interesse eines Jeden an allen Andern voraussetzt. Aber ehe dieses Interesse sich in der Reflexion zu einem sittlichen, d. i. zum Zwecke gestalten kann, muß es sich als unmittelbares natürliches Verhalten von Person zu Person, von Wesen zu Wesen, als enthusiastisches Interesse, als allgemeine Liebe des Menschen zum Menschen geltend machen. Die sittliche Humanität, welche eine ruhige, bewußte, überlegte ist, welche sich den Zweck in allen seinen Theilen klar gemacht und die Mittel zu dessen Beförderung erwogen hat, ist ein Kind der enthusiastischen oder religiösen Humanität, welche sich überhaupt für den Menschen im Herzen erwärmt. Wem dieses Herzensinteresse an der Menschheit fehlt, der wird die Sittlichkeit gar nicht zum Gegenstande seines Denkens machen, der wird es gar nicht bis zum Bewußtsein und Willen der Sittlichkeit bringen.

So ist also die Liebe die unmittelbar natürliche Voraussetzung aller Sittlichkeit und alles Rechtes, — eine der Sittlichkeit zum Anstoß dienende natürliche Thatsache, welche selbst wieder zu einer sittlichen Forderung zu machen, nur einen mittelbaren Sinn hat, unmittelbar aber für die arme nach Glück und Frieden sich sehnende Menschheit keinen wirksameren Rath enthält als sich selbst am eigenen Zopfe in die Höhe zu ziehen. Die Forderung der Liebe kann also auch nicht an das Gefühl selbst sondern nur an das Bewußtsein und die Kultur desselben gehen denn in ihrer Verbindung mit der Sittlichkeit kultivirt sich die Liebe „Liebe deinen Nächsten" kann nichts anderes heißen, als: nimm dein natürliches Gefühl in deine Reflexion auf und laß es deinen Zwecken zum immerwährenden Anstoße dienen.

Ich möchte hier eine Unterſuchung über das Verhältniß der Religion zur Sittlichkeit folgen laſſen, wenn dieſelbe nicht eines größeren Raumes bedürfte. Ich werde ſie nächſtens dem Publikum als nicht unweſentlichen Theil einer größeren Arbeit über die Politik vorlegen.

(Augenſtopfer 4).

Ein Proteſtant an einen Politiker.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß Sie Politiker es weiter brächten, wenn Sie eben politiſcher wären. Es ſtehen Ihnen vielleicht noch hundert Mittel zu Gebot, für ihre Sache zu wirken, und Sie haben gar keine Ahnung davon, oder es fehlt Ihnen die Gewandheit und Energie, dieſelben anzuwenden. Daß Sie einſtweilen keine Armee zur Dispoſition haben werden und zu haben brauchen, um Ihre Geſinnungen nach und nach durchzuſetzen, wiſſen Sie; aber um ſo mehr ſollten Sie die militäriſche Armee durch eine geiſtige oder moraliſche zu erſetzen ſuchen.

Wir ſind in unſerm Vaterland ſo ausnehmend religiös und unſere geiſtigen Bewegungen drehen ſich immer zuerſt um die Religion. Da wir nämlich ſehr gründlich ſind, ſo fangen wir immer **ab ovo** an, d. i. mit der Theologie. Gut, wenn dieß einmal der Gang iſt, ſo mag er es bleiben, bis man die Theologie los iſt; aber wir ſollten wenigſtens auch Nutzen davon ziehen für das politiſche Leben. Wir nennen uns Proteſtanten. Wo proteſtiren wir? In der Politik nicht. Wo wir außer der Vernunft auch noch die Pöbelmacht des Glaubens hinter uns haben, da beſitzen wir den Muth, zu proteſtiren; ſteht uns die Vernunft allein zur Seite, ſo ſchweigen wir. Iſt das männlich gehandelt? Wir wagen es, uns hinter etwas zu ſtecken, was zwar nicht von der Gewalt unberührt gelaſſen iſt, aber doch dem Volk als Eigenthum hat zuerkannt werden müſſen: hinter den Glauben. Da nehmen wir Glaubensfreiheit in Anſpruch, wagen es, die Regierung beim Wort zu nehmen, wagen es, gegen Beengungen zu

protestiren, uns sogar von Anderen los zu sagen, uns Lichtfreunde zu nennen, mit Namensunterschrift unsern Standpunkt zu dokumentiren u. s. w. Aber Vernunft- und Gesinnungsfreiheit in Anspruch zu nehmen und diesen Freiheiten dasselbe zu vindiziren, was wir der Gaubensfreiheit vindiziren, dazu bringen wir es nicht. Unseren politischen Standpunkt zu dokumentiren, dazu sind wir zu feige. Religiöse „Lichtfreunde" u. s. w. wagen wir uns zu nennen; als politische Lichtfreunde, als Republikaner z. B. halten wir uns weislich hinter den Kulissen. Und doch, wer wollte es uns wehren, in der Politik so gut zu erklären, was wir bekennen, als in der Religion? Sie finden Bedenken dabei? Wohlan ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, welche Ihre Bedenken beseitigen wird. In unserer Stadt zirkulirt seit einiger Zeit folgende Protestation:

„Wir erkennen, daß das Regierungssystem unseres Staats nicht geeignet ist, das Volk zu befriedigen und den Staatszweck zu erfüllen. Der Staatszweck ist kein andrer und kann und darf kein andrer sein, als der, nach dem Gesammtwillen und durch die Gesammtthätigkeit des Volks dessen geistige wie materielle Interessen zu fördern und zu schützen. Dieser Zweck schließt die Volkssouverainetät nothwendig in sich. Das Regierungssystem unseres Staats ist nur auf das Entgegengesetzte gerichtet. Die Souverainetät der Regierung an die Spitze stellend, will es nur nach deren Gutdünken das Volk bestimmen und benutzen. Wo das Volk keine Rechte hat, ist auch das Volk nicht Staatszweck, sondern nur die Regierung ist dieser Zweck. Dadurch ist das Mittel zum Zweck gemacht, denn die Regierung kann und darf nur Mittel des Volkes sein.

„Sowohl um die Regierung, so viel an uns ist, über die Meinung des Volkes aufzuklären, als um uns vor dem Vorwurf der Heuchelei zu schützen, der auf uns lastet, so lang wir stillschweigend uns unter Ansichten fügen, die nicht die unsrigen sind, haben wir diese Erklärung erlassen, unterschrieben und veröffentlicht. Wir setzen noch hinzu, daß das bestehende System für uns nur Geltung hat, weil wir uns ihm fügen müssen. Sympathie findet dasselbe in keiner Weise bei uns."

Dieſe Proteſtation iſt jetzt veröffentlich worden und zwar mit zweitauſend Unterſchriften von gebildeten Perſonen aller Klaſſen bedeckt. Sie werden die moraliſche Wirkung ermeſſen können, welche dadurch hervorgebracht wird. Ahmt man das Beiſpiel unſerer Stadt auch nur in den übrigen Hauptſtädten des Landes nach, ſo iſt das ſchlechte Syſtem, welches unſer Volk drückt, moraliſch geſtürzt und zwar mit den einfachſten Mitteln. Was will man dagegen thun? So und ſo viel tauſend Perſonen den Prozeß machen, weil ſie offen ihre Meinung geſagt haben, kann man nicht; ſie des Landes verweiſen, wozu ſonſt unſre Gewalthaber ſehr geneigt wären, kann man noch weniger. Was bleibt übrig? Man muß einlenken, man muß nachgeben, man muß das Syſtem ändern, wenn nicht — — . — u. ſ. w.

V.

P. J. Proudhon's Philoſophie der Geſellſchaft,

dargeſtellt und kommentirt

von

Heinrich Bernhard Oppenheim*).

I. Einleitung.

Motto: „So oft ich den gräßlichen Zuſtand der Dinge um uns her, und dabei unſere Trägheit, unſere verkehrten Rathſchläge betrachte, ſo oft ſchäme ich mich unſer vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa ſich Alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man ſich, als wäre Alles in höchſter Sicherheit ſey, und als ob wir Gott ſelbſt zum Gewährsmann unſerer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten ſtreitet man, um's Große bekümmert ſich Niemand, ſo daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geſchichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. — —"

Leibnitz.

Man wird ſich wundern, daß ich die Behandlung der wichtigſten menſchlichen Fragen an einen noch lebenden, ſogar noch jungen Schriftſteller anknüpfe, und verzeiht mir dieſen Verſtoß gegen die herkömmliche Sitte in Deutſchland vielleicht nur in Betracht deſſen, daß Proudhon ein Ausländer iſt. — Proudhon, der Proletarier, der Autodidakt, iſt gleichwohl einer der ſchärfſten Denker dieſes Jahrhunderts, was ſogar ſein Hauptgegner (Blanqui) anerkannte. Und gerade das iſt es, was uns Noth thut

*) Einzelne Bemerkungen in dieſem Aufſatz ſcheinen auf einen Standpunkt hinzudeuten, den wir verwerfen zu müſſen geglaubt haben. Man wird indeß leicht erkennen, daß hier von einer beſondern Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit der Verſtändigung keine Rede ſein kann, und da wir nicht darauf ausgehen, völlige Uebereinſtimmung aller Anſichten zum Band der Vereinigung zu machen, ſo kann der Einheit des Strebens durch die Latitüde, welche der individuellen Bewegung auf der gemeinſamen Baſis gelaſſen werden muß, kein Eintrag geſchehen.

Anm. d. H.

die unbarmherzigste Logik und der rücksichtsloseste Ernst der Ueberzeugung! —

Proudhon's diverse Fata sind bekannt genug, weil sie ziemlich pikant sind. Die Herren L. Stein, Theodor Mundt und K. Grün haben das deutsche Lesepublikum mehr oder weniger gründlich damit unterhalten, — es kommt wenig darauf an. Mit Glück und Geschick wußte Proudhon dem Märtyrerthum der drohenden Kriminal-Prozesse zu entgehen, weil er mit vielen gescheiten Leuten die Ueberzeugung theilt, daß die ganze Vorstellung von dem Nutzen eines gesuchten Märtyrerthums einer schon veralteten, religiösen Vorstellung, der Idee des Opfers, angehört. Hingegen entging er dem allgemeinen Schicksal moderner Denker nicht, dem, verläumdet oder ignorirt, mißverstanden, oder in böser Absicht schief ausgelegt zu werden. — Nirgends noch ist die rechtsphilosophische Kritik des Eigenthums, ist die Aufgabe der Nationalökonomie tiefer durchgeführt worden, als gerade von Proudhon. Aber weil er eine höhnende und ärgerlich piquante Phrase an die Spitze gestellt hat („La propriété, c'est le vol,") wie er selbst zugibt, um die Aufmerksamkeit zu erzwingen und dem Fluche der Ignorirung zu entgehn, so hielt man sich blos daran, träufelte mitleidig einige vornehme Hegel'sche Redensarten auf ihn herab, und glaubte dadurch, mit „deutscher Gründlichkeit" den schärfsten Kritiker und den geistreichsten Rhetoriker abgefertigt zu haben. Wie halb ist unsere Weisheit, wie wichtig unsere erheuchelte Gründlichkeit, daß wir uns an den deutschen Hochschulen — seit mehreren Dezennien mit der oberflächlichsten Begründung des „Eigenthums-Rechtes" begnügten, wie sie in unseren rechtsphilosophischen Kompendien und namentlich im Hegel steht, während die ersten Skrupel jenseits des Rheines erhoben wurden. Wahrlich! Der verlachte Pufendorf und seines Gleichen waren gründlicher als wir! Und doch leben wir in einer Zeit, in welcher Religion, Moral, Erziehung, Bildung, Politik, Charaktergröße, öffentliche und Privat-Tugend, kurz Alles, Alles vom Gelde abhängt, in einer Periode, in welcher sich mehr Fanatismus für die kleinen Zeichen des Privatbesitzes und des industriellen Verkehrs erhebt, als sich für ir-

gend ein geſalbtes Dogma regt, wenn nicht dieſes etwa als die Vormauer von jenen betrachtet wird! Kurz, in einer Zeit, wo das Eigenthum noch das einzige abſolut gültige Recht iſt!

Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß heuer unſere hauptſächlichſte Aufgabe darin beſteht, fortzufahren, wo die Enzyklopädiſten ſtehen geblieben ſind, und nach all den Irrfahrten der Spekulation zu dem klaren Waſſer der geſunden Vernunft zurückzukehren, zu der furchtloſeſten Negation! — Negation, welch' entſetzliches Wort! — Aber, fürchtet Nichts: Es bleibt noch immer genug Poſitives übrig, wir negiren nicht den Blutumlauf, nicht das Geſetz der Schwere, weder das menſchliche Herz, noch irgend ein kleinſtes Geſetzchen der Natur! Ueber alles Uebrige iſt dem Verſtand Macht gegeben, mögen die unnatürlichen Einrichtungen der menſchlichen Geſellſchaft ſich ihrer Haut wehren, die natürlichen riskiren Nichts, und das wahrhaft Menſchliche kann nur dabei gewinnen! — Was die Geiſtesverwandſchaft mit den Enzyklopädiſten betrifft, ſo iſt auch in dieſer Beziehung Proudhon ein Muſter. Er erinnert weniger an die flachen Holbach und Morelly mit ihren Syſtemen und Geſetzbüchern der Natur, als an Rouſſeau und Helvetius, beſonders an den weniger ſyſtematiſirenden, als forſchenden Helvetius, („Ueber den Menſchen"), namentlich was die Kritik der Religion und die Gleichſtellung (Aequivalenz) der menſchlichen Kapazitäten anbelangt. Nur rückt Proudhon der Geſellſchaft näher auf den Leib, ſo daß ſeine Philoſophie zwar auch anthropologiſcher Natur iſt, aber vorzugsweiſe die „Oeconomie sociale" enthält, welche er als „Métaphysique en action" bezeichnet. Dabei hat Proudhon den Vorzug eines gewiſſermaßen deutſchen Strebens nach Einheit der Begründung und Entwickelung. Auch das bringt uns auf die Bahn der Enzyklopädiſten, daß die Erförſchung der Wahrheit unſere einzige Aufgabe ſeyn kann. Dieſer ſogenannte „geſetzliche Widerſtand" iſt der einzige mögliche, und bei allem dem, — die Geſchichte hat es bewieſen! — der einzige fruchtbringende. Nichts iſt kurzſichtiger, nichts lächerlicher, als heut zu Tage mit ſozialen Gedanken in Deutſchland Reformator, praktiſcher Propagandiſt, überhaupt Volksmann ſeyn zu wollen. Revo-

lution ist unmöglich, Emeuten sind verderblich! — Klar sein, ist das Meiste, — Reif sein, ist Alles! —

Zum Glück bedarf das Volk zunächst gar nicht der Beihülfe sozialistischer Theorieen, oder sonst gelehrter Bemühungen, denn in den Verhältnissen selbst stecken die welterlösenden Widersprüche, die mit der siegenden Allgewalt einer langsam, aber sicher reifenden Nothwendigkeit das Bestehende auflösen, und den geängsteten Massen den Fluch vom Haupte nehmen müssen, um — ohne die Usurpationen des Genies — die Zeit der Gesammt-Interessen und des Gesammt-Wohls herbeizuführen. (Was in einem späteren Kapitel zu erreichen ist.) — Bis dahin ist nur eine Art von praktischer Begeisterung heilbringend, die für die ungeschminkte Wahrheit, für die Konsequenz der Begriffe. Die Kurzathmigen praktischen Tendenzen haben bisher den Kommunismus und Sozialismus lächerlich gemacht, welche beide nur erst als Humanismus Bestand haben können; — und im Proudhon selbst ist die Aufstellung seines „Système Égalitaire“ nur deßhalb weniger lächerlich, weil dasselbe im Wesentlichen doch bloße Ergänzung seiner Kritik bleibt, gleichsam ein Problem der Möglichkeit erschöpft, nicht eine vollkommne Zukunft konstruirt. Denn leider ist es wahr, bis auf den Glauben an die Möglichkeit einer besseren Zukunft hat man verloren! Die Anhänger des Bestehenden sagen zu den Freidenkern; „Glaubt Ihr mit Euren neuen Staats- und Gesellschafts-Plänen die menschliche Natur zu verändern, die von Grund aus zum Egoismus und zur Gemeinheit neigt?“ — Und Proudhon antwortet wie Robert Owen: „Laßt die Verhältnisse anders sein, und die Menschen werden sich ändern. Nur die Verhältnisse sind niederträchtig, die Einrichtungen sind perfide. Der Mensch erfüllt stets nur das Interesse seiner gesellschaftlichen Stellung. Ist die Vergangenheit ein Beweis für die Zukunft?!“ — „Und was hat Eure Religion gebessert?“ — fragt Proudhon. Die Antwort lese man im nächsten Abschnitt oder auch in Herders ergreifender Schilderung von der Sittenverderbniß der ersten christlichen Jahrhunderte in den Ländern, wo der neue Glaube erblühte. — Proudhon will allerdings die Gesellschaft organisirt, neu organisirt haben, aber Kom-

munismus und Fourierismus, St. Simonismus oder wie sie alle heißen, fallen gleichmäßig seinem beißenden Spotte anheim. Während uns die große Menge solcher Reform-Schriftsteller eigentlich Trost und Hoffnung einflößen sollte, weil sie einen Beweis liefert von der allgemein werdenden Erkenntniß der Verkehrtheit jetziger Zustände, so hat mich wenigstens — bis auf Proudhon — die Lektüre der einzelnen Schriftsteller der erwähnten Kategorieen stets durch ihre **Mesquinerieen** muthlos und verdrießlich gemacht. Die Wahrheit kann und wird niemals durch Konstruktionen gefunden werden. — Allein Proudhon vertritt den Franzosen die zeitgemäße Rückkehr zur „Enzyklopädie", etwa auf dem Umweg über St. Simon und Fourier, (welchem letzteren er allerdings Manches verdankt,) ungefähr, wie wir in Deutschland mit Ludwig Feuerbach die Rückkehr — über die Spekulation — zur menschlichen Vernunft feiern, — nachdem wir von Kant ab einige gefährliche Seitenwege eingeschlagen hatten. —

St. Simon und Fourier bedienten sich einer Art dogmatischen und symbolischen Pomps, eines Apostelthums zum Sturz einer alten Welt, deren Uebel und deren Größe gerade von solchen Mitteln datirten. (Was soll man dazu sagen, daß Th. Mundt welthistorische Bedeutung in dem zufälligen Umstande findet, daß ein geborener Jude St. Simon's Haupt-Apostel gewesen!) Fourier schmeichelt allen Verkehrtheiten der alten Welt, dem Egoismus, dem gemeineren Privat-Luxus, der Habsucht des Kapitals, selbst dem Königthum, dem Adel, u. s. w. — Aber der Besitz ist klug und wird von solchen Lockspeisen nicht bestrickt. Das Kapital liebt sich die sichere Gegenwart, denn: „Ein Vogel in der Hand u. s. w." — — Und warum alle diese Thorheiten in zwei so eminenten Köpfen? — Weil St. Simon und Fourier nächste praktische Zwecke verfolgten. — So schmeichelten Babeuf und Cabet den noch unreifen, unkultivirten Volksmassen zu gleichen Zwecken. Proudhon bahnt nur der Herrschaft der Logik den Weg. — Manche deutsche sogenannte Sozialisten stellen sich zwischen diese beiden Extreme, und behaupten, von ihrem hohen Standpunkte aus schon die volle Morgenröthe einer seligen Zukunft zu erblicken. Irrthum! Selbsttäuschung! Lüge! — Eure Vogel-

perſpektive iſt zugleich die unermeßlichſte Entfernung. Dieſe alte Welt iſt ſehr zähe und noch erträglich ſtark bei Kräften! — Aber wer die Menſchheit wahrhaft liebt, wird ſich nicht irren laſſen, noch blenden laſſen von falſchen Sympathieen, er wird an Nichts Anderem feſt halten, weder in Liebe, noch im Glauben, noch in Hoffnung als an Rein-Menſchlichem. Die Menſchheit iſt der abſolute König, der eiferſüchtige Gott, der keinen fingirten Götzen neben ſich duldet! — Leider iſt all unſer öffentliches (quasi-politiſches) Bewußtſeyn ſo halb, ſo verſtümmelt, noch unſicherer, als unſere Theorieen, weil unſere Vordenker meiſtens in Aemtern oder unter ſonſtigem Druck falſcher Stellungen und Anſprüche erlegen ſind. Seit einem halben Jahrhundert machen wir die Bilanz unſerer Errungenſchaften und kommen — trotz aller Verluſte — nicht zum Abſchluß. Auch hierin ſind die Enzyklopädiſten in ihrer Weiſe preiswürdig, vielleicht die Franzoſen im Durchſchnitt, daß ſie entſchiedner, totaler ſind, als wir! —

Da iſt ein Anfang alles Poſitiven, die Grundlage dieſer Weltordnung, — die Religion. In dieſem Punkte der Erkenntniß ſcheint die teutſche Philoſophie am weiteſten gegangen zu ſein. Die früheren franzöſiſchen Philoſophen die Erben des brittiſchen Materialismus und Senſualismus, haben ihre Waffen zunächſt nur gegen die Außenſeite der Religion gerichtet, gegen ihre politiſchen Seiten, was man ſo Form oder Kirche nennt; bei dieſen Angriffen kokettirten ſie zum Theile noch mit dem eigentlichen Inhalte der Religion. Es iſt bekannt, daß Voltaire ſtets Gott-Vater eine ängſtlich höfliche Reverenz machte, ſo oft er ſich gegen die heilige Familie vergangen hatte. Man erfand eine Art von geiſtlichem Vorbehalt in der künſtlichen Diſtinktion zwiſchen poſitiver und natürlicher oder Vernunft-Religion, was der teutſchen „Denkgläubigkeit“ wohl den erſten Anſtoß gegeben haben mag. Als gäbe es eine andere, als die ſtreng poſitive Religion! Es ſei denn, daß man das individuelle Gemüthsleben jedes Einzelnen ſeine Religion nennen wolle! — Aber, ſobald eine Religion in ihren eiſernen Satzungen zu wanken beginnt, bricht ſie auch bald zuſammen und bahnt dem Rationalismus und der Philoſophie den Weg. Ein kluger Religionsſtifter müßte ſo-

gar schon die Theologie verbieten, ungefähr wie manche halb-kluge Gesetzgeber (zum Beispiele die Urheber des Preußischen Landrechts) — freilich immer vergebens! — das Wirken der juristischen Doktrin verhindern wollten. Dem Kampfe von Bruno Bauer gegen die Theologie, von Strauß gegen die falsche Exegese der biblischen Geschichte und von L. Feuerbach gegen das Wesen des Christenthums, besonders Letzterem werden mit Proudhon nicht unbedeutende Subsidien zugeführt, der mehr das Wesen der Religion im Allgemeinen der Sonde seiner Kritik unterwirft, und zwar weniger die Entstehung der Religion tief psychologisch untersucht, als ihre fertige Erscheinung, ihre politischen Wirkungen und Folgen. — Wenn die dabei ausgesprochenen Wahrheiten weniger einfach wären, so würden sie längst von unseren großen Gelehrten und Denkern gefaßt worden sein. Aber die Einfachheit des Denkens verschmäht man als Trivialität, was richtig ist, nennt man veraltet; was dem Verstande einleuchtet, seicht, und den Sozialisten kann man es kaum verzeihen, daß schon Plato, Pythagoras, Th. Morus, Joh. Bodinus, Baco und noch viele Andere dieses Schlages mit Fug und Recht von ihnen für ihre Ansichten zitirt werden können. — „Das hat schon Plato gesagt! — Vortrefflich, ich verlange es nicht besser. Nur die Schulweisheit meint Neues zu bringen, die Wahrheit ist alt, wie die Welt. „Das alte Wahre, faß' es an!" —

Den hoffnungslosen, verzweifelten Radikalismus erklärt man vielfach für abgeschmackt und unfruchtbar. Aber das Feuer würde nicht zum Fenster hinausschlagen, wenn nicht die Schornsteine verbaut wären! Die Verflüchtigung der praktischen Opposition in eine radikale Ideologie hat allerdings viel Mißliches, so lange der verfassungsmäßige Widerstand im Vordertreffen zu stehen scheint; — wenn er nur wirkich da stünde! Mancher würde sich mit wenigen reellen Wirkungen begnügen; in Frankreich, zum Beispiel, steht mancher frei denkende Mensch auf der Seite der „anständigen und wohlmeinenden" Opposition. So hat in Teutschland die neukatholische Bewegung alsbald mehr Kapazitäten dem Bestehenden gewonnen, als der ganze Eifer für das Christenthum, den unsere Universitäts-Häupter fingiren. Aber der

Gewalt gegenüber erscheint jeder Gedanke der Mäßigung, wie feige Konzession. Auf der einen Seite ist in Teutschland die Religion ein abgenutztes Mittel der Reaktion, ärger als je in dem katholischen Frankreich, — man nennt das bei uns: Christlich-Germanisch, es ist bekannt! Da kann Einer das Völkerrecht, Staatsrecht, Privatrecht, oder Geschichte der Medizin, oder was er sonst will, nach christlich-germanischen Prinzipien behandeln, und braucht weder an Christum, noch an Germanien, zu glauben; sogar Juden haben es bisweilen recht weit in dieser Kunst gebracht; mit einigen fertigen Redensarten von der Uebereinstimmung des christlichen und teutonisch-cherusktischen Elementes, von organisch-historischer Entwickelung, u. dergl. m., und wenn Du schließlich Alles beim Alten läßt, ist Dein Glück unfehlbar gemacht! — Man hat auf diese Weise nicht bloß die Religion in die Staatswissenschaft gebracht, sondern auch die Theologie in die Jurisprudenz hineingezogen, die freilich mit einander verwandt sind, aber auf andere Weise, nämlich dadurch: daß unsere Juristen eben auch „Priester — des Unrechts" sind, daß wir unter Rechtswissenschaft nur erst, wie schon zu Cicero's Zeiten, alten Formelkram, Mysterieen der Eingeweihten zur Uebervortheilung der Laien, und blinden Autoritätenglauben verstehen, daß unsere Rechtsgelehrten mit den Pfaffen die Kastenherrschaft im Staate theilen. Aber alles dieses ist der wahren Rechtswissenschaft zuwider, als welche die Wissenschaft von den naturgemäßen Voraussetzungen menschlich freier Vergesellschaftung sein wird! — Luther meinte selber, „daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luthers bedürften." —

Eine andere, der vorhin erwähnten entgegen stehende Parthei, die sich durch ihre sonderbare Hoffnungsfülle auszeichnet, knüpft an Alles an zu politischer Bewegung. Es mag wohl wahr seyn, was Feind und Freund schon behauptet haben, daß hinter dem Interesse für Lichtfreundschaft, Rongethum, u. s. w. vielleicht den Meisten unbewußt, politische Demonstrationen lauern. Jedenfalls steckt in jeder religiösen Reform ein politisches Interesse. Man zeihe mich nicht des Verraths, daß ich auch hinter all der frömmelnden Schönrednerei die nakte und aufrichtige Wahr-

heit ſuche; aber mir gefallen die „Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter“ zu München, die ſich des wegen ſeinem „Weckeruf an das Ronge-berauſchte Teutſchland“ verfolgten W. Jordan ordentlich annahmen, und die überhaupt in Religionsfragen nur zwei Extreme anerkennen, wie mir einmal ein ultramontaner Profeſſor ſagte: „Man muß ſich entſcheiden zwiſchen Spinoza oder Rom! — Unbedingte Unterwerfung oder philoſophiſche Prüfung!“ — Ja wohl, gränzenloſe Dummheit oder unbegränzte Geiſtesfreiheit! — Tertium non datur! — So rechne auch ich, mit meinen Strebungen auf den Beifall der „Hiſtoriſch-Politiſchen Blätter“ und finde dieſe jedenfalls viel konſequenter und wahrer, als Marheineke's Nachweiſung, daß die Bruno Bauer'ſche Kritik noch in den Schranken des Chriſtenthums befindlich ſei. Sollen wir auch den Proudhon von Marheineke oder Moriz Carrière kanoniſiren laſſen?! — Jüngſt beſprach das „Journal des Débats“ die Verhandlungen zwiſchen dem König von Preußen und dem Berliner Magiſtrat über die kirchlichen Freiheiten; das Blatt der richtigen Mitte, fand in dieſen ſeltſamen Debatten zwiſchen der abſoluten Gewalt und einer ſehr beſchränkten Gemeindebehörde viel Reſpektables, meinte aber doch, daß man in Frankreich durch die ſcharfen Glaubenspoſitionen der Gallikaniſchen Kirche, an beſtimmte Bekenntniſſe gewöhnt, das ſchon Philoſophie nennen würde, was dort noch für Chriſtenthum ausgegeben wird. — Eine ſeltſame Begriffsverwirrung! Durch unſere Frühreife oder vielmehr unreife Reformation haben wir ſtatt wahrer Glaubens- und Denkfreiheit nur Territorial- und Konſiſtorialſyſteme (gleichſam inländiſche Fabrikate ſtatt fremden Imports) bekommen, ungefähr wie die Franzoſen aus ihrer in mancherlei Beziehungen überſtürzten Revolution ſtatt wahrer Rechtsgleichheit, eine Geldherrſchaft innerhalb des Bürgerthums, eine dieſſeitige Zwingherrſchaft gerettet haben. — Hingegen bedarf die individuelle Freiheit in Frankreich keiner neukatholiſchen Reformen mehr. Man erklärt vielfach die Gleichgültigkeit der Philoſophen gegen dieſe quasi-religiöſe Bewegung für einen argen hiſtoriſchen Schnitzer. Betrachten wir das vielgeprieſene Buch von G. Gervinus über „die Miſſion der Neukatholiken,“ dem

ſich alle Blätter dieſer Parthei unbedingt anſchloſſen, das die freieſten Häupter derſelben aus ihrer Seele geſprochen finden. Zunächſt wird die fragliche Bewegung darin als ein treffliches Mittel (weil **Vermittelung?**) gegen die gefährlichen, und doch zu dem Kern unſrer Bildung gehörigen, Naturalismus und Deismus angeprieſen. Das ſtimmt ſo ziemlich mit einer obigen Bemerkung von uns überein. Dann ſcheint der Verfaſſer doch ſelbſt dieſen gefährlichen Richtungen anzugehören, welche den Kern unſerer Bildung ausmachen, obgleich ihnen von demſelben (S. 42) „ätzender Menſchenhaß" vorgeworfen wird, denn, — trotz der „wunderbaren Tiefen des Menſchengeiſtes" im religiöſen Mythus (S. 28), rühmt es der Verfaſſer an der neuen Bewegung als wahrhaft erfreulich, und rühmt es gewiß mit Recht, daß der Neukatholizismus dem moraliſchen Element in der Religion das Uebergewicht über Dogma und Mythus gebe. — Man glaubt Proudhon fragen zu hören, ob die Eltern ihre Kinder der theologiſchen Begriffe halber in die Kinderlehren und Betſtunden ſchicken, oder, damit ihnen die Grundzüge der Redlichkeit und Geſittung eingeprägt würden?! — Natürlich letzteres! So war es aber nicht immer, im Mittelalter nicht! — Gut! nur folgert Proudhon aus dieſer modernen Erſcheinung folgerichtig, daß wir in einer irreligiöſen Zeit leben, Gewinns aber (S. 45 der „Miſſion") kommt zu einer Vereinigung der Konfeſſionen. Er gibt eine Geſchichte dieſes Problems in drei Perioden. Aber ich will verdammt ſein, alle religiös-politiſchen Brochüren der letzten Leipziger Oſtermeſſe auswendig zu lernen, wenn ſelbſt bei den günſtigſten Vorausſetzungen (Begünſtigungen der Regierungen, die doch nicht zu erwarten ſind, u. dergl. m.) auch nur annäherungsweiſe etwas derartiges daraus wird. Welche Unmöglichkeit! Die religiöſe Bewegung gebärt immer nur neue Sekten, immer aber kehren alte Schismen zur Einheit zurück, durch jede ſcheinbare Vereinigung ſogar kommt zu den alten Spaltungen wieder eine dritte Sekte, den Beweis liefern unter anderen z. B. Preußens Beſtrebungen ſeit dem erſten König von Pr. und Leibnitz, die endlich in der Preußiſchen Landeskirche abortirt haben. — Dieſer Satz iſt ſo unfehlbar, als

der, daß unter den Bedingungen der bestehenden Gesellschaft die Bildung immer allgemeiner, die Standesunterschiede immer geringer und die Vermögensunterschiede immer stärker werden. Die Fortschritte der Bildung befördern natürlich den religiösen Individualismus und die religiöse Zersplitterung, die nur da durchaus keine Gefahr bringt, wo „das Nordamerikanische Freiwilligkeitsprinzip" anerkannt ist, welches nach Gervinus (a. a. O., S. 70, 71 u. f. f.) unbestreitbar ein heilig zu achtendes Menschenrecht ist," aber, nach des angeführten Verfassers Meinung, „folgt daraus nicht, daß bei einer freien Staatsordnung sich die Menschen nicht zum Besten des bürgerlichen Gemeinwesens ihrer menschlichen Ansprüche und deren äußersten Konsequenzen begeben dürften!" — Also Konzessionen in Gewissenssachen! Haben die Gottlosen, seit Joseph II., je so etwas verlangt?! Man sieht, die wahre Toleranz ist nur bei der Indifferenz möglich! — Diesem „Freiwilligkeitsprinzip" gegenüber nun ist, nach G., der Neukatholizismus förderlich durch die Hebung der religiösen Interessen; vielleicht, wie man auch „den staatauflösenden humanistischen Prinzipien, die die Welt allerdings bewegen und die entferntere Zukunft wohl für sich haben werden," noch jetzt nicht nachgeben soll, weil Teutschland (S. pag. 72, l. c.) einmal politisch für sich leben solle, statt sich immer kosmopolitisch zu opfern. Das nationale Band, der religiöse Kitt seien stark genug für eine große und glückliche Zukunft! — Was bleibt von all dem pro et contra übrig? Daß die letzte Bewegung erfreulich ist als ein Lebenszeichen des „teutschen Bürgers," vielleicht auch als die letzte Bewegung des Dogmas; — daß sie das Minimum eines Uebels ist, wie der Konstitutionalismus das Minimum eines Gutes ist. — Uebrigens sollte es schwer fallen, auf historischem Wege nachzuweisen, daß Teutschland der Menschheit mehr geopfert, den kosmopolitischen Anregungen stärker und hingebender gehorcht habe, als die glücklicheren Franzosen. Die wahren Interessen der einzelnen Nation sind die der Menschheit, der absichtlich beschränkte Egoismus führt zu gar nichts, denn er ist ohne Begeisterung. Allein der halbe Liberalismus schiebt

die Wahrheit in eine „entferntere Zukunft.“ — Niemand haßt die vermittelnden Stellungen mehr und treibt beißenderen Spott mit ihnen, als Proudhon; so, z. B., mit dem Abbé de La Mennais, der in einer lächerlichen Allianz der Philosophie mit der Religion (vergl. La Mennais' „Essai sur l'indifférence en matière de réligion“) dem Cicero, Brutus, Scipio, Caesar und andern großen Römern beweisen wolle, daß sie zu den Strafen des Tartarus verdammt seien, weil sie nicht an die Geburt der Minerva und die Fleischwerdung Bacchi geglaubt, über die Eumeniden gelacht, und die Auguren verspottet hätten, während sie im Elysium die ewige Seligkeit genießen würden, wenn sie demüthig den Opfern beigewohnt hätten, u. s. w. —

La Mennais' „Esquisse d'une Philosophie“ charakterisirt Proudhon folgendermaßen: „L. geht von der Existenz Gottes aus. Wie beweist er sie? Mit Cicero's Argument, das heißt mit der allgemeinen Uebereinstimmung des Menschengeschlechts. Das ist nicht gerade neu; es bleibt also übrig zu untersuchen, ob der Glaube der Menschheit ein berechtigter ist, ob, wie Kant sich ausdrückt, unsere subjektive Gewißheit, der objektiven Wahrheit entspricht. Darüber beunruhigt sich L. nicht, er sagt, daß wenn das Menschengeschlecht glaubt, es Recht zu glauben hat. Dann spricht Lamennais den Namen Gottes aus, singt eine Hymne, und hält Alles für erwiesen! — Nach der ersten Hypothese kommt L. zu der zweiten, den drei Personen in Gott. Aber, während das Christenthum das Dogma der Dreieinigkeit nur unter der Autorität einer Offenbarung lehrt, behauptet L. es durch die bloße Kraft seiner Vernunft zu kennen. Er bemerkt dabei gar nicht, daß seine Beweisführung auf einen ewigen Anthropomorphismus hinausläuft, das heißt darauf, daß er die Fähigkeiten der menschlichen Seele und die Kräfte der Natur der göttlichen Substanz zuschreibt. Neue Hymnen, neue Gesänge! — Nun geht der Philosoph zur Schöpfung über. Dritte Hypothese, in welcher L. mit seiner erhabenen und mannigfaltigen Beredsamkeit auseinandersetzt, daß Gott die Welt nicht aus Nichts gemacht hat, aber auch nicht aus Etwas, noch aus sich selbst, daß er bei der Schöpfung die Wahl gehabt hat, und doch ge-

zwungen war, ſie zu ſchaffen, daß in der Materie ein Stoff ſich befindet, der nicht Materie iſt, daß die Urideen der Welt in der göttlichen Einſicht getrennt von einander ſind, durch etwas Dunkles und Unklares und doch Subſtantielles," u. ſ. w. — — —"

„L. läugnet bald das Böſe, bald läßt er es von Gott ausgehen, bald ſucht er eine erſte Urſache dafür außer Gott. Dabei ein unzuſammenhängendes Gemiſch von Weſenheiten nach Plato, Proclus, Spinoza und allen Uebrigen." — — —

„Seid ihr Materialiſt? Streicht nur die unnützen Weſenheiten der drei Perſonen in Gott, — und geht gleich von der Wärme, dem Licht und dem Elektromagnetismus aus, welche nach dem Verfaſſer die drei Urfluida ſind, die erſten äußerlichen Manifeſtationen von Wille, Verſtand und Liebe, und die atheiſtiſche Kosmogonie iſt fertig. — Seid Ihr im Gegentheil auf Spiritualismus verſeſſen? — Bei der Theorie der immateriellen Körper könnt Ihr überall Geiſter ſehen. Auch als Pantheiſten würdet Ihr mit L. zufrieden ſeyn," u. ſ. w. — — — (S. Proudhon „Ueber das Eigenthum," 1841, pag. 166 — 168 und sequ.) —

Wären nicht auf teutſchem Boden in allen Fächern des Wiſſens ähnliche Beiſpiele aufzufinden, und wohl bei minder verehrungswürdigen Perſönlichkeiten, als der alte Lamennais iſt?! —

Mag die Geſchichte Pauſen machen, ihr Genius liebt zuweilen die langen Uebergangsperioden, allein die Wiſſenſchaft verlangt Entſchiedenheit! —

Ehe wir eine Kritik der Religion nach Proudhon's „Création de l'ordre dans l'Humanité, ou Principes d'Organisation politique," 1845, chap I., bringen, erinnern wir nur kurz an einige bekannte Thatſachen. Proudhon's Betrachtung iſt — im Vergleiche zu teutſchen Schriftſtellern, — etwas kühler und bewegt ſich mehr auf rein ethiſchem Gebiete, weil in Frankreich Kirche und Staat wirklich nach Möglichkeit getrennt ſind und weil die ehrliche Abſicht eines klugen Gouvernements dahin geht, dieſe Scheidung als vollſtändigſte Wahrheit zu behaupten und bis auf den letzten Bruchtheil zu erfüllen, ſo daß alle Bemühungen Einzelner, franzöſiſche Nationalkirchen zu ſtiften, an einer In-

differenz gescheitert sind, welche mehr soziale Keime enthält, als die Fehlgeburten jener Experimentalpolitiker. — „Das Gesetz ist Atheist," sagte Odilon-Barrot ohne Widerspruch zu finden. Zwar erklärt die Charte (im Art. 6) die katholische Religion für die der Majorität der französischen Nation. Gerade damit aber ist, wie Proudhon richtig bemerkt, der Religion jede gesetzliche Bedeutung genommen, denn alle übrigen Grundgesetze des Staates gingen ja auch bloß von Majoritäten aus und gelten doch für die Gesammtheit. Die Religion aber bindet nur denjenigen, der wirklich glaubt. Damit hat das positive Reich derselben ein Ende. Doch lassen wir Proudhon selber reden, und zwar: Ab Jove principium!

II. Proudhon's Kritik der Religion.

Motto: „Und die Wahrheit zu sagen, sind die Heiden in solchen weltlichen Sachen weit über die Christen geschickt, wie auch Christus selbst sagt, daß die Kinder dieser Welt klüger sind, wie die Kinder des Lichts, und St. Paulus spricht, 1. Kor. 1, daß nicht viel Weise, Edle, Starke berufen sind, sondern wer närrisch, schwach, verachtet ist, uns fromme, alberne, gute, einfältige Schöpfe und Schafe, daß, wo Gott nicht bei uns stünde und ihre hohe Weisheit zur Narrheit machte, hätten sie es längst gar viel auf eine andere Weise bracht, ehe wir's wären gewahr worden. Denn Gott ist ein milder, reicher Herr, der wirft groß Gold, Silber, Reichthum, Herrschaften, Königreiche unter die Gottlosen, als wäre es Spreu und Sand, also wirft er auch unter sie hohe Vernunft, Weisheit, Sprachen, Artekunst, daß seine lieben Christen lauter Kinder, Narren und Bettler gegen sie anzusehen sind." —

Luther.

„Unter Religion verstehe ich den unbewußten, bildlichen und zusammenfassenden Ausdruck, wodurch eine Gesellschaft in ihrem Entstehen ihre Ansicht von der allgemeinen Ordnung bezeichnet. Das heißt: die Religion ist die Gesammtheit der Beziehungen, welche der Mensch sich im Anfange als zwischen ihm, der Welt und dem höchsten ordnenden Wesen bestehend, erdenkt. — Allerdings ist die Religion von einem gewissen Standpunkte aus die Vorahnung einer Wahrheit. — Allein die Religion ist der Wissenschaft und dem Fortschritt feindlich. Dieser Satz, weit entfernt, vom Haß eingegeben zu seyn, ist vielmehr ein Glaubens-

artikel. Ein Theologe unterschied ausdrücklich zwischen dem Glauben und der Prüfung des zu Glaubenden, („Aliud credere, aliud judicare esse credendum,“) indem er das erste dem Menschen, das letztere der Gottheit beilegt. — Was ist die Regel des Glaubens? frug ein anderer. — Sich dem zu fügen, was von Allen und überall und immer geglaubt worden. — —

In unseren Zeiten haben sich einige auserwählte Geister eingebildet, durch Befruchtung der noch zuckenden Ueberreste des Katholizismus könne man in der Gesellschaft eine heilsame Umwälzung bewirken und zugleich der Religion selber dienen. Da konnte man sich gerade von dem innigen Widerspruch derselben gegen die Bewegung des Gedankens überzeugen. Etliche Christen, allzubesorgt um die Ruhe ihres Glaubens, boten dem Dienste der Religion all unser positives Wissen an, und der Papst hat Lammennais desavouirt, Bautain Schweigen auferlegt, — Bucher's progressive Tendenzen schrecken die katholischen Blätter, de Genoude mißfällt durch seinen halb demokratischen Royalismus und seinen Gallicanischen Glauben, der Abbé Lacordaire, an dessen begeisterten Predigten die Ideen des Zeitalters mindestens ebense viel Theil haben als die Bibel, erschien gefährlich. — Unkluge Priester, die Ihr Euch weise dünkt, wollt Ihr den Männern des Glaubens gefallen? So lernet nichts, redet nichts, verstopft Eure Ohren, verbrennt Eure Bücher, und sagt Euer Brevier her! — — Wenn nun, nach der Erklärung, die wir von der Religion gegeben haben, dieselbe Nichts ist, als der erste Eindruck der Natur auf den Menschengeist, so scheint sie nicht nothwendig jede Prüfung auszuschließen. Woher kommt es denn, daß man überall die religiösen Erfindungen für immer und ewig festsetzen wollte? — Lange Zeit pflegte man das einer Verschwörung der Fürsten und Pfaffen zuzuschreiben, aber Nichts ist ungerechter, als das. —

Indem die Religion auf ihre Weise Rechenschaft gibt von den Dingen, drückt sie sich figürlich und allegorisch aus, und weil sie darin von der lebhaften Einbildungskraft der jungen Gesellschaften unterstützt wurde, so rief sie von Anfang an große Welterschaffungs-Sagen und eine Welt von Scheinbildern hervor. Unfähig zu beobachten und zu definiren, flüchtete sie sich in die Sym-

bolik. Und was iſt das Symbol? Die Materialiſirung des Gedankens, eine Art Hieroglyphe, anſtatt der Formel. Was beweiſt das Symbol? — Die Unfähigkeit zu allgemeinen Anſchauungen und Abſtraktionen, die Bedrückung des Geiſtes unter Thatſache und Subſtanz. Da iſt es nicht mehr der Dunſt, welcher den Donner bewirkt, ſondern ein Jupiter, der die Erde ſchrecken will, alle Naturerſcheinungen und geſellſchaftlichen oder pſychologiſchen Thatſachen wurden von der Religion nach derſelben Form gegoſſen: Die Erdumwälzungen als Sündfluth, der Urſprung des Böſen als Paradieſesapfel oder Pandorabüchſe, der Eroberungsgeiſt als Rieſen, welche Zwitter von Engeln und Menſchenweibern, u. ſ. w. — — —

Das Symbol, ſtatt eine Antwort auf die wichtigſten Probleme zu geben, hat ſie nur in Szene geſetzt. Es iſt ein ſehr verbreiteter Irrthum unſerer Tage, daß die alten Mythen tiefe Weisheit und erhabene metaphyſiſche Formeln verbergen, da ſie doch nur die Ohnmacht des Gedankens und die Abweſenheit aller Wiſſenſchaft beurkunden. Je näher man den Geiſt des Dogma und die Tradition unterſucht, deſto mehr überzeugt man ſich, daß die Religion ſich fortwährend in einem Kreiſe von konkreten Auffaſſungen ohne Tiefe oder Allgemeinheit herumdreht, daß ſie ſeltſamerweiſe von ihren eigenen Zeremonieen und Geheimniſſen nichts verſteht, und ſich ſelbſt ſo wenig kennt, als ſie den Menſchen und die Zwecke der Geſellſchaft verſteht. — Was iſt der Sinn des Opfers? Das Bedürfniß der Sühne nach dem Unrecht, die Erhebung des Herzens beim Anblick der Natur, ein Zeichen der Dankbarkeit und Liebe. — Erhabene Ideen, welche der Fortſchritt der Erkenntniß nur mehr entwickeln kann. Sollte man glauben, daß unſere Prieſter darin nicht weiter ſind, als die Wilden? — Der Wilde zerbricht ſeinen Götzen, wenn der ihm nicht zu Willen iſt, die Helden Homer's ſuchen ihre Götter durch Geſchenke zu gewinnen, im Pentateuch ſieht man Gott ſelber ſeinen Antheil an den Kuchen und Fleiſchſpeiſen bedingen, heut zu Tage koſtet die kleine Meſſe 15 Sous, die große das doppelte, überall iſt der Prieſter der Makler bei den Geſchäften. — — Lernt aber das Volk einmal, daß Gott ſeine Gaben nicht verkauft,

daß es gleichmäßig auf gute Chriſten und Ungläubige herabregnet, dann haben Meſſen und Prieſterhandel ein Ende! —

Was iſt das Gebet? Eine Betrachtung, meiſtens zum voraus fertig, welche der rohe, unwiſſende Menſch zerſtreut herplappern lernt, — ein Hülfsmittel der Reflexion, ein Anfang der Philoſophie. Die Prieſter haben daraus eine langweilige Pſalmodie gemacht, Litaneien, Roſenkränze und Anwartſchaften auf das Jenſeits. — —

Was die Religion Tiefes und Erhabenes enthält, das weiß ſie ſelber nicht, und warum? weil ſie ſich immer in das Symboliſche, Buchſtäbliche verſchließt und ſich nicht zum Gedanken erheben kann. So viel über die Sorgloſigkeit der Religion in Bezug auf die Erkenntniß; wie faßt ſie die Geſellſchaft auf? — Beginnen wir bei den Juden, zunächſt, weil ihr Prieſterſtand als politiſche Körperſchaft beſtand und dann, weil unſere Geiſtlichkeit ſie als Vorfahren anerkennt. — Sennacherib ſtirbt, ermordet, nach einer Niederlage. Jehovah hat ihn umgebracht, Gott ſtraft immer, immer tödtet er. Es fällt den Verfaſſern der Bibel nicht ein, die wahren Urſachen der Ereigniſſe aufzuſuchen. Die wahren Urſachen wären zu profan für den Styl der Männer des Herrn, zu ſchwach für die Höhe ihrer Begriffe. In ihren Augen iſt alles Böſe ein Beweis von Gottes Zorn, folglich: wehe dem Beſiegten. Iſt Damaskus gefallen, Fluch Damaskus! Tyrus beſiegt, — Fluch Tyrus! — —

Will man eine Probe der prophetiſchen Erleuchtung über die Urſachen der Sittenverderbniß, die Bedürfniſſe der Geſellſchaft und die Richtung der Geiſter? — Ich ſchlage Jeſaias auf:

„Höret, Ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet!“ —

Gut, was ſpricht der Herr? —

„Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet, und ſie ſind von mir abgefallen. Ein Ochs kennt ſeinen Herrn, und ein Eſel die Krippe ſeines Herrn; aber Iſrael kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht. O wehe des ſündigen Volkes, des Volkes von großer Miſſethat, des boshaftigen Samens, der ſchädlichen

Kinder, die den Herrn verlaſſen, den Heiligen in Iſrael läſtern," u. ſ. w. — — —

Das geht ſo fort. Iſt es ein Wunder, daß die Propheten nur Verachtung geärntet haben, daß ihre Deklamationen von den Weltkindern verlacht wurden?! Wir glauben, die herrlichſten Denkmäler der hebräiſchen Literatur zu beſitzen, und haben nur Homilieen von Bekehrern, u. dgl. m. Die öffentlichen und die profanen Schriften ſind untergegangen, nur die Prieſter, deren energiſches Inſtitut den allgemeinen Untergang überlebte, haben uns ihre Rhapſodieen erhalten, welche ſie beſſer mit ihrer Bundeslade vergraben hätten. Die Sitten und der Volksgeiſt der Hebräer ausſchließlich nach der Bibel zu beurtheilen, das iſt, als wollten wir Richelieu's Zeitalter nach Bourdalone's und Maſſillon's Predigten kritiſiren. Doch findet man, bei allem dem, hier und da einige Wahrheiten:

„Deine Fürſten ſind Abtrünnige und Diebsgeſellen, ſie nehmen alle gern Geſchenke und trachten nach Gaben, den Waiſen ſchaffen ſie nicht Recht," u. ſ. w.

Das Prieſterthum ſucht, wie alle ehrgeizigen Partheien, die Neigung des Volks zu gewinnen, und greift deßhalb die Ordnungswidrigkeiten der Regierung an. Das Geheimniß iſt längſt bekannt, aber Prinzipien, Geſetze, Mittel, Hülfe, ſucht nicht bei den Propheten, ſie kennen nur Bekehrung und Buße! — Fragen wir jetzt ihre Nachfolger, nach 3,000 Jahren haben ſie nichts Neues gelernt. De Maistre ſagt: „Keine Einrichtung hat Beſtand, die nicht auf die Religion gegründet iſt." Andere wollen im Gegentheil bemerkt haben, daß ein Volk um ſo weniger geſetzgebende oder politiſche Kraft habe, je frommer es ſey. — Allein, was verſteht er unter Religion? — Die Gebote der Kirche, die Sakramente, das Faſten am Freitag, die Sonntagsfeier, nebſt Unterwerfung unter Kirche und Königthum. Aber, was hat die Organiſirung der Arbeit mit dem Abendmahl gemein? Die Theilung der Gewalten mit dem Marien-Kultus? Die Preßfreiheit mit der Ohrenbeichte — Die Vertheilung des Nationalvermögens mit dem Ageuskaſten? Der Theo-

ſoph fährt fort: „Wenn die Wiſſenſchaft der Religion nicht untergeordnet wird, ſo verwildern wir durch die Wiſſenſchaft.“ —

Er meint, daß wir dann keine Religion mehr haben würden. Aber wäre es ein Unglück, wenn die Geiſtlichen, ſtatt von Sakramenten, ein wenig von Gleichheit der Rechte ſprächen, ſtatt vom Sündennachlaß, den Erlaß der Zinſen predigten und, ſtatt lateiniſche Veſpern abzuſingen, an der ſittlichen Erhebung des Theaters arbeiteten, ſtatt geiſtlicher Brüderſchaft, literariſche und wiſſenſchaftliche Geſellſchaften begründeten? Wiſſen ſie nicht, daß der Menſch, je mehr er arbeitet, deſto weniger der Buße bedarf, daß er um ſo weniger das Gebet entbehrt, je mehr er denkt? — Möge uns die Geiſtlichkeit endlich durch eine entſcheidende Erfahrung die Wirkſamkeit ihrer Handlungen nachweiſen! — Nach 18 Jahrhunderten iſt es dazu nicht zu frühe! —

Unfähig, den Grund der Dinge zu erforſchen, iſt die Religion noch ohnmächtiger, die Ordnung in der Geſellſchaft zu verwirklichen. Die Menſchheit, in der Wiege von der Religion ergriffen, iſt unter ihren Fittigen aufgewachſen, aber die Fortſchritte ſeiner Erkenntniß, die Vervollkommnung ſeiner Sitten und die Verbeſſerungen ſeiner Lage *verdankt der Menſch nicht ſeiner Amme*, nirgends ſpricht die Religion von Vernunft.

Wo nur immer die Religion auftritt, erſcheint ſie nicht als organiſirendes Prinzip, ſondern als Mittel, die Willen zu beherrſchen. Gleichgültig gegen die Form der Regierung, das heißt: gegen die öffentliche Ordnung, weiht ſie, was der Geſetzgeber von ihr geweiht haben will, verflucht ſie nach deſſen Gebot: die Staats-Raison bedingt den Glauben, die Religion ſanktionirt das Geſetz, prägt Ehrfurcht und Schrecken auf, und gebietet Gehorſam. In *Indien* theilt ſie die Kaſten-Privilegien mit dem Adel und dem Königthum, während ſie in *Griechenland* Freiheit und Gleichheit ſingt. In *Egypten* unterdrückt von einer verborgenen Regierung, die ſie zu leiten vorgibt, dient ſie in *Rom* nur dazu, die Beſchlüſſe des Volks und die Politik des Senats zu heiligen; hier bedrückend und geheimnißvoll, in einer übermenſchlichen Sprache redend, dort demüthige Magd, auf ein leeres Zeremoniel und auf gewiſſe Küchengeſchäfte beſchränkt. — — —

Während in China Konfuzius den Staat den religiösen Einflüssen entzog, hat Moses aus seinen politischen Einrichtungen die Religion selbst gemacht. Was Jesus betrifft, so ist seine Stellung als Zerstörer der Religion durchaus nicht unklar, — er verhöhnt die Frommen, verspottet die Priester, er spricht es aus, daß die Religion um des Menschen willen da sei, nicht umgekehrt, — und gibt zu verstehen, daß man die Religion abschaffen muß, wenn sie unnütz wird. — Aber, als er vorschrieb, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, als er erklärte, sein Reich sei nicht von dieser Welt, eine alte Weiheform beibehielt, statt des Opfers Erinnerungs-Mahlzeiten (Zweckessen) anordnete und von seiner Lehre unter der Metapher von Speise und Labung sprach, um Bild dem Bilde, Parabel der Parabel entgegen zu stellen, da bildete man sich ein, es handele sich nicht um eine gesellschaftliche Reform im Gegensatz zu politischen und religiösen Reformen, — nein, nur um ein neues Dogma, neue Zeremonieen und tiefere Mysterien; und aus dem Volksprediger machte man einen Propheten, einen Gott. Die Anstrengungen des Nazareners zur Befreiung der Gesellschaft von den Vorurtheilen lieferten den Stoff zu neuem Aberglauben, und der keckste Kritiker wird zum Wunderthäter umgestaltet. Ein solches Mißverständniß, dem fast jeder Vers der Evangelien widerspricht, ist fast unglaublich. Ich sage es unverhohlen: Die Religions-Tollheit hat das Christenthum verfälscht, und uns um die Frucht dieser ungeheuren Revolution gebracht. Die Zeit war eben nicht reif, das Menschengeschlecht konnte nur erst an der Hand der Mythen und Symbole gehen. Wenn drei Jahrhunderte früher die von Sokrates versuchte Reform mißlang, so war der Grund davon einfach der, daß Sokrates Mensch blieb und Christus zum Gotte gemacht ward.

Betrachtet das alte Egypten, in Aberglauben und Hieroglyphen verstrickt, wie es zwei Jahrtausende in Unthätigkeit hinträumt, — das oströmische Reich von Konstantin an bis zum letzten Palaologen, wie es sich in theologischen Streitigkeiten er-

schöpft, das Mittelalter unter dem Feudalrecht und dem Glauben gebeugt, — die mahomedanischen Völkerschaften, erst blühend und auf die Länge von ihrem Fatalismus erstickt, — die Hindus, jede Bedrückung geduldig ertragend, wenn dieselbe nur ihre Pagoden schont, — die lare Moral der Jesuiten, die Missionen von Paraguay und die Staats-Regierung des Papstes — vergleichet Alles dies mit der Kunstblüthe und Weltweisheit Griechenlands, mit Roms Gesetzgebung, mit dem jungen Amerika, das in hundert verschiedene Kulten gespalten ist, weil es auf keinen einzigen viel hält, mit dem neuen Europa, wo die Kirche, als Reliquie verehrt, nur noch durch die Willkühr der Wissenschaft besteht, welche es kaum der Mühe werth hält, sich mit ihr zu beschäftigen, und der die Gesellschaft, die Dogmen aufgibt, um der Ordnung nachzustreben: scheint es nach dem Allem nicht, daß Religion und Freiheit, Religion und Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit, Religion und Fortschritt im wesentlichsten Widerspruch mit einander stehen? —

Vergleichet ferner, abgesehen von den Personen, die Politik der heiligen Schrift mit Montesquieu's „Geist der Gesetze," Fénélon's frommen „Télémaque" mit Rousseau's „Contrat social", die Inquisition mit den weltlichen Gerichten, die alte Sorbonne mit der neuen Universität, Heinrich IV. und Richelieu, mit Ludwig XV. und dem Kardinal Fleury, die erste Hälfte von Ludwig's XIV. Herrschaft mit der zweiten, Mirabeau mit dem Abbé Maury, Republik und Restauration, und urtheilt, ob der Geist des Staates neben dem religiösen Gedanken besteht? —

Das Geistliche ist unfähig, dem weltlichen Gesetze vorzuschreiben, ja die Religion versteht ihre eigenen Grundregeln nicht anzuwenden. Woher kommt es, daß das Christenthum sein Gesetz der Menschenliebe und Brüderschaft nicht realisiren konnte? daher, daß der Ausdruck dieses Gesetzes ganz mystisch war; statt des Prinzips, welches die Vernunft hätte entwickeln sollen, sahen die Gläubigen darin nur ein göttliches Gebot, dem sich die Vernunft unterwerfen mußte. In der Sphäre der Religion wird von der Untheilbarkeit der Vorschrift, der Symbolisirung des Be-

griffs, von der rohen Thatsache und dem tödtenden Buchstaben stets der Gedanke unterdrückt und die Analyse verhindert. Die ersten Christen sind bewunderungswürdig: opferlustig, bereit, ihre Besitzthümer hinzugeben, demüthig, glühend, ernst und begeistert, hätte sie die Errichtung der Gleichheit wenig Opfer gekostet, aber sie begriffen das nicht. Statt in den Einzelnheiten der Praxis die Regel der Rechte und Pflichten aufzusuchen, betrachteten sie müßig das schöne aber unfruchtbare Wort: „Liebe deinen Nächsten, wie Dich selbst!“ und bald verschwanden Liebe und Brüderschaft, weil ihnen Theorie und Organismus fehlten. Einige Zeit versuchte man es mit der Gemeinschaft (Kommunismus); aber Ueberdruß erreichte sie bald und während der Glaubenseifer und das Heldenthum der Bekehrung immer wuchs, ließ man die Liebesmahle fallen. Nirgends hat das Christenthum seine Ideen ausgeführt. Syrier, Araber, Armenier, Juden, Perser, Druſen sind trotz ihm geblieben, was sie waren, obgleich das Christenthum durch sie hindurchschritt. Aber, o Tiefe des religiösen Geistes! weil die Gemeinschaft sich unpraktisch erwies, erklärte man sie für zu vollkommen für das tägliche Leben. Die Schwierigkeiten der Ausführung wurden auf die Schwächen der menschlichen Natur geschoben, und die Klöster, diese Brüteneſter der Entsittlichung, wurden den Auserwählten vorbehalten. Von da an stand es fest, daß die Menschen, gleich vor Gott, auf der Erde nicht gleich sein könnten; eine Ewigkeit von Genüssen wurde verheißen zum Lohn für die Entbehrungen des Diesseits, und das Almosen, das karge Almosen, ersetzte die milde Verbrüderung. Hingegen hat man die Theologie erfunden, welche mehr Christen verdammt hat, als die christliche Liebe deren rettete. — — —

Die Religion, welche in sich keine schöpferische Kraft verspürte, mußte sich zu ihrer nothwendigen Entwickelung die weltliche Politik und die bürgerlichen Gesetze aneignen. So ward das Christenthum wesentlich römisch, (nicht blos im Sinne des Katechismus!) — Die ursprüngliche Verbrüderung hielt sich nicht, und so gestaltete man die Kirche nach dem Vorbilde des Staates, jeder Bischof wurde eine Art von Prokonsul, der seine Unterbeamten und sein stehendes Heer kommandirte. Die Synoden stell-

ten berathende Senate vor, u. ſ. w. — — — Nach und nach bildete ſich die Evangeliſche Moral nach der Jurisprudenz; und während die erſten Kirchenväter, namentlich die Griechiſchen, von Eſſäiſchen und Neuplatoniſchen Anſchauungen durchdrungen, die Gemeinſchaft rühmen, das Mein und Dein verurtheilen, unterſtützen die Römiſchen das Eigenthum und was daran hängt, und verſtehen unter Wucher nur den Geldzins. Eine mißverſtandene Stelle im neuen Teſtament treibt ſie zur Aufhebung der Eheſcheidung, die Kirche hilft alsbald dieſem Mangel ab durch Erfindung einer Menge abſoluter Ehehinderniſſe; die theologiſche Fiktion hebt nun die Ehe nicht auf, ſondern erklärt ſie für nichtig von Anfang an. — — Die Monogamie, welche das Evangelium lehrt, beſtand lange vorher in Griechenland und Rom, und als chriſtliche Sekten des Orients, die Ehe, die Familie und die Kinder-Erzeugung im Sinne einer ekelhaften Vermiſchung anzugreifen wagten, fand die Heiligkeit der Ehe ihren ſtärkſten Schutz in Frankreich und Italien. — — —

Wie kann man die Prinzipien der Religion entwickeln und fortbilden!? — Eine Religion hat keine Prinzipien. — — —

Der Menſch iſt beſtimmt, ohne Religion zu leben, eine Menge von Symptomen beweiſen die innere Arbeit der Geſellſchaft, ſich von dieſer Hülle zu befreien. Ohne hier alle ſchon weggefallenen Inſtitutionen des Glaubens aufzuzählen, kann ich annehmen, daß die Religionen der Türkei, Indiens, Tibet's, Japan's, Meriko's, u. a. m. nicht für den civiliſirten Menſchen gemacht ſind. Bleibt alſo das Chriſtenthum übrig, welches ich ſo allgemein auffaſſen werde, daß mein Raiſonnement auf alle Konfeſſionen paßt. —

In jeder fortſchreitenden Geſellſchaft weicht die Religion dem wiſſenſchaftlichen Fortſchritt; um eine feſtſtehende Religion zu finden, muß man ein Land ſuchen, wo die politiſche Unwiſſenſchaft in voller Reinheit beſteht, wo die Sitten und Geſetze unveränderlich ſind, wie in China, bei den Kalmucken und Wilden. Die Griechiſche Philoſophie hatte ſchon vor dem Erſcheinen des Chriſtenthums die Vielgötterei vernichtet. Das heißt: Be-

Christi Geburt lebten die Griechischen Götter nur noch für die Sklaven und den Pöbel. Aber wir wollen bei uns weder Pöbel, noch Proletarier mehr haben. —

Im christlichen Europa hatte sich der Sturm des Zweifels früh erhoben. Schon Kaiser Friedrich II. wurde vom Papst Gregor IX. beschuldigt, das Buch: „Von den drei Betrügern" geschrieben zu haben. Wahrscheinlich hat dieses Buch damals nur in der schreckhaften Phantasie der Geistlichen existirt, (?) aber schon die bloße Idee einer solchen Schrift beweist das Vorhandensein eines gährenden Stoffes seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; um dieselbe Zeit traten die Albigenser auf, die Absicht, den Kultus zu vereinfachen, ist stets ein unzweideutiges Symptom von Philosophie; darin betrog sich der Instinkt der Inquisition keineswegs. Dann kamen die Versuche von Joh. Huß, Hieronymus von Prag, endlich Luther. — — —

Die Gegenden, welche die Gemeinschaft mit Rom beibehielten, waren gerade die verderbtesten. Heute kann Jedermann bezeugen, daß das Christenthum in dem Maße abnimmt, in welchem die Gewohnheiten der Ordnung, der Arbeit, der Nüchternheit und der Sparsamkeit zunehmen. — Der Skeptizismus Voltaire's geht weiter, als der des Rabelais, ohne so tief zu seyn, als der Rousseau's, und was ist Rousseau neben J. D. Strauß' Negation, welche auf die gelehrteste Exegese gestützt wird! Wenn dieser Fortschritt zu den Plänen der Vorsehung gehört, so muß man gestehen, daß Vorsehung und Christenthum schlecht mit einander stehen. —

Der Untergang des Christenthums schreitet vor, wie dereinst die Ausbreitung desselben, in den Städten, an den Mittelpunkten der Bildung. Die Bauern, welche jetzt noch Christen bleiben, waren ehedem länger Polytheisten, woher der Name Pagani (von Pagus Dorf, daher payle, Heide, ähnlich: paysan, Bauer,) kommt. — — — —

Von der Gewalt kann die Religion nicht gestürzt werden, darum erhob sie sich wieder 1793 und 1801 (beim französischen Konkordat). Aber die Wissenschaft rottet ihre letzten Keime aus; darum sehen wir seit 40 Jahren die Religion, der Ohnmacht und

des Irrthums überwieſen, immer raſcher ſtürzen, trotz des Schutzes der Regierung, trotz der Anſtrengungen des Klerus und der zweideutigen Gefälligkeiten der Philoſophie, und ſelbſt trotz der Gunſt einer vorgefaßten Meinung. Das Schauſpiel dieſer Todeszuckungen machte anfangs den ſchmerzlichſten Eindruck auf mich. Ich ſah ein Volk über die Religion hinaus gehen, das noch nicht unterrichtet war, eine Regierung ohne abſolute Stützen, eine Geſellſchaft, für welche die Ordnung ein bloßer Vertrag war, welcher Laſter und Tugend als willkührliche Hypotheſen annahm, und die Vergangenheit, wie eine weite Lüge erſchien; und dieſe beiſpielloſe Lage, dieſe Zukunft ohne Vorſehung erſchreckte mich. Aber ich beruhigte mich, als ich in den gewöhnlichſten Thatſachen die geheimen Urſachen dieſer Umwälzung und die Elemente zu einer wunderbaren Ordnung entdeckte, die vielleicht dem Auge um ſo weniger ſichtbar iſt, je näher ſie rückt. Und ich beſchloß, der Arbeit der Natur nachzuhelfen, die Kriſis der Geſellſchaft zu beſchleunigen. — — — Viele Hinderniſſe treten noch entgegen. — Denn das Volk iſt noch nicht reif, die Wiſſenſchaft vom Menſchen und der Geſellſaft iſt noch nicht gefunden. Namentlich aber verläßt das Volk einen Glauben nur für einen anderen; nur eine Idee kann die andere bei ihm verdrängen. Daraus erklärt ſich die religiöſe Manie, oder vielmehr die Heuchelei der Religion im öffentlichen Unterricht, in der Preſſe, der Regierung. —

Aber, „kann ich in meinem Alter in den Schooß meiner Mutter zurückkehren," — ſo ſprach der Phariſäer Nicodemus zu Chriſtus. Generation des neunzehnten Jahrhunderts, Du kannſt nicht in den Schooß der Kirche zurückkehren! — Erſchrick nicht vor der Zukunft: Nur Blinde und Verzweifelte ſagen: „Ihr könnt nicht ohne Religion leben!" — — —

III. Glossen zum Text: (Ueber Religion und Moral.)

Motto: „Die Religion ist der Traum des menschlichen Geistes. Aber auch im Traume befinden wir uns nicht im Nichts, oder im Himmel, sondern auf der Erde — im Reiche der Wirklichkeit, nur daß wir die wirklichen Dinge nicht im Lichte der Wirklichkeit und Nothwendigkeit, sondern im entzückenden Scheine der Imagination und Willkühr erblicken." —

Ludwig Feuerbach.

Das vorige Kapitel enthält ein fast wörtliches Exzerpt der schlagendsten Stellen über Religion aus Proudhon's oben genanntem Werke. Nach einigen Exkursen, die nur ein speziell französisches Interesse haben, endet Proudhon mit einer prächtigen Leichenrede auf die Religion, welche ihre klassische Zeit ausgelebt hat. Er zählt alle die Tugenden auf, welche die Religion geschaffen habe: das Weib im Naturzustande sei die Prostituirte*), das keusche Weib, dessen Sinnlichkeit in der Liebe untergehe, das in der Mutterschaft seine Unschuld und Reinheit wiederfinde, gehöre der Religion an. Er hätte sagen sollen: der religiösen Erziehung des Menschengeschlechts. Denn so könnte man ihm die Frage entgegenhalten, ob nicht eben so viel Unschulden, als einstmals die Religion in ihrer Blüthezeit gerettet hatte, später unter den Flagellationen einer entweihenden Buße und der Abtödtung der Natur verblutet sind, so daß sie fast mehr aszetische Prostitution auf dem Gewissen hat, als die bürgerliche Noth unserer Tage? Man könnte fragen, ob nicht ebenso viel Naturleben und Unmittelbarkeit des Charakters später von den Verheerungen des Glaubens oder seiner Diener gefallen ist, als früher von der Barbarei errettet wurde?! — Ob die tugendhafte Handlung, welche der Religion zu Liebe geschieht, nicht ihren Werth verliert, wenn sie um des himmlischen Lohnes halber gethan wird, und ob der Mensch, der die Schleichwege zum Himmel gefunden, nicht in die gefährliche Versuchung geräth, bei Gott abzubüßen, was er an den Menschen den Gottlosen verbricht?! — Freilich ist man noch nicht gewöhnt, den Seelenraub

*) Proudhon stellt eigenthümlicherweise die Weiber nicht so hoch wie andere Humanisten. Auch gehört es zu den Eigenheiten seines Systems, daß ihm nur der Verstand berechtigt ist, nicht aber die Sinnlichkeit. —

der Kirchen zu zählen, so wenig als die Morde der positiven Gerechtigkeit, oder die mittelbare Menschenfresserei der Gesellschaft! —

Die freie Moral ist neben strenger Religiosität weder praktisch möglich, noch theoretisch denkbar. Die Moral ist, wie Proudhon an einem anderen Orte richtig bemerkt, heut zu Tage noch kein System, sondern erst eine bloße Enzyklopädie, nämlich eine Sammlung der verschiedenartigsten Vorschriften, welche ohne gesetzliche Kraft zum Bestehen unserer Gesellschaft nöthig sind, oder nöthig scheinen. Einzelne Vorschriften gehören der Gesundheitspolizei an, wieder andere dem äußeren Anstande. So besteht die Moral aus stillschweigenden Voraussetzungen des gesellschaftlichen Verkehrs. Die Moral ist allerdings, wie die ganze Gesellschaft, von der Kirche gesäugt worden, aber seit ihrer Kindheit hat sie bis heute noch keine großen Fortschritte gemacht. Und zwar, weil unsere Gesellschaft nicht auf Solidarität, nicht auf der richtigen Erkenntniß der wahren Interessen aller Einzelnen beruht. Noch hat Niemand, zum Beispiel, das Verhältniß der Moral zu Recht und Gesetz auf eine durchdringende Weise bezeichnet. — Der Instinkt der Moral scheint bei den Menschen so gar stark nicht zu sein; den Beweis dafür liefern ihre Veränderungen in der Geschichte, denn ein natürlicher Instinkt wäre stets derselbe. In diesem Sinne meint Proudhon, daß der soziale Instinkt*) im Verhältniß zur eigenthümlichen Natur der Menschen und Thiere bei beiden gleich stark sei, und daß man eben in diesem Verhältniß keinen wesentlichen Unterschied bemerken könne. Darum weiß Proudhon ebenso wenig mit der Moral Etwas in seinem Systeme anzufangen, oder gar sie zu definiren, als irgend ein Philosoph vor ihm oder nach ihm es gewußt hat.

(Vergl. Proudhon's „Ueber das Eigenthum," Paris 1841 pag. 242 — 247.)

Großartige Phrasen thun's freilich nicht! — Das Schönheitsgefühl und das Ehrgefühl der Individuen wirken

*) Der Naturtrieb der Thiere wird ohnedieß bei den Menschen fast ganz durch den Verstand ersetzt, oder verdrängt. —

ganz anders und viel stärker, als die kalte, allgemeine, abstrakte Moral, welche vielfach ein bloßer Doppelgänger, ein Schatten des Gesetzes ist. — Jene gilt es, im Staate zu wecken, zu erziehen und wirken zu lassen! Aber der heutige Staat fürchtet den Ehrgeiz und die Aesthetik. — Das Kriterium der höheren oder geringeren Kraft der Moral liegt jedenfalls in ihrer Wirksamkeit ohne Gesetz. Sie ist ja meistens eine Art von positiver Ergänzung zum negativen Gesetz, wie Pflicht zu Recht, wie Gebot zu Verbot, wie Soll zu Muß, wie Ja zu Nein. Sagt das Gesetz: „Du darfst nicht stehlen," — so fügt die Moral alsbald hinzu: „Du sollst fremdes Eigenthum achten und schonen!" — Spricht das Gesetz: „Du darfst nicht ehebrechen," so setzt die Moral hinzu: „Störe fremde Ehen auch nicht durch den leisesten Hauch der Verführung, oder übler Nachrede, stifte Frieden," u. s. w. —

In manchen Fällen freilich widerspricht die Moral, — als eine antizipirte Rechtssitte, — der schlechten Willkühr des Gesetzes, bei vielen Gesetzen schweigt sie, z. B.: bei den Mauthgesetzen; das heißt: die Schmuggelei wird bestraft, aber sie gilt dem moralischen Gefühl des Volks nicht für Unrecht, hingegen wird die Spielpacht von der Staatsbehörde selbst betrieben, aber der Spielpächter ist beim Volke infam. Die Achtung des moralischen Volksbewußtseins für das Eigenthum nimmt täglich ab, nicht nur, daß die Diebstähle unverhältnißmäßig zunehmen, nein! im Handel und Wandel gilt, — dank den modernen [illegible] Systemen und Börsen-Kombinationen! — Alles für wirklich erlaubt, was nicht bis zu der äußersten Gränze der gesetzlichen Bestrafung dringt. Solche Zeichen deuten auf das Herannahen einer Krisis! — Die politische Moral ist ohnedieß noch sehr schwach, denn die Moral diktirt immer nur Schonung, nirgends wo sie Aufopferung zu heischen; so daß man deutlich sieht: Für Staat und Gesellschaft bedarf es stärkerer Mittel! — Was bleibt also übrig? Das instinktive Gemüthsleben der Familie steht unter den Einflüssen der Moral, wenn man nicht lieber sagen will: der öffentlichen Sitte, der gegenseitigen Kontrole. —

Proudhon erkennt mit Recht an, daß die Religion, welche

in Symbolen die ersten Träume der Menschheit ausgeprägt hat, die menschlichen Gesellschaften, wenn nicht begründet, doch befestigt hat. Gut! Als die Polizei noch schwach war, mußte die Religion stark sein. Heut zu Tage verläßt man sich lieber auf eine vernünftige Polizei, und schläft ruhiger dabei. Nur soll die Polizei nicht wie sie thut, gemeinsame Sache mit der Theologie machen! — auch nicht so anmaßlich sein, als diese, und nicht in alle Gebiete des menschlichen Treibens unverschämt eingreifen! —

Das größte Werk der Religion mag wohl gewesen sein, daß sie dem Volke in den Urzeiten diesen geheimnißvollen und doch mächtigen Zusammenhang des Bewußtseins seiner selbst gegeben, es gleichsam Ich zu sagen gelehrt hat. Das war ihre große Zeit, als sie die alten Nationalitäten fest rannte und mit Schutzmauern umgab. Christus war auch insofern ein Reformator, als er — ein Fortsetzer der jüdischen Propheten! — die Schranken der Nationalität übersprang, und für die Menschheit dachte und sprach, als er seine Jünger aufforderte, kosmopolitisch, und nicht politisch zu sein. Paulus war in dieser Beziehung sein vollendeter Nachfolger. Aber gerade deßhalb fragt es sich auch, ob wirklich das Christenthum, das auf Erden durchaus nicht die verbreitetste Religion ist, dem Typus der Religion am meisten entspricht, da es weder recht positiv stationair, noch national ist. Vortrefflich und gewiß richtig hat Proudhon die Differenz hervorgehoben welche zwischen der persönlichen Erscheinung Christi und dem, was man Christenthum nennt, obwaltet. Christus fiel es nicht ein, aus dem Judenthum mit neuen Dogmen heraus zutreten, seine Größe besteht eben darin, daß er nicht doktrinair war. Man lese nur die Evangelien, wie ein anderes Buch mit offenen Sinnen. Man findet eine reinere Moral, die Erhebung der Inspiration, aber kein ausdrückliches religiöses Dogma. Er eifert sogar gegen die Satzungsgläubigen und Werkheiligen, (die „der Witwen Häuser fressen und langes Gebet verwenden," Marc. XII., v. 40., — also gegen diejenigen, welche auf Gott mehr Rücksicht nehmen, als auf ihre Nebenmenschen). — Der Jüngling, der ihn befragt, „was er thun solle, um das ewige Leben zu ererben," bekommt zu den alten zehn Gebo-

ten nur ein neues, das der unbedingten Hingebung und Nächstenliebe, sein Hab und Gut zu verkaufen und es den Armen zu geben. (Matth. XIX. V. 17 — 25, und Marc. X, 17 — 25.) Wenn Jesus das Menschenwohl über die Erfüllung des Gesetzes stellt, weil der Buchstabe tödtet, der Geist aber belebt, wenn er menschliche Barmherzigkeit höher schätzt, als gottselige Frömmigkeit, die Kindlein und Einfältigen zu sich bescheidet, die Ehebrecherin schützt gegen die Lynch-Justiz des moralisirenden Pöbels und gegen das barbarische Vorrecht des Mannes eifert, seine Ehefrau durch einen bloßen Scheidebrief rechtlos zu machen, wenn er (Platonische) Brudermahle einsetzt, davon spricht, daß er nicht den Frieden bringe, sondern das Schwerdt, den Reichen das Himmelreich verschließt, und seinen Jüngern und Anhängern das Gesetz gibt, daß nur Derjenige der Erste und Vornehmste unter ihnen sein solle, welcher Allen am meisten diene, (Matth. XX, V. 25 — 28 und Marc. X, 42 — 45.) — spricht, denkt und handelt er da nicht, wie die großen Geister der Neuzeit, würde die Beschützung der Ehebrecherin, die Erhebung der büßenden Magdalena, das schöne Wort, daß im Himmel über die Rettung eines Gefallenen mehr Freude sei, als über hundert Gerechte, die nie gestrauchelt, etwa in einem George Sand'schen Roman nicht Wolfgang Menzels ärgste Wuth und Galle reizen, das Wort von den Kindlein und Einfältigen nicht zu Jean Jaques Rousseau's Marotten gezählt werden können?! — Sicherlich ist die Bergpredigt eines der größten Meisterstücke in ethischer Beziehung. Aber die ganze Erscheinung weist mehr auf ein Genie des Gedankens und der Sittlichkeit, als der That. Der Zwiespalt des Charakters, der schon in poetischen Werken mehrfach angedeutet wurde, liegt darin, daß der „Weise von Nazareth" sich bald in die Wüste zurückzieht und in philosophischem Sinne von Gottes Vaterschaft träumt, bald herausforderend vortritt, als — König der Juden. —

Die Haupt-Eigenthümlichkeit jener Epoche aber, eine Art von welthistorischem Mißverständniß, hat den unvergänglichsten Einfluß auf unsere ganze Bildung bis heute ausgeübt, der Umstand nämlich, daß Jerusalem unter Römischer Herrschaft stand.

Das Judenthum konnte sich, so zu sagen, nicht frei entwickeln. Die Frommen denunzirten gleich, wie heute noch, bei der Staatsgewalt, bei welcher sie einen concordirten Schutz gegen jede Neuerung fanden. Unter anderen Voraussetzungen wäre Christus das mächtigste Partheyhaupt geworden. So mußte er laviren, wie in der Episode mit dem Zinsgroschen, wo ein bestellter Agent-provocateur ihn zu zensurwidrigen Aeußerungen verleiten wollte. Hier trennt er weltliche und geistliche Gewalt. „Gebt Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist!" — Aber was ist des Kaisers? Das ist eine höchst relative und bedingte Antwort. Vor diesem Momente war im ganzen Judenthum, in der ganzen alten Welt dieser Dualismus nirgends und niemals als ein bewußter oder gar berechtigter vorgekommen. Denn wenn die Religion wirklich alle Menschen innerlich beseligt, warum sollen gerade die wechselweisen Verhältnisse unter den Menschen ausgeschlossen und verdammt seyn?! — Wo die Religion wirklich blüht und wahrhaftig mächtig ist, wird sie auch politischen Einfluß ausüben, und zwar von selbst durch die Gemüther, sogar ohne besondere Institute, meistens aber durch solche: in Griechenland und Rom waren die Opfer-Vorsteher zu den höchsten und einflußreichsten Beamten gerechnet, (der zweite Archont in Athen war Βασιλεύς, der Opferkönig), das „Heilige Römische Reich teutscher Nation" hatte geistliche Churfürsten. — Von einem Zwiespalt zwischen Staat und Religion konnte in der alten Welt gar nichts bemerkt werden, welche Seite auch prädominirt haben mag, — seit dem Christenthum aber zieht derselbe feige Dualismus durch die ganze scholastische Bildung der neuen Welt, und äußert sich bald als aszetische Unterscheidung zwischen Diesseits und Jenseits, bald als impertinente Verachtung der Sinne und der sinnlichen Anschauung, bald verwandelt er sich in einen übersinnlichen und supranaturalistischen Gott und bald in eine spiritualistische Philosophie. Ueberall führte er zu der schnödesten Heuchelei. Ja, der oben erwähnte Unterschied von Recht und Moral gehört diesen schlechten Weltordnungen, und wird wahrscheinlich in einer freieren Gesellschaft gänzlich wegfallen! —

Was wir am Griechenthum als groß bewundern, iſt nichts, als die totale Abweſenheit jenes Dualismus; da waren die Menſchen aus einem Guß! —

Vortrefflich hat Proudhon das Weſen des Symbols kritiſirt. Das Symbol iſt die Entäußerung des Gedankens, ſchon die Griechiſchen Philoſophen ſuchten in den Zeremonieen und Myſterieen nach einer eſoteriſchen Weisheit, ſie ſchauten hinter die Koulisſen; als aber das Volk merkte, daß blos Theater geſpielt wurde, warf es das Symbol weg und dachte nicht daran, daß die Nußſchale möglicherweiſe einen Kern enthalten könnte. — Das Symbol, ſelbſt wenn es Wahrheit enthält, iſt unfruchtbar, fruchtbar iſt nur die unverhüllte Wahrheit. Weg mit den Iſis-Schleiern! — Ich konnte das Heilſame des Symbols oder der Allegorie nie begreifen; denn: iſt das Volk nicht reif genug, um die Wahrheit in ihrer eigenen, klaren Geſtalt zu erkennen, ſo wird es ſie gewiß nicht aus dem Dunkel der Symbolik herausklauben, und die verblümte Wahrheit entdecken. Es wird an der eroteriſchen (nicht innerlichen) Form halten, d. h. an dem Irrthum. Und iſt das Volk fähig zur Erkenntniß der Wahrheit, wozu dann das überflüſſige Nachtlicht am hellen Tage?! —

Selbſt das bloße Gleichniß iſt von zweideutigem Nutzen, (cfr. Matth. XIII, V. 10—19, beſonders V. 19.) — obgleich das Gleichniß lange kein Symbol iſt. Die Symbole der alten Religion traten unmittelbar und unbewußt auf, ſo lange ſie im Volksleben wurzelten, wie Volksſagen oder Rechtsſitten, unentlarvten Sinnes, ohne rechtes Bewußtſeyn! — In ſolche Zuſtände können wir uns kaum zurückdenken. —

Im Proteſtantismus findet Proudhon ein Minus von Religion; doch iſt er noch ächtes Chriſtenthum, und der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen dem Römiſchen Katholizismus und dem Proteſtantismus beſteht am Ende nur in der Verminderung der prieſterlichen Gewalt, der Schwächung geiſtlicher Einflüſſe. Die hiſtoriſche Darſtellung der politiſchen Anſichten Luther's und der ihm geiſtesverwandten Reformatoren, wie ſie von einigen neueren Hiſtorikern, beſonders J. G. A. Wirth, K. Hagen und K. A. Men-

zel enukleirt wurden, hätte den interessantesten Beitrag zum vorige Kapitel geliefert. —

(Fortsetzung an einem anderen Orte.)

(Zugenstopfer 5).

Ein teutscher Bürger an einen türkischen Volksdelegirten.

Ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu erklären, daß ich mich in Ihnen geirrt habe, als ich Sie für einen gesinnungsfesten Mann hielt. Sie sind „aus Schmerz" über eine sogenannte Ungnade, welche wegen ihrer Vertretung des Rechts über Sie gekommen, von Ihrem Posten zurückgetreten. Sind Sie wirklich so weichmüthig? Ich bin der Meinung, daß man dem Unrecht, in welcher Gestalt es auch auftrete, nicht freiwillig aus dem Wege gehen soll und daß, wer solches Unrecht direkt oder indirekt als berechtigt anerkennt, einen Verrath am Rechte begeht. Mit Ihrer Ungnade! Die Zeiten sind vorbei, wo man den Herrgott in die Menschen verlegen und eine angebliche Beleidigung dieses anthropomorphosirten Herrgotts mit einer Beleidigung des Rechts identifiziren konnte. Wer zu solchem entwürdigenden Kultus noch fähig ist, der mache keinen Anspruch auf den Namen eines freiheitliebenden Mannes, und wer einer sogenannten Ungnade nicht zu trotzen weiß, der ist unfähig zum Vertreter des Rechts. Wollen Sie das Schmollen aus der Ehe in die Politik verlegen und an einer politischen Person etwas respektiren, worüber Sie bei Ihrem Weibe lachen würden? Oder sind Sie in Ihrem Lande noch so kindisch, daß man Ihnen wie Stubenkindern damit drohen kann, der Papa sei Ihnen böse, er müsse durch einen reuigen Kuß wieder versöhnt werden? Unter allen Erbärmlichkeiten, mein Herr, die ich schon in Ihrem Lande habe beobachten müssen, hat mich keine mehr angewidert, als jene schmerztriefende Loyaliätsreuigkeit, die vor einer sogenannten Ungnade in stylgewordener Zerknirschung ihr eignes Recht mit Füßen tritt, um der sogenannten Gnade wieder würdig zu werden. Wenn

ſolche Erſcheinungen noch möglich ſind, dann, mein Herr, wundere ich mich eben ſo wenig darüber, daß man ſich zu Abbitten vor Portraits erniedrigen läßt, als daß man eine Ritterlichkeit darin erblickt, wenn ein entwürdigter Loyalitätsſklave einen unbeſonnenen Illoyalen wegen ſeiner Meinung niederſtößt. Dann, mein Herr, begreife ich nur nicht, daß es in ihrem Lande nicht zehnmal ſchlimmer zugeht, als es jetzt der Fall iſt. Wenn die Gnad- oder Ungnade das eine Band zwiſchen Regierung und Volk iſt, dann braucht man ſich nicht darüber zu wundern, daß die ſeidene Schnur das andere iſt.

VI.

Die gegenwärtige teutſche Bewegung.

Eine Rettung der Religion.

Von

Arnold Ruge.

1.) Die zenſirten Zeitungen von 1845.
2.) Ein Stück emanzipirter Zeitung unter dem Titel: Aktenſtücke der Cenſur rc. von G. von Struve. Redakteur des Mannheimer Journals.
3.) Zuruf von Johannes Ronge.
4.) Ob Schrift, ob Geiſt? von Wislicenus.

Die preßfreien Bücher haben die Verpflichtung, den Mangel der Journale möglichſt zu erſetzen und, wenn ſie politiſch wirken wollen, das Publikum über ſeine eigne Herzens- und Gedankenbewegung aufzuklären. Es iſt nicht genug, daß man ſich intereſſirt, und daß man denkt, man muß auch wiſſen, wer mit einem übereinſtimmt. Hierauf kommt viel, hierauf kommt in politiſchen Dingen Alles an. Irrt ſich die Oppoſition über die Majorität, ſo unterliegt ſie, wie nach den Freiheitskriegen; irrt ſich die Regierung über das Volk, ſo unterliegt ſie ihrerſeits, wie in Frankreich im Jahr 1789 und 1830. Wir wünſchen daher im allgemeinen Intereſſe die Frage, wie die teutſche Welt, d. h. die Majorität und der einflußreiche Theil des Volks jetzt denkt, zu erörtern.

Alle Welt empfindet, daß bei uns etwas vorgeht; die Bewegung des teutſchen Volks, vorzüglich die religiöſe, erſcheint als eine ganz ungewöhnliche. Aus der Literatur ſieht man die Oppoſition herabgeſenkt in die Köpfe der Maſſe. Die Regierungen finden ihr Material unter den Händen verändert, die Menſchen ſind frei geworden und führen eine ganz neue Sprache. Um aber

bei den Regierungen den Entschluß zu erzeugen, der Bewegung des Volks zu folgen, dazu bedarf es offenbar noch einer sehr bedeutenden Steigerung derselben oder einer starken Erschütterung von Außen. Dies ist unsere Lage; und diesen verhängnißvollen Zustand Teutschlands, daß man den Ausbruch innerer und äußerer Revolutionen mit verschlossenen Augen abwartet und aller Mittel beraubt ist, um durch freiwillige Reformen den nahenden Sturm zu beschwören, verdanken wir dem reaktionären System der jetzigen preußischen Regierung.

Die teutsche Bewegung ist die preußische, jede andere secundär. Durch den siebenjährigen Krieg und durch die Freiheitskriege erhob sich Preußen zu einer Weltmacht, durch die allgemeine Begeisterung für die Richtung, in der beide Kriege sich bewegten, wurde Preußen das Herz und die Seele, durch die Philosophie, die es pflegte, der Kopf Teutschlands. Eine dreißigjährige Reaktion hat diese glückliche Stellung in ihr entschiedenes Gegentheil verwandelt. Die preußische Regierung hat alle Sympathie der Teutschen und eines großen, grade des besten Theils ihrer eignen Mitbürger verscherzt, unwiderruflich verscherzt. Aber wenn auch das offizielle Preußen unpopulär, wenn auch der „geistesfreie Staat mit demokratischen Institutionen" zum abschreckenden Bilde eines pietistischen Polizeistaates geworden ist; dennoch sieht sich fortwährend ganz Teutschland an sein Schicksal gebunden. Keine literarische, keine religiöse, keine philosophische, keine Staatsentwickelung kann in Teutschland auf durchgreifende Weise gelingen, wenn Preußen dabei unbetheiligt bleibt. Darum sind die kleinen teutschen Revolutionen nach 1830 so klein geblieben, darum begreift jetzt jeder, daß es sich für die nächste Zukunft einfach um den Sieg der Freiheit in Preußen handelt, darum ist die jetzige preußische Bewegung wesentlich eine teutsche.

Preußens emanzipirender Beruf, dem es jetzt geflissentlich entfremdet wird, ist nicht von gestern. Schon Friedrich II. verfocht die Interessen der protestantischen und aufgeklärten Teutschen. Er selbst war durch die französische Bildung und durch sein philosophisches Genie weit über die pedantische Masse seiner gelehrten

und ungelehrten Unterthanen erhaben. Er ſorgte nun ſo viel er konnte, — man erinnere ſich nur an Wolf's Zurückberufung nach Halle — für die Befreiung der Bären und Mucker, die er beherrſchte; es ſcheint aber, daß er wenig daran glaubte, wenigſtens wirft man ihm von patriotiſcher Seite fortdauernd ſeine Intereſſeloſigkeit für teutſche Literatur und Bildung vor. Der Aufſchwung unſerer Dichtkunſt und Philoſophie, der nun erfolgte, iſt aber nicht ohne engliſche und franzöſiſche Vorbilder geglückt, man hat Friedrichs II. Studieen und Vorliebe in's Teutſche überſetzt und man hat die Muße dazu und den nöthigen Muth gefunden, weil in Teutſchland die Parthei der Aufklärung gegen die des Katholizismus, die Oeſterreichiſche, durch Friedrich II. geſiegt hatte.

Das Muckerthum und überhaupt jede geiſtige Rohheit ſteckte aber damals noch ſehr tief in den Teutſchen. Die großen Männer, wie Leſſing, Kant, Wieland, Göthe, Schiller, die ſpäter eine freiere Bildung heraufführten, fanden noch am Ende des Jahrhunderts eine wüſte theologiſche Verfolgung und hatten keineswegs mit Einem Schlage die Majorität des Volkes für ſich. Der Kaiſer Joſeph aber, der auch Oeſtreich zu befreien ſuchte, wurde ſehr bald von dem Jeſuitismus, dem böſen Genius dieſes Staats, beſeitigt. Und als unter Friedrich Wilhelm II. Wöllner mit ſeinem Religionsedicte, Biſchoffswerder mit ſeiner Geiſterſeherei, als die Liederlichkeit und die rohen Gelüſte des Hof- und Landadels in aller Einfalt wieder zum Vorſchein kamen, war nur die Kehrſeite der Aufklärung, wie ſie auch im außeröſtreichiſchen Teutſchland exiſtirte, wieder zu Ehren gelangt. Hätte der Hamburger Götze nicht in Wöllners Rohheit gegen Kant ſeinen Triumph über den gottloſen Leſſing feiern können? Pietismus und Reaktion führten die Kataſtrophe von 1806 herbei.

Ein heimathloſes, mit dem Stock regiertes Söldnerheer, eine Saat Wöllnerſcher Pfaffen, eine ausſchweifende Reſidenz, ein geſinnungsloſes Dienerkorps, kein Volk, nur intereſſeloſe Unterthanen — das war die Erbſchaft Friedrich Wilhelms III., die 1806 offenbar wurde, das die Beute Napoleons. Der Staat Friedrichs II., der ſich erſt moraliſch aufgelöſt hatte, war nun auch hiſtoriſch geſtürzt. Nun aber erwachte überall das Gewiſſen. Freie Den-

ker, große Männer, kühne Charaktere verbünden ſich im Norden Teutſchlands, organiſiren, republikaniſiren, bewaffnen, bilden, begeiſtern das Volk; und in wenigen Jahren, mitten in der Noth, war die edle, menſchliche Richtung wieder vorwiegend und der Geiſt der Freiheit zu einer ſolchen Macht gelangt, daß er Alles mit ſich fortriß, als es galt, den europäiſchen Tyrannen zu ſtürzen.

Dies that das Volk oder, wie man im Teutſchen zu ſagen pflegt, die Demokratie; aber die Demokratie erſtickte in dem geiſtloſen teutoniſchen Siegesjubel und verendete in der ſchlaffen teutſchen Philiſterwelt. Nur zu bald kam es an den Tag, wie weit die übrige teutſche Welt hinter den Wiederherſtellern Preußens und ihren Gedanken zurückgeblieben war. Die Verfaſſung, die Bildung, die Dichtung, die Freiheit ſelbſt, — Alles ging unter in ein wüſtes „Teutſchthum" und in ordinäre Philiſterei; und als man erſt gründlich entdeckt hatte, welche brauchbaren Maximen eigentlich teutſch und hiſtoriſch, welche Rohheit des Regiments unſer mittelaltriges Erbtheil ſei; da ward aus dem urſprünglichen Aufſchwung die drückendſte Reaktion.

Seit 1818 finden wir die Kehrſeite unſers Nationalcharakters, die politiſche Unterthänigkeit, die wiſſenſchaftliche Myſtik, die Polemik gegen Verſtand und Freiheit wieder rüſtig am Brette. Preußen, das eben noch als jugendlicher Heros und Befreier, als Humaniſirer Teutſchlands, als „Bildner einer beſſern Zeit" dageſtanden, Preußen wurde gleich nach den Freiheitskriegen (durch die Karlsbader Beſchlüſſe ꝛc.), der Diener des Oeſtreichiſchen Geiſtes; und wenn neben dieſem System in Preußen noch die Tradition der Philoſophie und Bildung ſich fortſpann, ſo verließ man ſich ganz einfach darauf, daß die Philoſophie, wie bisher den Maximen von Herrſchaft und Unterwürfigkeit nicht in den Weg treten, ja, daß ſie ihnen durch paſſende Ausführungen bereitwilliger Geiſter nur dienen werde. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte ſein Königliches Wort vom 22. Mai 1815, er hatte ſein freiſinniges Volk, ſeine eignen freien Geſetze, ſeine rettenden Rathgeber vergeſſen und war wieder ganz einfach ein großer Landesherr, Bruder und Freund noch größerer Herren, der Herren von Rußſ-

land und Oeſtreich, er war Alliirter der trefflichen Bourbonen geworden, und der einfache politiſche Hausmannsverſtand, für den es nur Herren und Diener, Landbeſitzer und Unterthanen gibt, erſcheint wieder als Genius des preußiſchen und — täuſchen wir uns nicht — darum auch des teutſchen Volks. Eine lange Geduld, eine lange Schmach, die nun ſchon ein Vierteljahrhundert, nein, die ſchon über dreißig Jahre dauert!

Verloren die kleinen konſtitutionellen Staaten ihre freie Bewegung, ſo verlor Preußen die Sympathie Teutſchlands und ſeine ſouveraine Selbſtbeſtimmung. Es iſt nur noch eine Ironie, Preußen eine Weltmacht zu nennen. „Mit Einem Ruck, ſagt v. Struve in ſeinen Aktenſtücken, war es von der glänzenden Stelle herabgedrängt, welche es in den Zeiten des Freiheitskampfes eingenommen hatte, und welche es fortdauernd hätte behaupten können, wenn es nur gewollt hätte; dafür mußte es nun eine höchſt bedauerliche Rolle ſpielen. Denn es wurde eigentlich doch nur von Oeſtreich und Rußland benutzt, um die Plane des einen oder des andern dieſer Kabinette durchzuführen, insbeſondere gegen die freie politiſche Richtung unſerer Zeit. Und der Haß der übrigen teutſchen Völker entbrannte nun wieder von neuem und um ſo heftiger gegen Preußen, je mehr man von ihm erwartet hatte.“

Als nun der gegenwärtige König zur Regierung kam, ſtanden ihm zwei Wege offen, den lange komprimirten Geiſt zu entfeſſeln. Er konnte mit Willen oder wider Willen die Bewegung machen. Er hat gewählt: ſollte die Geſchichte nicht aufhören, ihre Prämiſſen zu entwickeln, ſo mußte ſie es gegen ſeinen Willen thun. Der König hat bei wiederholten Gelegenheiten in ſeinen Reden und Cabinetsordres mit deutlichen Worten die konſtitutionelle, die literariſche und die religiöſe Bewegung in Preußen entſchieden verworfen.

Bei ſeiner Thronbeſteigung war in Teutſchland nur Eine Stimme, daß nach dieſer 25jährigen Proſa, nach dieſer unerhörten Täuſchung aller Verheißungen, nach dieſer unverantwortlichen Vergeſſenheit aller freien Geſetze aus der großen Verjüngungsperiode, eine Zeit der Poeſie und der Erfüllung kommen müſſe, und daß der König die goldenen Früchte der Saat, die von 1808—18

gesä't worden war, erndten werde, wenn er das System der Herrschaft und des Land- und Leutebesitzes, welches ja doch schon keine volle Wahrheit mehr sei, in das System der durchgeführten und ehrlich konstituirten Freiheit verwandeln wollte. An der Möglichkeit war nicht zu zweifeln. Die lange Arbeit im Innern und in der Stille der Theorie hatte das Volk aus der alten Rohheit zur Humanität und Bildung erhoben. Die Verfassung der Städte, die Philosophie, die Literatur, die Erinnerung an die Erhebung, die Erfahrung des Aufschwungs, die Berührung mit den Franzosen, die freiwillige Aufnahme der Ideen der großen Revolution, der Eindruck der Julirevolution, die Entwickelung der überirdischen Spekulation zur lebendigen, humanen, genießbaren, politischen und poetischen Bewegung — die ganze innere und äußere Geschichte befähigte das Volk und drängte mit Nothwendigkeit auf die Rückkehr zur Freiheit hin; — es galt die Konstituirung aller der neuen Elemente, auf der einen Seite die völlig befreite Theorie und Presse, auf der andern die Ausbildung des demokratischen freien Staates, der im Norden unter dem Druck der Eroberer seine ersten, kühnen Anfänge genommen und nun seit 25 Jahren vor die Thür der Domainenverwaltung und ihrer Feldhüter, der Polizei, gesetzt war.

Aber der König hat sein eigenes Ideal. Er verließ sogar den Weg seines Vaters. Während jener nichts that, als daß er über die Erbschaft der Freiheitskriege, wie sie eben war, im Sinne der alten Monarchie disponirte und Alles was aus dem Volk einen Miterben hätte machen können, selbst sein königliches Wort, dahin gestellt sein ließ, hat der jetzt regierende König einen positiven Zweck und ein ausgesprochenes Ideal, das er zu verwirklichen sucht. Dieser positive Zweck, dieses von dem Könige wiederholt ausgesprochene Ideal ist das rein persönliche Regiment, gestützt auf den „Glauben der Vorväter.“ Der König haßt die modernen Gedanken, und in beiden Rücksichten, in Politik und Religion, schwebt ihm die Rückkehr zu einer besseren Zeit als Ideal vor. Da keine bestimmte Zeit und keine bestimmte Form als die gute festgestellt werden kann, so bleibt der Zweck ziemlich unbestimmt, nur die Richtung im Allgemeinen ist

klar, im Uebrigen hängt es von dem „Herzen des Königs und seinen allerhöchsten Entschließungen" ab, welche bestimmte Vorzeit jedesmal die gültige und erwünschte ist. Als man in Königsberg auf das Jahr 1815 und auf das Gesetz vom 22. Mai 1815, welches eine allgemeine Volksvertretung anordnet, zurückgehen wollte, wurde in der Kabinetsordre vom 4. Oct. 1840 die Rückkehr zu dieser Vorzeit und zu diesem „Glauben der Väter," dem Glauben an die konstitutionelle Freiheit, ausdrücklich verworfen und nur der Grundsatz festgehalten, „der jedesmalige Wille des Königs ist das Gesetz des Staates." Daraus ergibt sich nun, daß seit 1840 die Verfassung Preußens sehr einfach die Willens-, Gemüths- und Geistesverfassung seines Königs ist.

Deßhalb hängt in Preußen jetzt mehr als je Alles von der Person des Königs ab; Alles sieht nach oben, und erst wenn der König gesprochen hat, weiß man, wie man daran ist, nicht für immer, versteht sich, sondern für so lange, als man nicht vermuthet, daß der König seine Ansicht geändert habe und nun anders sprechen werde.

Die Entschließungen und Worte des Königs üben in einem solchen Zustande natürlich den durchgreifendsten Einfluß aus; der bewegliche und phantasiereiche König, der jetzt auf dem Thron sitzt, muß also in das ganze Getriebe eine ungewöhnliche Bewegung bringen.

Dieß erklärt im Allgemeinen die große Bewegung, welche Preußen seit 1840 ergriffen hat und läßt eine fortschreitende Steigerung für die Zukunft erwarten. Aber die Ursachen der Bewegung liegen eben so sehr im Volk und in der Zeit, als in dem Naturel des Königs.

Hätte der König mit seinen Herzenswünschen das Herz des Volkes und unserer Zeit getroffen, so wäre, nach der 25jährigen Kompression, die sein Vater ausgeübt, sogleich eine noch viel größere Bewegung des Volks erfolgt, als wir sie erlebt haben. Die großen Ereignisse, die wir jetzt vor uns sehen, hätten wir hinter uns, und auf die bequemste Weise von der Welt, wie einen Geburtstag oder ein Frühlingsfest durch den bloßen glücklichen Thronwechsel. Es ist gerade umgekehrt gekommen.

Durch ſein Ideal in Politik und Religion iſt der König nach einander mit allen Provinzen in Widerſpruch gerathen, mit der Rheinprovinz in einen politiſchen über die freie und teutſche Geſetzgebung, mit Oſtpreußen und Schleſien über die Verfaſſungsfrage, ob das väterliche Geſetz vom 22. Mai 1815 oder fort und fort die jedesmalige allerhöchſte Entſchließung das Grundgeſetz des Staates ſei, mit verſchiedenen Städten über die Religion. Der König hat Halle, Berlin, Königsberg, Breslau zurechtgewieſen, er hat ſich durch die Demonſtrationen ganzer Provinzen und großer Volksverſammlungen „nicht imponiren laſſen," ſich entſchieden gegen die freie Richtung der Lichtfreunde erklärt und für die hierarchiſch-pietiſtiſche, obgleich ſie faſt ohne allen Halt im Volke iſt und nur Geiſtliche, Beamte und etwas Adel aufbringen konnte, ſeine Sympathie ausgedrückt. Dieſe Differenzen ſind ſehr gewagt; der König iſt ein mächtiger Herr; aber er überſchätzt ſeine Macht. Die Arbeit der Jahrhunderte ungeſchehen zu machen, wäre eine ſo große Verwüſtung, daß er dazu geradezu ein zweites Volk und die Ueberwältigung ſeines eignen nöthig hätte, und auch dann noch nicht zum Zweck gelangen würde.

Die neueſte Differenz iſt die mit Königsberg. In ihr wird der Gegenſatz möglichſt abgeſtumpft, ohne Zweifel aus dem Gefühl, daß eine Regierung dann doch keine Dogmen ſchaffen könne und den Zeitgeiſt nehmen und gebrauchen müſſe, wie ſie ihn gebildet finde. Der Magiſtrat von Königsberg proteſtirt am 23. Sept. gegen die Anmaßung der pietiſtiſch-hierachiſchen Partei. Es iſt wohl zu merken, daß dieſer Proteſt ſpäter iſt, als die Erklärung des Königs gegen den Berliner Magiſtrat, daß unter den Frommen ſeine treuſten Diener wären. Der Königsberger Magiſtrat „fürchtet Sekten," er hat den wahrſcheinlichen Abfall der Lichtfreunde im Sinn. (Der ſeitdem, bevor noch dieſer Aufſatz zum Drucke gelangte, erfolgt iſt.) „Die Mehrzahl halte feſt am „Glauben der Väter," ſie wolle aber nicht, daß Einzelne in kraſſer Form ihm vorſchreiben, was ſie glauben ſolle, was nicht. In der Kirche wolle ſie bleiben; aber ſie wiſſe die Forderung der Kirche von allem Hierarchiſchen zu ſondern." Der Magiſtrat überläßt ſchließlich dem Könige, was er thun will.

— Der König „hat der Vorstellung des Magistrats mit Wohlgefallen die Ueberzeugung entnommen, daß die Mehrzahl der Königsberger am Glauben der Väter treu festhalten will, und daß die Spaltung der Kirche in Sekten ein großes Uebel sein werde. Der Magistrat werde in einer Zeit, wo es mit mehr Kühnheit, als je von vielen Seiten versucht wird, den Glauben der Väter anzugreifen und in seinen Fundamenten zu erschüttern, seinerseits auch bemüht sein, das treue Festhalten an jenem Glauben nach bestem Vermögen überall stützen und fördern zu helfen und dadurch die Sektenspaltung und die Vertauschung der kirchlichen Autorität gegen die Despotie jeder individuellen Meinung entgegenwirken, welche für sich Lehrberechtigung der evangelischen Gemeinde gegenüber in Anspruch nimmt." — Leider ist es ewig unmöglich der Despotie der individuellen Vernunft anders zu entgehen, als daß man seine eigene Vernunft dagegen setzt. Die Differenz zwischen dem Könige und dem Magistrat ist nicht geringer, als sie in Halle und Berlin war, sie verwischt sich nur durch den unbestimmten Ausdruck: „Glauben der Väter," unter dem der Magistrat den Rationalismus, der König die Orthodoxie versteht. Die Differenz würde gleich hervortreten, wenn jeder Theil sagte, was er glaubte und was nicht. Indessen beide Theile wissen auch, daß eine nähere Erörterung überflüssig ist. Jedermann lieset zwischen den Zeilen und weiß, der eine Theil will die Freiheit, der andere die Autorität.

Die religiöse Differenz nimmt eben darum, weil sie eine so entschiedene ist, das öffentliche Interesse so lebhaft in Anspruch; und sie ist um so entschiedener, je ausgebildeter das Gefühl der Geistesfreiheit in Deutschland wurde und je mehr Gewicht der König auf die Wiederherstellung der Rechtgläubigkeit oder des „wahren Christenthums" legt. Das Christenthum ist aber ein zweischneidiges Schwert: seine Wahrheit ist der Mensch und seine Realisirung die der wirklich geistig und sozial-politisch befreite Mensch.

Diese Wahrheit ist jetzt enthüllt; und die religiöse Bewegung, die vor der Reaktion so sehnlich herbeigewünscht und auf

alle Weiſe geſchürt wurde, hat den Sinn: von der einen Seite das Eindringen dieſes Bewußtſeins der Freiheit und der Bildung in das Volksleben, von der anderen den Widerſtand dagegen. Die Menſchen ſollen Religion haben, das Herz der Menſchen ſoll ſich mit einem weſentlichen Inhalt erfüllen und bewegen laſſen; der Streit iſt nur der, ob die alte Privatgläubigkeit oder die univerſelle Humaniſirung und die demokratiſche Realiſirung des Chriſtenthums, nach dem alle Menſchen Brüder und gleich ſind, den Inhalt der neuen Religioſität ausmachen ſoll.

Der kantiſche Rationalismus, der den Chriſten leidlich vernünftig, der moderne, der ihn zum Menſchen, zum gebildeten, freien und emanzipirten Menſchen macht, die Aufklärung, die Philoſophie, die ſchöne Literatur und die große Revolution, die ſozialen Probleme ſind über Deutſchland gekommen. Längſt iſt im theoretiſchen Gebiet die Freiheit von aller Autorität erobert und im praktiſchen das Ideal geltend gemacht, daß jedes Volk ſich nach ſeiner Bildung jedesmal ſeine Geſetze ſelbſt zu geben habe. Die Formen, in denen das Volk ſich ſelbſt ſeine Geſetze, dieſe einzige nicht Freiheits feindliche Autorität, kreiren kann, ſind entdeckt und bei den gebildeten Völkern in Anwendung gebracht. Es iſt alſo ganz unzweifelhaft, daß in unſerer Zeit und in Deutſchland weder die Autorität der Prieſter, noch die perſönliche Willkühr des unumſchränkten Königs die Herzen der Menſchen zu gewinnen und zu feſſeln im Stande iſt. Das *illuſoriſche* Chriſtenthum faßt nicht mehr, das *wahre* Chriſtenthum, ſein wahrer Sinn, ſein Weſen, *der freie Menſch und deſſen Realiſirung*, würde aber allerdings die Aufgabe unſerer Zeit in ihrem ganzen Umfange löſen. In dieſem Sinn iſt unſere Zeit religiös, in dieſem Sinn iſt die religiöſe Bewegung in Deutſchland ſchlechthin Freiheitsbewegung.

Laſſen wir uns einen Augenblick auf die Differenz ein, um ihre Bedeutung aus ihrer eigenen Faſſung zu erkennen. Die Einen wollen den Glauben, einen beſtimmten Glauben; die Anderen wollen ſich auf nichts Beſtimmtes einlaſſen. Die den beſtimmten Glauben wollen, haben unglückliche Verſuche gemacht, ihn feſtzuſetzen. Die Pfaffen können nicht mehr feſtſetzen, was die Men-

-ſchen glauben ſollen, ſie ſind ſelbſt nur darüber einig, daß ſie exiſtiren müſſen. Um über die Dogmen einig zu werden, können ſie aber auch nicht mehr abſtimmen; denn kein Menſch nimmt heutzutage noch den Glaubensſatz als ein Geſetz, ſondern lediglich als eine Sache der Privatmeinung. Die Augsburgiſche Konfeſſion zu befehlen, wie dies die ſächſiſchen Miniſter verſucht haben, iſt alſo ein vergebliches Unternehmen. Die ſächſiſchen Miniſter glauben ſelber nicht mehr an alle die Herrlichkeiten, z. E. ſicherlich nicht an den Teufel und ſeine großen Verwüſtungen, Hagel, Peſt und Sturm auf Erden; ſie haben ohne Zweifel ſelbſt ihre Zweifel; was wollen ſie alſo den Glauben für andere dekretiren? Es handelt ſich heutzutage nicht mehr um die Satzungen der Theologen oder Pfaffen, es handelt ſich nicht mehr um einen beſtimmten Glauben, es handelt ſich gar nicht mehr um den Glauben und um die Kirche, ſondern um die Freiheit des Geiſtes und der menſchlichen Geſellſchaft. Die freien Gemeinden ſind keine Kirche. Die Kirche iſt die Gemeinſchaft der Theologen, welche die Geſetze des Glaubens feſtſtellen, Kirchenverſammlung ganz konſequent Pfaffenverſammlung; die freien Gmeinden dagegen, wie ſie zum Beiſpiel die Teutſchkatholiken bilden, ſind, ſo lange ſie nicht wieder in die Hände von Pfaffen fallen, lauter gleiche Menſchen, welche ihr Leben ſelbſt ordnen und ihre theoretiſche Fortbildung zum Ergebniß der Zeitentwickelung machen. Ihre Hauptaufgabe iſt daher die Erziehung. Die Selbſtbeſtimmung der Gemeinden iſt Freiheit; die Herrſchaft der Theologen Hierarchie.

Es iſt nun dahin gekommen, daß die Pfaffen in der That abgeſchagt ſind. Als Herrſcher und Geſetzgeber exiſtiren ſie nicht mehr; wo ſie als Beamte exiſtiren, kommt es darauf an, ſie zu einfachen Gemeindegliedern und ihre Funktionen zu wiſſenſchaftlichem Unterricht zu vermenſchlichen. Die Religion für die große Herzensangelegenheit der freien Menſchen, die Begeiſterung für ihre gemeinſame Aufgabe — das iſt kein Monopol einer Zunft, ſondern eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde und nicht nur der Einen, ſondern aller freikonſtituirten und freidenkenden Gemeinden.

Weil es unmöglich iſt, neue Dogmen aufzuſtellen und eben ſo unmöglich, die alten feſtzuhalten, ſo fällt alles Intereſſe bei der religiöſen Bewegung in die Freiheit auf der einen und in den Widerſtand dagegen auf der anderen Seite. Deshalb iſt auch die ganze religiöſe Bewegung in Teutſchland eine politiſche und ſie iſt dies

1) der Form nach; denn ſie iſt in Preußen nun einmal augenſcheinlich ein Konflikt der rationalen Bildung unſerer Zeit mit dem Ideal des Königs und der pietiſtiſch-hierachiſchen Parthei.

2) dem Inhalte nach; denn weder die Lichtfreunde, noch die Neukatholiken wollen ein Dogma oder einen anderen „Glauben", ſondern ſie wollen Geiſtesfreiheit und Gemeindefreiheit, ſie wollen theoretiſche und praktiſche Emanzipation. Sie wollen keine Sekte bilden, ſie wollen das vorſtellen und ausüben, was ihnen am Herzen liegt und was ſie ſind, — ſie wollen freie Menſchen ſein, die frei konſtituirt ſind, und die Bildung der Zeit durch Leben und Schule auf ihre Nachkommen bringen.

Sobald die religiöſe Bewegung in Teutſchland zur vollſtändigen Klarheit über ihren Inhalt und ihre Lage gekommen iſt, wird die Scheidung von der Kirche überall vor ſich gehen, eine Scheidung wodurch ſich keine Sekte oder Glaubensnüance bildet, ſondern wodurch ſich die Reformation des 19. Jahrhunderts vollzieht, die nothwendig eine totale Freiheit im Auge haben muß, weil es gegenwärtig klar iſt, daß eine geiſtige Freiheit nur in politiſch-ſozialer Konſtituirung geſichert und realiſirt werden kann. Die Lichtfreunde ſind bis jetzt bei der theoretiſchen, der Geiſtesfreiheit ſtehn geblieben. Sie entſpringen aus dem alten und neuen Rationalismus. Das Dogma genirt ſie wenig, weil es überhaupt die rationalen Proteſtanten, d. h. die große Maſſe unſerer Zeitgenoſſen, nicht genirt. Es handelt ſich vornämlich um die Bibel, die zwar immer frei ausgelegt, aber doch zum Grunde gelegt wurde.

Wislicenus in ſeiner Schrift: „Ob Schrift? Ob Geiſt?" macht nun den Zeitgeiſt und die Philoſophie ausdrücklich zum

Prinzip und hebt dadurch die zum Grunde liegende Bibel und ihre Autorität auf. Es ist richtig, daß er das ausdrücklich thut, was sonst jede Zeit nur unbewußt gethan hat; — aber die Lichtfreunde kommen mit dieser Theorie nicht von der Stelle. Warum nicht? Weil sie sich gegen die Kirche und das Pfaffenthum nur erklären, nicht dagegen handeln, ihm die Massen der Menschen zwar aufsässig machen, sie ihm aber nicht entreißen; weil sie kein eignes neues Leben beginnen, sondern in der Kirche bleiben und wenn auch bei einem freieren Glauben, doch immer beim Glauben bleiben; weil sie sich nicht nach der Freiheit, von der sie durchdrungen sind, konstituiren, sondern — wie der Königsberger Magistrat, „erwarten, was der König thun wird."

Was der König thun wird?! Der König hat erklärt, „was er thun wird," und er hat den Lichtfreunden ganz richtig gerathen, als er ihnen in Halle sagte, sie möchten sich auf ihre eignen Füße stellen — nur müssen sie es in Masse thun. — Der König nannte dies „eine Sekte bilden," weil er sich den Erfolg nicht als totale Befreiung vom Glauben, sondern nur als eine Modifikation des bisherigen Glaubens vorstellte und der Bewegung keine Ausbreitung und keine Energie zutraute. Der König würde aber seine Ansicht von der freien Sektenbildung sofort ändern, wenn die Lichtfreunde zum klaren Bewußtsein kämen, sich konstituirten, wie es pfaffenfreien Gemeinden zukommt, und wenn dann die Massen ihnen zufielen, die im Grunde der Seele mit ihnen übereinstimmen.

Allerdings sind schon die Volksversammlungen und die unzähligen Proteste gegen die Pietisten gelungene Versuche, um sich von der Popularität der Sache zu überzeugen; aber sie sind noch eingehüllt in den Nebel der Glaubensfreiheit, es fehlt ihnen noch der klare Begriff der wirklichen Freiheit, der Freiheit vom Glauben überhaupt und die daraus entspringende konstituirende Energie. Die Lichtfreunde thun noch nicht, was sie wollen, ja, sie sagen noch nicht einmal, was sie denken.

Dies ist bei den Deutschkatholiken anders. Diese Bewegung gewinnt ihre tiefere Bedeutung schon durch den tota-

len Abfall von der römiſchen Kirche. Die eigentliche Kirche, das Pfaffenthum, welches Dogma und Gemüth beherrſcht, iſt die römiſche Kirche. Hier iſt der Pfaffe ganz unterjocht, ganz entmenſcht und gebrochen. Seine Aufgabe iſt, dieſe Unterjochung und Zerſtörung des freien Menſchen, die er in ſich verwirklicht ſieht, überall zu vollziehen, damit Alle dem allgemeinen Wahn zum Opfer fallen:

„Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt,
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört."

Von dieſer totalen Vernichtung des Menſchen durch den Katholizismus gibt es nur Eine Befreiung: die totale Wiederherſtellung des Menſchen und — die Vernichtung des Pfaffen in allen Menſchen.

Mit dem erſten Wort, welches die Deutſchkatholiken geſprochen, erſcholl dieſer goldne Morgenruf einer neuen Zeit: „werdet wieder Menſchen, werdet frei!" Sie ſagen und predigen empfänglichen Gemüthern, dem feinen Ohr des Volks, dem letzten Richter über alle Weisheit: „Wir wollen Alle Brüder ſein und brauchen keine Pfaffen, wir proklamiren keinen Glauben, wir proklamiren die Liebe, und dieſe Liebe verwirklicht ſich in der Gemeinde freier und ſolidariſch verbundener Menſchen, deren Aufgabe eine ideale, die Geiſtesfreiheit iſt und eben ſo ſehr eine reelle, die Erziehung und die Sicherung der Einzelnen im Ganzen." Durch das Letztere treten die neuen Gemeinden an die Stelle der Korporationen und würden, wenn ſie Ernſt mit der Praxis der Verbrüderung machten, in viel umfaſſenderem Sinne leiſten, was früher die Korporationen zur Aufgabe hatten. Ronge ſagt in ſeinem „Zuruf": „der Geiſt der Liebe läßt das Wort des Evangeliums nicht als Spielpuppe, das Evangelium nicht als dogmatiſche Zauberſchranke, nur den Geiſtlichen zugänglich, beſtehen; er dringt auf Befolgung des Wortes, auf Bethätigung der evangeliſchen Lehren."

Das zweitausendjährige Spiel mit der Bruderliebe ſoll Ernſt, der Zauber des Dogma's gelöſt, die Bethätigung der chriſtlichen Lehren die Aufgabe werden, — das heißt in der That den wahren Sinn und Zweck des Chriſtenthums ergreifen. Der wahre Sinn des Dogma's iſt der Menſch und die menſchliche Freiheit, die jedermanns Sache iſt; die abgedroſchene Redensart der „allgemeinen Menſchenliebe“ gewinnt aber erſt einen Sinn, wenn kein Glied der Gemeinde verloren geht und verkommt, wie nur der ſeine Kinder liebt, der ſie zu wahren Menſchen ausbildet und zur Erreichung ihres höchſten Zweckes geſchickt macht. Die Liebe reell zum Prinzip machen, heißt die Praxis der Humanität — die Freiheit — zum Prinzip machen. Daher die Konſtituirung freier Gemeinden.

Die Lichtfreunde machen Oppoſition gegen die Obſkurantenpartei, die das Heft in Händen hat. Es könnte ſcheinen, als wäre dies kühner und mehr gethan; auch haben die Lichtfreunde dieſen Schein bereits gebüßt; es iſt aber dennoch weniger gethan. Könnten ſie ihren Zweck erreichen und die Obſkuranten aus ihrer politiſchen Stellung vertreiben, um an ihrer Stelle das Licht des Rationalismus und der Philoſophie wieder zum Regiment bringen; ſo wäre ihre Aufgabe gelöſt, die Sachen ſtänden aber nicht beſſer, als wir ſie ſchon früher erlebt haben. Erſt wenn das Licht nun weiter leuchtete oder gar zündete, würde eine Reformation entſtehn, man würde thun, was man denkt.

Das Prinzip der Deutſchkatholiken dagegen iſt unmittelbar der freie Menſch. Darnach konſtituiren ſie ſich und verwandeln ohne weiteres die unmenſchlichen Formen des Aberglaubens und des Pfaffenthums in die menſchlichen Formen der heutigen Bildung. Daher die Kraft dieſer Bewegung; darum haben die Deutſchkatholiken ſo unendlich viel geleiſtet — eine neue Welt erobert für ſich und ihre Nachkommen.

Es iſt zu vermuthen, daß die Lichtfreunde und die Deutſchkatholiken noch in einen Strom zuſammen fließen werden, es iſt zu wünſchen.

Die Bewegung beider Strömungen beweiſt aber, daß weder hier, noch dort die Obſkuranten und Pfaffen auf das ganze

Volk rechnen können und daß die Aufklärung so gut, als der Aberglaube die Massen in Bewegung setzt. *Die Bildung und Philosophie des Jahrhunderts ist durch diese Bewegung zur Herzenssache des Volks, d. h. zur Religion geworden.*

Man würde sich sehr irren, wenn man die Literatur und die Aussprüche der Theilnehmer, ja, wenn man selbst das Bewußtsein der bewegten Volksmassen, wie es sich giebt, beim Wort nähme und mit kritischem Hochmuth darüber herführe. Es ist natürlich, daß die ersten Versuche der neuen Richtung, sich auszusprechen, den Versuchen eines Kindes gleichen, welches gehen lernt. Die Köthener Versammlung, statt unmittelbar die Konstituirung unzähliger neuer Gemeinden zu beschließen, erklärt sich selbst für den richtigen, die Pietisten und Obskuranten für den unrichtigen Protestantismus. Was heißt das? Nichts weiter, als wir wünschen einen philosophischen Kultusminister und wollen die Pietisten aus der Regierung haben. Damit wäre aber wenig gewonnen; im Gegentheil, es wäre viel damit verloren. Man hätte gar keine Ursache, sich auf seinen eignen Kopf und seine eigne Kraft zu verlassen; das Volk käme weder zur Selbstbestimmung, noch zum Selbstgefühl; Altlutheraner und Lämmelbrüder, oder wie dergleichen Kaprizen weiter heißen, würden wieder in die Opposition geworfen, das milde Licht der unfruchtbaren Theorie würde wieder trivial und das große Experiment, welches die Geschichte jetzt herbeigeführt, ob das Volk in Masse ein freies Gemeindeleben und seine reellen Zwecke, Schule und solidarische Verbindung der Gemeindeglieder, Abschaffung der Pfaffen und des Aberglaubens wünsche und ertragen könne, ginge gänzlich verloren. Es kann jetzt gemacht werden, dieses welthistorische Experiment, es kann eine Reformation des Protestantismus und seine direkte Auflösung in Freiheit und Humanität, in frei konstituirte Gemeinden mit dem Zweck der Bildung und Verbrüderung durchgeführt werden. Die protestantischen Freunde würden unter den jetzigen Umständen ohne Zweifel ganze Gemeinden, ja, ganze Städte und Provinzen gewinnen; *aber sie müssen keinem Pfaffen trauen*, der nicht selbst gegen die Pfaffen auftreten

und einfaches Gemeindeglied werden will, bis er von der G
meinde etwa wieder zum Lehrer oder Vorsteher eingesetzt wird
Die Pfaffen und die Pfründen müssen vorläufig bei Seite bleiben
„Trachtet am ersten nach der Freiheit, so wird euch alles Ande
von selbst zufallen."

Noch viel konfuser und ganz voller Zopf ist die Erklärun
der Leipzig-Dresdner Vorstände der teutschkatholischen Gemeinde
vom 15. Juli. Man hört den sächsischen Philister predigen un
über der Predigt vergißt er den Inhalt. Die Bedeutung der Be
wegung liegt weit hinaus über diesen altlutherischen Nebel vo
„reinen Wort Gottes," vom „Heiland und Erlöser," den die ar
men Sachsen in ihrer versumpften Atmosphäre eingesogen. Wär
damals in Palästina die Welt erlöset worden, meine Herren, s
hätten Sie heute nichts mehr zu reformiren. Indessen Ihre Er
klärung ist vom 15. Juli, die sächsische Geschichte hat seitdem
manches aufgeklärt, in diesen 6 Monaten werden Sie Sich ohn
Zweifel selbst von Ihrem Zopf erlöset haben und die selbsterlösend
Kraft unserer Zeit oder die Autonomie des menschlichen Geiste
wird Ihnen klar sein.

Selbst Ronge's „Zuruf" und seine „katholischen Dichtun
gen" tragen noch das Gepräge einer Dämmerung der Wahrheit
die von seiner reellen Wirksamkeit unendlich weit übertroffen wird
Auf die Praxis aber kommt es hier an.

Dies Verhältniß wird von allen denen übersehen, die sich
einfach an die Worte der neuen Reformatoren und an die zensir
ten Zeitungen halten, oder gar gelehrte, tiefsinnige, poetische und
philosophische Forderungen an die Führer dieser Bewegung stellen.
Ihr Verdienst ist die Sympathie mit dem Volke und die Sym
pathie des Volkes mit ihnen — etwas bisher ganz Unerhörtes
unter uns; — und diese Bewegung des Volkes in Masse läutert
Alle, die dabei sich wirklich zu betheiligen fähig sind, von selber.
Die Führer müssen nothwendig dieselben Fortschritte machen, die
das Volk macht, und der Fortschritt des Volkes von
dem Widerwillen und der Gleichgültigkeit an dem
alten verblichenen Ideal zu einer großen ernstlichen
Begeisterung für eine freiere Form des Lebens und

Denkens ist ein ungeheuerer Aufschwung. Die Freiheit wird dadurch Herzenssache des Volkes, und die Erfahrung davon muß die Führer heben und die edle Seite ihres Geistes zur raschen Entwickelung bringen.

Die Rückkehr zu dem religiösen Interesse ist daher kein Abfall von der Freiheit, sie ist nichts anderes als die Rückkehr zu der Quelle aller Bewegung, zu dem Herzen des Volkes, sie ist kein Verlassen der philosophischen und politischen Freiheitsideen, sie ist vielmehr eine Konzentrirung des ganzen bisherigen idealen Erwerbs zur einfachen Gemüthsbewegung.

Ist die Bewegung nun fähig, sich durchzusetzen und das Volk in immer größeren Kreisen zu ergreifen, woran wir keinen Augenblick zweifeln, so kann ihr Resultat kein anderes sein, als die theoretische und praktische Befreiung der Teutschen im Sinne unserer Zeit. Was sich das Teutschthum träumt, was sich die „Christlichen" vorspiegeln, was wirklich Patriotisches und Dogmatisches in den einzelnen Theilnehmern lebt und kocht, — Alles dies wird von der unerbittlichen Flamme der Philosophie geläutert und von dem Zeitgeist in die klaren Zwecke der humanen Freiheit verwandelt werden.

Können die „Christen" ein neues Dogma machen? Nein! Warum nicht? Weil es niemand interessirt.

Können die „Teutschen" etwas spezifisch Teutsches machen? Nein! Warum nicht? Weil ihre Philosophie und Bildung, weil mit Einem Wort die Freiheit, die sie ja doch nur wollen, unter welcher Form es auch sei, kein Monopol des teutschen Namens, sondern etwas Allgemeines ist.

Das aber ist allerdings ächt teutsch bei der ganzen Angelegenheit, daß man bei dem Prinzip und bei der Reinigung des Herzens beginnt, daß man die Freiheit zur Gemüthsbewegung und zur speziellen Erfahrung des ganzen Volks macht, bevor man zur politischen Reform gelangt.

Auch vom Christenthum kann die Bewegung nur das Wahre, den eigentlichen Sinn und Zweck, nicht das Unwesen einnehmen. Nimmt man das Christenthum in seiner dogmatischen, abstrakten,

himmlischen Form, so wird es eine unerreichbare Unmöglichkeit: vom Himmel und seiner Seligkeit macht niemand die Probe. Das himmlische Christenthum und die Freiheit nach dem Tode ist die Fahne der Reaktion. Nimmt man sich dagegen vor, das Christenthum zu realisiren, d. h. sein wahres Wesen, den Menschen, zu realisiren, so wird es die Fahne der Freiheit. Das dogmatische Christenthum ist Reaktion, das praktische Christenthum ist Freiheit und Humanismus.

Das Volk steht der Praxis des Christenthums, „alle Menschen sollen gleich und Brüder sein," viel näher, als den Theorieen von den himmlischen Dingen, die auch für den einfachen Verstand selbst, ohne alle Unterstützung der Naturwissenschaft, zum wenigsten problematisch sind.

Die Realisirung der Religion, die mit dem sozialen Idealismus des Christenthums, der Liebe, Ernst macht, ist daher ein gewaltiger Strich durch die Rechnung der Reaktion. Vergebens hat sie mit der Religion gebuhlt, vergebens hat sie nach der Aechtung der Philosophie an das Christenthum appellirt; sie ist im Begriff in letzter Instanz ihren Prozeß zu verlieren. Die Religion selbst, das Herz mit seinen feurigsten Wünschen wendet sich gegen sie; und je voller sich die Kirchen der „wiederhergestellten, d. h. der verwirklichten Religion" drängen, desto unmöglicher werden die alten wüsten Träume der „geistlichen und weltlichen Herren." Das teutsche Volk braucht weiter nichts, als diesen Aufschwung für die Realisirung der Religion allgemein zu machen, um alles Pfaffenthum und alle Despotie mit einem Schlage los zu sein.

Diese Bedeutung muß jeder Mann von Einsicht der Bewegung zugestehen. Die protestantischen und katholischen Priester, welche daran herumnäkeln, weil sie von ihrem Kohl und ihrem theologischen Sauerteig gar nichts darin entdecken, die Zöpfe, welche an der Begeisterung die Gelehrsamkeit und an der Befreiung des Herzens den Staub ihrer Hörsäle vermissen, denen die Freiheit nicht positiv genug ist, weil sie nur den freien Menschen, nicht den Pfaffen ponirt, — diese unverbesserlichen Feinde der Menschheit, die es vorhersehen, daß sie auch hier wieder nur die

Motten ſein werden, die in das neue Licht fliegen, nicht die Gäſte bei dem Feſt, zu dem es leuchtet, — haben bei dieſer Gelegenheit nur die Einſicht, daß ſie keine Ausſichten haben.

Der liberale proteſtantiſche Geiſtliche und Profeſſor bedenkt vor allen Dingen ſeine Pfründe und ſeine Stellung. Die Freiſten ſelbſt werden immer dümmer, je mehr ſie werden, ſo Dräſecke und Großmann und nun gar wenn einer an einer Univerſität berühmt wird! er iſt für immer mit ſeinem Kohl identifizirt. Eben ſo traurig ſteht es mit den liberalen Katholiken, wie Weſſenberg und Kuenzer. Sie erſchrecken vor den Sektirern; der eine bleibt bei der „Kirche;“ der andere will die Pfaffen durch die verſammelten Pfaffen reformiren. Dieſe „aufgeklärten würdigen Männer“ wollen keine Freiheit von den Pfaffen, höchſtens etwas freiere Pfaffen.

Die Zeit dieſer Halbheiten, der Ruhm, in einer abſurden Stellung ein leidlich vernünftiger Menſch zu ſein, der Liberalismus der jetzigen Theologen, nicht mehr die Menſchen, ſondern nur ihre Schriften vernichten zu laſſen, die Ehre, Alles mögliche zu wiſſen, nur nicht, wo uns der Schuh drückt, nur nicht, wo uns die Kehle zugeſchnürt wird, nur nicht, wo die Welt verwüſtet, die Menſchheit verderbt wird — der Ruhm und die Ehre dieſer „Weiſen“ geht raſch zu Ende.

Es handelt ſich jetzt nicht mehr um die verborgenen Tiefen der Weisheit, ſie ſind hervorzuheben; es handelt ſich nicht mehr um gelehrte und geniale Prozeduren in Kunſt und Theorie, ſie ſind zu verwandeln in geſcheidte und geniale Thaten für's Volk. Dieſer Vorgang iſt da. Er iſt ſehr unerwartet und in einer ganz neuen Schicht der Geſellſchaft zum Vorſchein gekommen. Es gehörte dazu weniger Hochmuth, als die Schriftgelehrten und Phariſäer beſitzen, und mehr Zuſammenhang mit dem Volke ſelbſt, zugleich aber die Erfüllung des eignen Herzens mit dem gründlich befreienden Pulſe unſerer Zeit. Ehre den Männern, welche die neue Reformation unternehmen und ausführen. Es gehört viel mehr Charakter, viel mehr Takt, viel mehr Verſtand dazu, als unſere Schulfüchſe hinter dem Ofen ſich träumen laſſen.

Aber nicht nur die Philiſter, die Pedanten, die herrſchſüchtigen Theologen und die gemeinen Pfaffen treten der Bewegung entgegen; viel ſchlimmer iſt die Politik der römiſch- öſtreichiſch-bairiſch- franzöſiſch- preußiſchen Konſervateurs. Dieſe ganze ungeheure Conſpiration der gegenwärtigen Legitimität, vor der die Freiheit in Europa ängſtlich, wie ein verlöſchendes Licht flakkert, bis, wie es ſcheint, ſie ſich entſchließen, mit Einem Hauch ihres reaktionären Odems die arme Seele der alten Welt auszublaſen, dieſe Politik iſt der Hauptfeind. Aber wie der teutſche Philiſter die ganze Welt der Despotie als Atlas-Michel trägt, ſo iſt ſeine Befreiung die Entfeſſelung Europa's. Dies Bewußtſein iſt mächtiger, als das Religionsbekenntniß. Rede ſich daher niemand ein, den Baden und Preußen etwa noch nicht aus dem Traume gerüſſen hätte, — die proteſtantiſchen Regierungen müßten wenigſtens die Teutſch-Katholiken begünſtigen, weil ſie Proteſtanten ſind. In dieſer Region gibt es keine Proteſtanten. Alle Machthaber ſind von der unglücklichen Doktrin erfüllt, daß Obſkurantismus und Katholizismus in ihrem Intereſſe, geiſtige Freiheit gegen ihr Intereſſe ſei; und wenn ſie ſich's recht überlegen, ſo wünſchen ſie die Reformation ſo gut als die Revolution dorthin, wo der Pfeffer wächſt. Sie lieben an der Reformation nur die Beſchränktheit des ſtarren Bekenntniſſes an alle mögliche Unvernunft zu glauben, ſie lieben dieſe unter die Bank geſteckte Vernunft, wie Luther ſich klaſſiſch ausdrückt; aber ſie haſſen an der Reformation den Geiſt, der in alle Wahrheit leitet und die Menſchen befreit.

Auch wäre es der Tod der Bewegung, wenn ſie z. B. in dem jetzigen Preußen legitim würde. Dahin iſt es gekommen. Preußen braucht ſich eines Aufſchwungs nur ernſtlich anzunehmen, um ihm ſofort alle Herzen zu entfremden und nichts iſt in und außer Preußen ſo populär, als die Oppoſition gegen das reaktionäre preußiſche Syſtem. Die populäre Bewegung iſt das Einzige, wodurch der Haß von Preußen genommen, ihr Sieg das Einzige, wodurch Preußen wieder zu einer ruhmvollen Rolle gelangen könnte, ruhmvoll grade jetzt, wo das Bedürfniß, dieſes gigantiſche Netz der Reaktion, von dem Europa überſponnen iſt, zu zerreißen, fühlbarer, als je geworden iſt.

Aber warum ſchlägt man die Bewegung nicht mit Gewalt nieder? Man will der proteſtantiſchen öffentlichen Meinung, die natürlich für den Deutſchkatholizismus iſt, nicht in's Geſicht ſchlagen; man will aber auch die Katholiken nicht beleidigen, darum thut man nichts für die Reformation. Nur Würtemberg macht, wie gewöhnlich, eine rühmliche Ausnahme. Baden dagegen ſcheut den Haß der Freiheit nicht, weil es ſich ſchon für eminent frei hält. Die urſprüngliche Begünſtigung, welche die Deutſchkatholiken von Preußen erfuhren, entſprang aus einem leicht erklärlichen Irrthum über die Sache. Man hielt Ronge für einen beſchränkten Kopf und die ganze Bewegung höchſtens für eine proteſtantiſch-bornirte Glaubensſache, wie die Nüanze Czersky, dachte alſo, ſie würde eine paſſende Ableitung von der Politik und zugleich eine Genugthuung gegen Rom und Baiern ſein, welche bei Gelegenheit des Erzbiſchofs von Köln dem offiziellen Proteſtantismus ſo übel mitgeſpielt. Noch ganz vor kurzem hat Preußen ſich in dieſem Sinne über die Zumuthung der Unterdrückung ausgeſprochen, um die freie Welt zu gewinnen. Aber wie raſch ſieht es ſich enttäuſcht und die Welt aufgeklärt! Mit der liberalen Linken überreicht es dieſe hübſche Note und mit der reaktionären Rechten „zieht es die Zügel ſtraffer" und leitet Prozeſſe und polizeiliche Verfolgungen gegen Ronge und Wislizenus ein.

Nur Baiern und Oeſtreich ſind ungenirte Unterdrücker der neuen Reformation, wie ſie es von der alten auch waren. Sie machen keinen Anſpruch mehr auf die Sympathieen freier und vernünftiger Menſchen und ſchwelgen in dem wunderbaren Gelingen der Reaktion. Sie ſpielen va banque! ſie halten den endlichen Sieg der Philoſophie und Bildung für eine Chimäre, den der Freiheit aber für den Weltuntergang, gegen den man ſich wenigſtens bis auf den letzten Augenblick wehren müſſe.

Dieſe verzweifelte Maxime ſteckt in Preußen, Baden und Sachſen nur einzelnen Individuen im Kopf, ſie kann unmöglich Staatsmaxime werden, weil ſie der Geſchichte und dem Volksbewußtſein, das durch ſie erzeugt iſt, zuwiderliefe. Die religiöſe Freiheit, und wäre ſie noch ſo gründlich, muß ſich in Deutſchland durchſetzen, weil alle Bedingungen dazu gegeben ſind.

Wie weit es aber, selbst in einem Lande wie Baden, Einzelne in der Maxime der ungenirten Unterdrückung bringen können, davon gibt uns die Verfolgung des Mannheimer Journals durch den Spanier Uria-Sarachaga, der es ganz im Interesse der Jesuiten zensirte, ein Beispiel.

Herr von Struve, der Redakteur, ist Jurist und macht mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit alle Chikanen der Gerichts- und Verwaltungsprozeduren durch. Der Zensor ist eben so beharrlich im Streichen, namentlich der ganzen Teutsch-Katholischen Bewegung, die er ohne weiteres zur Angelegenheit einer „Sekte" herabsetzt, und der Berichte gegen Luzern, der Nachrichten aus Leipzig und Königsberg, die gegen die Jesuitenpartei sprechen. Struve's Buch, die Aktenstücke dieser Zensur, enthält lediglich in den gestrichenen, von Struve rothgedruckten Artikeln, eine fortlaufende Geschichte der Teutsch-Katholischen Bewegung vom Juli dieses Jahres an.

Welch' ein Zustand! und welch ein Schauspiel, einen loyalen, freien Mann, wie Struve, unter einem solchen Joch zu finden; und das ganze Verfahren läuft noch dazu, wie Struve klar nachweist, gegen das geltende Gesetz Badens. Dies Verfahren ist nur darum möglich, weil der teutsche Bund dies kleine Land unter seine Politik zwingt und in Preßsachen rechtlich ungültige Befehle des Fürsten zur Beseitigung von Gesetz und Verfassung ausgewirkt hat.

In Frankreich und England ist die Praxis freier, als das Gesetz, in Teutschland finden wir in diesem Fall die Gesetze frei und die Praxis despotisch. Es folgt daraus, daß wir Struve's Beispiel nachahmen und die Presse, wie das Staatsleben auch in der Wirklichkeit befreien.

Durch das Zusammenrücken der Korrespondenzen über dieselbe Angelegenheit, die Struve in seinen Aktenstücken vornimmt, entsteht ein treuer Spiegel der Perfidie, welche die Reformbewegung begleitet, so wie des Aufschwungs, den diese nimmt, sobald man sich überzeugt hatte, daß sie kein Produkt der preußischen Kabinetspolitik, sondern der preußischen Opposition ist.

Folgen wir ein wenig dem Struve'schen rothen Faden! Am 7ten Juli feiert man in Heidelberg die Befreiung Steigers und erklärt sich bei großer Theilnahme des Volks für einen geistigen Kampf gegen die Jesuiten, deren Eindringen an allen Orten die Bürger beunruhigt. Warum streicht der Zensor diese Mittheilung? Man dachte sich damals in Heidelberg diesen Kampf noch in der alten unbestimmten Weise; und doch hatte er in Preußen schon seine bestimmte Form und Gestalt durch die Gründung freier Gemeinden angenommen. Erst später wurde dann auch in Baden dieser Schritt gethan. Der Zensor korrigirt überall für „Teutsch-Katholiken" „Sekte" oder „Dissidenten" offenbar in dem Gefühl, daß es sehr übel wäre, wenn es sich hier um mehr, als eine theologische Kaprize, wenn es sich um die ganze Freiheit handelte.

Die preußische Regierung ist eben so fein, als der badische Uria. Hatte man den heiligen Rock gewähren lassen, so begünstigte man noch entschiedener die Berliner Konferenzen der hierarchischen Orthodoxen. Stahl in Berlin hat die Unverschämtheitheit, „nur für jetzt von Zucht- und Beschimpfungsmittel gegen die Ungläubigen abzurathen, erst wenn die Mehrzahl in den Gemeinden an das Evangelium glaube, könne man dazu schreiten." Man protestirt in Masse gegen diese liebliche Aussicht, jeder der noch heile Daumen hat, denkt an die Daumschrauben. Dann verbietet das preußische Ministerium, den Teutschkatholiken den Mitgebrauch der protestantischen Kirchen zu gestatten. Nun erscheinen die Proteste der Provinzen und Behörden, vornämlich Schlesien wendet sich gegen die pfäffischen Umtriebe in Berlin, eine Erklärung erscheint, eine Art Glaubensbekenntniß zum Schutz und Trutz, „möge sich das Pfaffenthum in der Robe oder in der Uniform zeigen." Die Menschen drängen sich zur Unterschrift. Eine ganz neue und unerwartete Opposition!

Eben so wie den Plänen des Herrn Stahl erging es dem Ministerialreskript. Die schlesischen und ostpreußischen Gemeinden weigern sich zu gehorchen. Die Behörden berathen sich. In Breslau bringt der Präsident des Konsistoriums, Gr. von Stolberg, in Vorschlag: „die Landwehrbataillone einzuziehen und mit

denſelben die ungehorſamen Orte zu beſetzen." Als man mit Recht dagegen einwendete, eine ſolche exzentriſche Maßregel werde die Gemüther noch mehr erbittern und Oel in's Feuer gießen, ließ er ſich in ſeinem Glaubenseifer alſo vernehmen: „das wäre eine ſchlechte Behörde, die ihren Befehlen nicht auch Gehorſam zu verſchaffen wiſſe." Zum Glück iſt ſein Vorſchlag nicht zur Ausführung gekommen, obgleich aus mehren Provinzialſtädten gemeldet wurde, „daß es ihnen an Macht gebräche, die Gemeinden mit Ernſt zur Befolgung des miniſteriellen Gebotes anzuhalten." Eben ſo in Danzig. Das Miniſterialreſkript wurde durch Kabinetsordre aufgehoben.

Welch ein Faktum, welch' eine Lehre! Wagt es frei zu ſein, und ihr ſeid es, d. h. wagt es, eure freien Geſetze für verbindlich und eure despotiſche Praxis für ungültig zu erklären; und ihr ſeid ſo viel, als ihr ſchon vor 30 Jahren hättet ſein können, wenn ihr nicht damals euch ſelbſt und eure Freunde, wozu ich auch den Staatskanzler Hardenberg und den Miniſter Humboldt rechne, feig im Stich gelaſſen hättet. — Die Zeiten haben ſich gebeſſert. Man hat ſo viel Gedächtniß, daß das Landrecht und die Geſchichte den Preußen Religions-Freiheit garantiren und man wird ſich allmählig auch noch auf andere Garantieen, die in der Geſetzſammlung enthalten ſind, beſinnen.

Höchſt bedeutend iſt die Nachricht von Ronge's Beſuch in Oſt- und Weſtpreußen und über die Reinigung der dortigen Gemeinden von den Meßgewändern und von dem übrigen Kram der unklaren Ezersky'ſchen Richtung. An Dowiat, der ſpäter von Marienwerder nach Danzig gezogen wurde, gewann Ronge einen fähigen Kopf für die gereinigte Reform. Der Teutſch-Katholizismus dringt auch nach Süd-Teutſchland. Am 3ten Auguſt meldet ſchon das Frankfurter Journal: „der Lawine gleich, die klein und unſcheinbar begonnen und am Ende mit unaufhaltſamer Gewalt Alles auf ihrer Bahn mit ſich fortreißt, breitet ſich der Teutſch-Katholizismus immer mehr aus." Der Zenſor des Mannheimer Journals ſtreicht die Lawine des Frankfurter; aber mit verſtärkter Gewalt gießt der Autor ſie ihm und der ganzen Re-

aktion in ſeinem Buche über den Kopf, die Geſchichte ſekundirt, und die Reform breitet ſich auch über Baden aus; ſelbſt die liberalen Pfaffen mit ihrer projektirten, nicht einmal erreichbaren Kirchenverſammlung können ſie nicht aufhalten.

Die Stolzenfelſer Verſammlung, kurz vorher die Halliſche Rede des Königs von Preußen! Der König „zieht die Zügel ſtraffer", die Verſammlung der proteſtantiſchen Freunde werden verboten, neue Prozeſſe gegen hervorſtechende Perſonen werden eingeleitet. Struve's Buch bringt gegen das Ende folgende Korrespodenz aus Königsberg: „Die Stimmung der Gemüther in hieſiger Stadt und Umgegend wird immer bedenklicher. Zu dem politiſchen und religiöſen, allenthalben verbreiteten Zündſtoffe tritt die Noth des Landes, die vorjährige und die diesjährige Mißerndte hinzu. Die Zuſammenkünfte im Böttchershöfchen ſind verboten, die Geſellſchaft der proteſtantiſchen Freunde iſt aufgelöſt. Auf der Preſſe laſtet der Druck der Zenſur. Alle Sicherheitsventile ſind verſtopft. Wir ſehen einer trüben, verhängnißvollen Zukunft entgegen. Der Landmann verkauft Hab' und Gut, bringt das Gelöſte durch und ſucht Heil in der Auswanderung. An den geiſtigen, der Regierung misliebigen Beſtrebungen, nimmt nicht nur der Bürger- ſondern auch der Gelehrten- und Staatsdienerſtand lebhaften Antheil. Daß unter dieſen Umſtänden die nächſte Zukunft uns mit groſſen Gefahren bedroht, iſt hier allgemein verbreitete Anſicht."

Auch dies hat die Zenſur unterdrückt. Iſt darum die Sache weniger bekannt, und wenn ſie weniger bekannt wäre, könnte man ſagen, daß ſie darum weniger bedeutend wäre? Würde die Krankheit Preußens, welche man die zurückgetretene Freiheit nennen könnte, durch vollſtändige Ignorirung zu kuriren ſein? Nimmermehr! Sie iſt nur zu kuriren durch den Ausbruch der Freiheit aus allen Poren, und von dieſem großen Heilungsprozeß iſt die religiöſe Bewegung der Anfang.

Struve's Buch iſt nicht blos ein religiös-politiſches, es iſt auch ein juriſtiſches Phänomen.] Der Fall, daß Juriſten mit Geiſt, Talent und Beharrlichkeit ihre Sachkenntniß für die Freiheit ausbeuten, wie dies der Prokurator Leu, der Stadtgerichtsrath Simon und hier von Struve thut, iſt eine ganz neue, ſehr

wichtige Begebenheit. Nichts unterjocht die Menschen mehr, als die heutige Jurisprudenz, aus dem einfachen Grunde, weil die ganze positive Gesetzgebung im Interesse der willkürlichen Herrschaft, die man zu teutsch Despotismus nennt, zu Stande gekommen ist. Das Studium und die Praxis der Juristerei verdummen auf gleiche Weise und bringen noch nebenbei den Bettelstolz auf dieses Nichts von Freiheit, auf diesen Mangel alles wahren Rechts hervor.

Um so ehrenwerther ist es von Struve, daß er die freien Momente, in denen sich die absoluten Gesetzgeber vom Liberalismus haben überraschen lassen, hervorhebt und benutzt. Nicht auf alle Gesetze, nur auf sehr wenige kann man sich berufen und diese wenige ins Treffen zu führen, ist so ziemlich dem Hochverrathe gleich. Wenige haben dies bisher gewagt. Aber Struve geht noch weiter, er kritisirt mit den guten Gesetzen die schlechten „Befehle" und „Beschlüsse," und hat, wie sich das von selbst versteht, darüber eine Unzahl Prozesse zu bestehen, d. h. man beruft sich hier von diesem freien auf die unfreien Juristen, seine Kollegen und es wäre sehr zu verwundern, wenn er ungestraft davon käme. Die Sache ist diese: (vergl. Struve Actenst. S. 93) Struve berichtet aus Mannheim vom 1. August: „Der in der Buchhandlung von J. Bensheimer hierselbst erschienne und vorgestern mit polizeilichem Beschlag belegte „Briefwechsel zwischen einem ehemaligen und einem jetzigen Diplomaten, herausgegeben von Gust. von Struve" ist gestern auch mit gerichtlichem Beschlage belegt worden. Als Grund für die gerichtliche Beschlagnahme wurde angeführt:"

„S. 194 der vorliegenden Denkschrift sei die Behauptung aufgestellt, daß die Karlsbader Beschlüsse das Verbrechen des Hochverrathes begründeten; da die großh. badische Regierung die damit gemeinten provisorischen Verfügungen der hohen Bundesversammlung bekannt gemacht habe, und noch an deren Befolgung festhalte, so sei jene Aeußerung als ein auch der badischen Regierung gemachter Vorwurf der Theilnahme an einem Verbrechen, folglich als eine Beleidigung dieser anzusehen. Deshalb und da die erste Hälfte der S. 193, der 2. Satz

der 3. Seite und den Schluß des 5. Briefes (S. 12. 13.) eine mehr oder minder direkte Aufregung zum Ungehorsam gegen die bestehenden Gesetze resp. die sie vollziehende Staatsgewalt enthalte, werde die polizeilich verfügte Beschlagnahme richterlich bestätigt."

„Die inkriminirten Stellen lauten wörtlich wie folgt: S. 194. daß die Karlsbader und Wiener Beschlüsse das Verbrechen des Hochverrathes begründen, habe ich bereits in früheren Briefen nachgewiesen."

„Es handelt sich also hier nicht von einer Schimpfrede, sondern von einer juristischen Deduktion. Es fragt sich daher, ob die Thatsache, auf welcher sie beruht, wahr, und die Schlußfolgerungen, welche daraus abgeleitet wurden, richtig sind. Ist dieses der Fall, so müssen sich alle dabei betheiligten Personen diese Anschuldigung gefallen lassen, weil sie wahr ist. Die Thatsachen beruhen auf Notorität, die Form der Darstellung ist nicht angegriffen worden. Wären daher auch die aus denselben abgeleiteten Schlußfolgerungen irrig, so könnte dieser bloße Verstoß gegen die Logik nicht einem Verstoß gegen das Strafgesetz gleich geachtet werden. Einer Regierung hat aber von Struve das Verbrechen des Hochverraths nirgends vorgeworfen, weil er als Jurist weiß, daß eine moralische Person ein Verbrechen nicht begehen könne. Die betheiligten Diplomaten aber müßten nach unserem Preßgesetz selbst klagend auftreten, wenn sie den sie treffenden Vorwurf von sich abwälzen wollten."

„Die weiter angegriffenen Stellen lauten wörtlich, wie folgt: S. 193. Diejenige Ordnung der Dinge, welche sich gründet auf Unrecht und Unfreiheit, erkenne ich nicht an. Landständische Verfassung, Preßfreiheit, Religionsfreiheit und Handelsfreiheit sind im politischen Leben, was im Familienleben Hab und Gut, Frau und Kind sind. Unsere Regierungen sollen uns herausgeben, was sie uns widerrechtlich entrissen, dann wird jeder Ehrenmann geneigt sein, das begangene Unrecht zu vergessen. Allein so lange sie auf ihrem Unrecht beharren, kann und darf kein Frieden sein zwischen dem deutschen Volk und den deutschen Regierungen. Dieser Friede wäre erkauft mit unserer Schande, diese Ruhe gründete sich auf unsere Herabwürdigung, diese Ordnung wäre die Folge der Un-

kehrung aller Begriffe und aller Gefühle, von welchen der ſtrebende Mann nicht abweichen ſoll, ſo lange ſeine Pulſe ſchlagen.“

„Der zweite Satz der dritten Seite ſagt: Glaubſt du, die teutſche Nation werde noch lange die Feſſeln tragen, welche die Karlsbader und Wiener Beſchlüſſe ihr anlegten?“

„Endlich der Schluß des 3. Briefes (S. 12. 13.) lautet folgendermaßen: Ich möchte daher doch den teutſchen Diplomaten rathen, nicht allzufeſt auf die vielgerühmte Geduld der Teutſchen zu pochen. Was dieſelben ſeit dem Karlsbader Kongreß als Krankheitszeichen zu beklagen beliebten, dürften doch vielleicht Zeichen der Ungeduld ſein. Die der freien Entwickelung der Nation entgegengeſetzten Schranken ſind als ſolche erkannt worden. So lange die Zahl der bei dieſen Schranken angelangten Vorläufer gering war, mochte man ſie wohl zerſtreuen. Allein allmählig rücken die Maſſen nach. Mit jedem Tage vermehrt ſich das Drängen. Die Nation will ihren Entwickelungsgang gehen, und überzeugt ſie ſich, daß dieſes nicht anders möglich iſt, als vermittelſt gewaltſamer Zertrümmerung der ihr entgegengeſtellten Hemmniſſe, ſo gerathen dieſe in große Gefahr, durch die Kräfte der Maſſen beſeitigt zu werden.“

„Ob die inkriminirten Stellen etwas Verbrecheriſches enthalten, ſo ſchließt Struve, oder ob nicht vielmehr eine wohlgemeinte, aus genauer Kenntniß der Nation abgeleitete Warnung — dieſe Frage wird vor unſeren Gerichten öffentlich verhandelt werden.“

Man hat die öffentliche Verhandlung ſtreitig gemacht; aber dieſe Frage, die Hauptfrage der teutſchen Gegenwart, iſt in Jedermanns Munde, es gibt kein Mittel mehr gegen ſie, und eben ſo allgemein bekannt iſt die Antwort. Das Gericht, ſo berichtet uns der 2. Theil des Struviſchen Aktenſtückes, der uns noch vor dem Drucke dieſes Artikels zu Geſicht kommt, hat Struve freigeſprochen. Das geheime Gericht, die verborgene Regierung, die verfälſchte Preſſe breiten eine dichte Nebelwolke über Teutſchland; und dennoch bleibt die wirkliche Lage der Dinge kein Geheimniß. Der Druck dieſer Finſterniß ſelbſt iſt ein Feuerſignal der Freiheit. Wozu wäre die Unterdrückung nöthig, wenn nicht alle Köpfe zu freien Gedanken, alle Herzen zu großen Sym-

pathieen ſich erhöben? Warum zenſiren die Nordamerikaner ihre Zeitungen nicht? Weil es überflüſſig iſt.

Die Staatskunſt iſt eine Steuermannskunſt. In Teutſchland brauchen die Piloten den Nebel, um die Klippen zu vermeiden. Welch ein Widerſinn! Die Oppoſition iſt die Klippe. Sie exiſtirt im Nebel ſo gut, als im hellen Sonnenlicht, und während die Regierung ſich nur mit ihrer Polizeilaterne aufklärt, hat das Publikum im Nebel ſelbſt ſehen gelernt. Eine Signalſprache, ſtatt der deutlichen Rede der freien Preſſe, eine allgemeine Freimaurerei, ſtatt der öffentlichen Meinung iſt eingeführt, die Worte ſind zurückgetreten in das Herz der freien Männer, ſeitdem die Sache ſelbſt nicht mehr geſagt, ſondern nur verwünſcht und beſiegt werden darf. Die Unterdrückung erzeugt von ſelbſt den Gegenſtoß.

Dieſe Wahrheit ſpricht ſich in allen Erſcheinungen der letzten Zeit aus. Die Journale werden verſtümmelt; man lieſet zwiſchen den Zeilen. Die Wuth gegen die Freiheit wird zur Zerſtörung; man publizirt wie Struve, die Zeitungen als Bücher über 20 Bogen. Die Schriftſteller werden verwieſen, prozeſſirt, eingeſperrt; es treten immer neue, immer kühnere, immer glücklichere auf. Die Philoſophie wird verboten; ſie verdichtet ſich zur Religion. Die Bücher werden verfolgt; lebendige Perſonen treten auf die Bühne. Dieſe verſammeln das Volk, ſie werden entſetzt, verklagt, und zum Schweigen verurtheilt; das Volk verſammelt ſich ohne ſie und jeder aus dem Volk iſt ein Redner. Auch dagegen gibt es ein Mittel: die öffentlichen Redner werden beſtraft; aber die Freiheitskrankheit iſt unverwüſtlich: die Menſchen denken, dichten, ſchreiben, reden, — exiſtiren. Endlich ſcheinen die Einzelnen überwältigt, dieſer Redakteur, dieſer Literat, dieſer Redner, dieſer Lichtfreund, dieſer Prediger; da treten die Behörden, die Maſſen, Alle treten auf, die Lebehochs bleiben aus, das Leben und Lebenlaſſen iſt vorüber, Pereats ertönen, die Hähne knacken, Tirailleurs und Pelotons geben Feuer, hier ſtürzen die verhungerten Meuterer, dort die friedlichen Spaziergänger; der Rothſtift des Zenſors hat ſich in Büchſenkugeln verwandelt, die ausgeſtrichenen Gedanken in ausgeſtrichene Menſchen; und die Ruhe herrſcht in Teutſchland. Die Ruhe? —

Welch eine Entwickelung! und in wie kurzer Zeit! Iſt dies das alte Teutſchland? Iſt dieſe geknechtete, beſchoſſene, zu Paaren getriebene, grollende Maſſe das alte philoſophiſche, geiſtesfreie Teutſchland? Es wetteifert im Verbannen mit Spanien, im militäriſchen Zuſchlagen mit der franzöſiſchen Reaktion, im Geiſtesdruck mit den italieniſchen Pfaffen; aber es ſtehen Männer auf, wo man nur Lumpe zu finden dachte, Helden, wo arme Sünder, Prieſter werden Befreier, Soldaten denken und reden, Beamte führen das Wort der Oppoſition. Schon iſt es überflüſſig zu befehlen, daß die Journale nicht für das große Publikum geſchrieben werden ſollen; das große Publikum weiß ohne Journale und trotz der ſchlechten Journale, was es will, und die Journale würden äußerſt intereſſant ſein, wenn ſie nur ſo viel berichten dürften, als das große Publikum denkt und will.

Sowohl die religiöſe, als die politiſche Stimmung (und wir haben geſehen, daß beide dieſelbe Bewegung ſind), die ſich aus den Schriften, Reden, Verſammlungen, Kammerdebatten und Regierungsmaßregeln ergibt, beweißt das allgemeine und tiefgefühlte Bedürfniß — nach Freiheit.

Die Ausbreitung der Bewegung iſt nicht mehr zu läugnen, die Maſſen ſind in ſie verwickelt, ja die Majorität iſt ihr gewiß, ſobald ſie ein gewiſſes, philiſtröſes Maß nicht überſchreitet. Nun wird es aber auch zum Gewährenlaſſen dieſer Mittelmäßigkeit nicht kommen; die Gegenſätze ſind unverſöhnlich. Jede Konzeſſion wäre nur ein Verſuch der Reaktion, die Bewegung um ihre Früchte zu betrügen. Nichts iſt gewonnen, was nicht ohne Widerrede von der allgewaltigen Begeiſterung und Uebereinſtimmung ganzer Bevölkerungen erobert wird. Die Geiſtesfreiheit wird genommen, gewährt wird ſie nicht: die Preßfreiheit kann nur thatſächlich exiſtiren; wenn die ganze Maſſe des Volks ſie nicht mehr entbehren kann, ſo wird ſie ſein allen Geſetzen zum Trotz, wie jetzt alle guten Geſetze ſie vergebens dekretirt haben: die politiſche Freiheit iſt ganz in demſelben Falle.

Es iſt daher nur ein Heil für Preußen und für Teutſchland, der vollſtändige Sieg der jetzigen Bewegung über die Reaktion. Was die Proteſtanten ſo lange, als einen Ausruf der

Verzweiflung zu ſagen pflegen: „es iſt um katholiſch zu werden!“ das wäre jetzt vielleicht ein guter Wurf der That, nur mit der geringen Veränderung daß ſie ſagten: „es iſt um teutſch-katholiſch zu werden.“ Der proteſtantiſche Name iſt ſo herunter, daß an ihm nichts mehr zu verlieren, die proteſtantiſche Wirklichkeit ſo in die leere Geiſtesfreiheit verrannt, daß mit ihr nichts mehr zu gewinnen iſt. Doch es kann noch nicht erkannt werden, wie die Sache ſich wenden wird.

Wenn der Dichter recht hat, welcher uns ruft:

„Frei ſein iſt nichts, frei werden iſt der Himmel!“

ſo iſt Teutſchland jetzt glücklich. Es kommt nur darauf an, ſein Glück nicht durch Erſchlaffung zu verſcherzen.

Zürich den 15. November 1845.

Nachträgliches (über Gervinus „Miſſion der Teutſch-Katholiken.“)

Als ich meine Bemerkung über die „gegenwärtige teutſche Bewegung“ niederſchrieb, war mir das Buch des Herrn Profeſſor Gervinus: „die Miſſion der Teutſch-Katholiken“ noch nicht zu Geſicht gekommen. Ich hole hier Einiges nach. Nicht, daß die Lektüre meine Anſicht geändert, nein, ſie hat ſie nur beſtätigt. Gervinus iſt im Ganzen für die Sache, und wenn er, ſo aufgeklärt er ſonſt iſt, noch in der Form einer etwas zurückgebliebenen Bildung redet, von der „Miſſion der Teutſch-Katholiken,“ als wenn die allerhöchſte Majeſtät dieſe Leute herabgeſendet, von der „Einheit Teutſchlands,“ ja, ſogar von „unſerm Adel,“ als exiſtirte noch die ganze Herrlichkeit des heiligen römiſchen Reichs; ſo iſt er vielleicht grade mit all ſeinen Illuſionen, Beſchränktheiten und Unklarheiten, die ihn oft in Einem Zuge die entgegengeſetzteſten Wendungen nehmen laſſen, einem großen Theil des gebildeten Publikums bequem. Die nackte Wahrheit verletzt, die Sache ſelbſt iſt oft eine Unmöglichkeit. Der Dämmer alſo hat ſeine Verdienſte, er ſchreckt nicht, im Gegentheil er gewinnt, er hält hin; und wenn dann die Sonne der Wirklichkeit aufgeht, ſo ſind die Augenlider zum wenigſten geöffnet. Dies Verdienſt hat Gervinus Darſtellung. Und ſeine Mängel ſind lehrreich. Einen

großen Theil seiner Ausführung nimmt der Skrupel und die Beseitigung des Skrupels ein, ob es nicht in dieser wichtigen Sache an einer großen Persönlichkeit fehle. Offenbar sind ihm die Prediger, die am Wege aufstehn, alle Welt mit sich fortreißen und ein großes Problem der Zeit ohne lange Qual auf's Geschickteste lösen, ein Räthsel gewesen. Man muß ihn nicht wenig loben, daß er sich die Sache am Ende noch richtig zurecht legt und die Macht der Zeitbildung anerkennt, vermöge der die Masse bei der ersten leichten Anregung, wie die durch Ronge war, sich selbst bestimmte. Einmal im Zuge, geht er nun weiter, und findet, die Zeit der großen Männer sei überhaupt vorüber, „die Völker träten an die Stelle der Einzelnen, und diese müßten froh sein, wenn sie die mächtig schreitende Welt nur begleiten könnten. Die instinktive Kundgebung des Volkslebens, grade dieser Antrieb des Zeit- und Volksgeistes könne Macht, Ausdauer und Sieg dieser Bewegung verheißen. Vielleicht, daß später, wenn der Trieb des Ganzen erst klar sei, einem „großen Manne" wieder die Stätte bereitet würde." Es ist gewiß, die ganz neue Erscheinung, daß große Volksmassen Eine Richtung und mit Energie einschlagen, frappirt jeden, auch den Gelehrten, der seinen primitiven „großen Mann," seinen Herrn, welcher ihn und alle andere beruft, im Kopfe hat. Darum denkt Gervinus ernstlich über dies Phänomen nach; aber nachdem er die Wahrheit richtig entdeckt hat, schließt er wieder damit: „Angesehne Katholiken möchten hinzutreten, damit man ihrem Vorgange sich anschließen könnte, und es würde ein großer Fürst sein, der diese Bewegung in seine Hand nähme;" als wenn die Bewegung nicht ihren Charakter, allgemeine Volksbildung und deren Bedürfniß zu sein, verlöre, wenn man sich durch das Ansehn der Uebertretenden und nicht durch den Drang des Herzens und die Einsicht selbst bestimmen ließe! als wenn die Freiheit der Gemeinden nicht augenblicklich verloren ginge, so wie ein Gewaltiger sich entschlösse, seine Hand darnach auszustrecken!

So fällt Gervinus aus seiner richtigen Erkenntniß wieder heraus und appellirt schließlich an den König. Ein König, der sich der Freiheit annähme, hörte auf König zu sein, und würde

ein Demokrat. Ein Fürſt kann dieſe Bewegung nur gewähren laſſen, ſo lang' es ſich um die Einſicht der Menſchen, und nicht leiten, wo es ſich um die Konſtituirung der Gemeinden handelt, denn dieſe hängt wieder von der Bildung ihrer Mitglieder ab. Die Freiheit hat keine andere Hoffnung, als plötzlich alle Herzen zu gewinnen und ihre Gegner von allem Volk verlaſſen zu finden.

Aus demſelben Grunde, weil ihm der große Mann und der König fehlt, und er ſich ſelbſt und ſeiner eignen Ausführung nicht traut, hält Gervinus auch die Bewegung zuletzt noch wieder für gefährdet. „Wie die Reformation in Oeſtreich und in Frankreich unterdrückt worden ſei, ſo könne auch dieſe Sache verloren gehn." Als es der Autor ſich klar gemacht hatte, daß die Bildung unſerer Zeit die religiöſe Reaktion auch nur zur Reformation zurück völlig unmöglich mache, mußte er noch einen Schritt weiter thun und ſich ſagen, daß auch die Machthaber und ſogar die äußerſten Reaktionäre von dieſer Bildung in Beſitz genommen ſind, daß ſie den eignen Charakter haben (etwas Aehnliches weiſ't er ſelbſt an Lavater und Zinzendorf nach), nur mit dieſer Bildung ſelbſt für die ſeltſamen Gelüſte und Wünſche einer Rückkehr zu arbeiten. Ginge alſo auch die Manifeſtation der Bildung unſerer Zeit, die in den Teutſchkatholiken vorliegt, verloren, die Bildung ſelbſt iſt ohne allen Zweifel im Voraus gerettet. Und die Unterdrückung dieſer Manifeſtation würde die Zeitbildung nur zu einem neuen, noch allgemeineren und durchgreifenderen Ausbruch zwingen. Durch die Unterdrückung der Philoſophie hat man die religiöſe Manifeſtation der Bildung nothwendig gemacht; durch die Unterdrückung der religiöſen Freiheit würde man ohne weiteres Revolution machen, und nicht etwa eine Emeute oder einen gewagten Bürgerkrieg; nein, es iſt niemand da, der gegen die Konſequenzen einer ſchlechthin allgemeinen Volksbildung zu Felde ziehen könnte. Zwingt alſo nur dieſen einfachen Geiſt unſerer Zeit, der ſeine Allmacht ohne weiteres kennt, in eine Kompreſſion, von einiger Tollheit ererzirt, zuſammen; und er wird nicht drei Tage brauchen, um eine Exploſion zu machen, die Alles mit Einem Schlage an ſeinen richtigen Platz rückt, die Obſkuranten, wie die Aufgeklärten, die Unterdrücker, wie die Unterdrückten.

Im Grunde weiß Gervinus auch dies. Er kennt den ungeheuren Unterſchied unſerer Zeit und die viel tieferen Wurzeln unſerer Ueberzeugungen gegen die aus den Zeiten der Reformation und der Religionskriege. „Leſſing und Herder ſeien die eigentlichen Reformatoren. Die Göthe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forſter und Lichtenberg hätten ſich aller Schranken des poſitiven Chriſtenthums entledigt; und ſie beherrſchten den teutſchen Geiſt. Ihre Bildung ſei jetzt die allgemeine Ausbreitung des aufgeklärten Denkens; daher ſei eine Erſcheinung, wie die der Teutſch-Katholiken möglich geworden.“ Gewiß! und darum iſt eben der Wunſch und die Ausführung der Reaktion — eine Unmöglichkeit. Wem es Vergnügen macht, auf ſolchen Wahnſinn ſein Schickſal zu bauen, den kann man bedauern, fürchten kann man ihn nicht. Wer ſich unwiderruflich dafür entſchieden hat, für den kann man zittern, von ihm hoffen kann man nichts.

Gervinus iſt alſo ein etwas konfuſer Kopf, den die jungen teutſchkatholiſchen Prediger, die vom Handwerk des Papſtthums und vom Fiſchfange Petri aufgeſtanden ſind, in dieſer Sache bei weitem überſehen. Warum? Weil Gervinus zwar die Literatur kennt, aber keine Zeit hatte bei ſeiner ausgedehnten Lektüre, im Göthe und Schiller zwiſchen den Zeilen und im Hegel auf dem Grunde des Gedruckten zu leſen. Die Philoſophen kennt er überhaupt nicht. Es fehlt ihm daher der Zuſammenhang ſeiner eignen Gedanken, er widerſpricht hinten dem, was er vorne lehrt; und eben ſo fehlt ihm der Zuſammenhang der neuſten religiöſen Bewegung mit den ewigen Prinzipien, die grade unſere Zeit ſo rein an's Licht heraufgezogen. Dies letztere wollen wir erſt nach fünf oder ſechs Jahren näher erörtern; das erſtere iſt aber eben ſo lehrreich, und ſelbſt Gervinus würde nicht dabei verlieren, wenn er es beherzigte.

Der merkwürdigſte aller Widerſprüche in Gervinus Buch iſt dieſer: „daß die Gründung einer neuen Kirche unter den Vorausſetzungen unſerer Theologen in unſern Zeiten nicht mehr möglich iſt, daß dagegen das Ziel einer Vereinigung der beſtehenden

Kirchen unter unſeren geſchichtlichen Vorausſetzungen keineswegs unerreichbar ſcheint."

Die Beſchränktheit der Theologen, die eine neue Poſition, d. h. eine Konfeſſion und ein Dogma bei den Teutſchkatholiſchen vermiſſen, die Unmöglichkeit einer neuen Konfeſſion, weil eben die Bildung über die Schranken des poſitiven Chriſtenthums hinaus ſei, weiſ't Gervinus nach, und dennoch ſoll das große Ziel, das die Bewegung angeregt, ſein — „die Vereinigung der Konfeſſionen." Es iſt nicht leicht möglich, gedankenloſer zu ſchreiben, und Gervinus iſt unter den Univerſitätsprofeſſoren noch einer der denkendſten! Wenn die Konfeſſionen exiſtiren, ſo können ſie ſich nicht vereinigen; wenn ſie aber in der allgemeinen Bildung aufgelöſ't ſind, wenn die Menſchen ſich überhaupt nicht mehr durch Bekenntniſſe binden, ſondern je nach ihrer Bildung dies oder das glauben oder überhaupt nicht mehr glauben, ſondern denken und von ſich aus entſcheiden; wie können ſich dann alle Konfeſſionen vereinigen? Die Auflöſung aller Konfeſſionen iſt eine Vereinigung der Menſchen in der Vernunft und Bildung, aber nicht im Glauben. Die Vereinigung in der Bildung iſt keine Verpflichtung auf beſtimmte Sätze, ſondern auf eine beſtimmte Sitte und eine gänzlich freigelaſſene, nur vom Lernen abhängige Anſicht.

Eine neue Kirche und eine Vereinigung der beſtehenden Kirchen in Eine, das wäre immer dasſelbe, es wäre eine Kirche und wäre eine Konfeſſion.

Hätte Gervinus, und in ſeinem Fall ſind Unzählige, ſich klar gemacht, daß Bildung nichts anders iſt, als eine fortdauernde Verwandlung des Glaubens in Erkenntniß, daß alſo nur eine Zeit, welche die wirkliche, freigelaſſene Bildung ausſchließt und die Herrſchaft der Pfaffen über die rohen Maſſen dekretirt, einen Glauben oder eine Konfeſſion brauchen kann, daß aber Kirche nichts anders heißt, als die Beherrſchung des Geiſtes durch die Prieſter, die ſich auch darum die „Geiſtlichen" zu nennen Urſache hatten; ſo würde er ſelbſt weder auf eine Vereinigung der Konfeſſionen, noch auf eine gemeinſame Kirche antragen. Denn Gervinus will wirklich die freigelaſſene Bildung, wie nur Einer.

Die neuen Reformatoren, die Gervinus nennt, die großen humanen Autoren des 18. Jahrhunderts, unter denen er die Philosophen nicht mitzählt, ohne Zweifel, weil sie ihm zu theologisch sind, — diese weltlichen Männer weltlicher Bildung (denn selbst Herder zieht als Schriftsteller den Pfaffen so viel als möglich aus) sind das die Stifter einer gemeinsamen teutschen Kirche? Nun, und wenn das nicht, was sind sie? Sie sind Stifter einer allgemeinen Humanität und Bildung, in der sich keine neue Kirche, sondern eine viel höhere Form der geistigen Bewegung, die vollkommene theoretische Zügellosigkeit etablirt, welche allerdings nichts anders ist, als daß jeder sehen und zeigen darf was er sieht und zu beweisen vermag, welche aber auch weiter nichts, als die allgemeine geistige Arbeit und die humanisirte Sitte braucht, um alle höheren Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Keine Predigt übertrifft die Werke des Geistes, der Kunst und Poesie, die in diesem ganz neuen Elemente mit weltbewegender Kraft aufschießen und gedeihen, kein Kultus erreicht die freie Kunst, die an seine Stelle tritt.

Im allgemeinen hat sich nun Gervinus von unserer Literatur und Bildung hinreißen lassen, ein freier Mann zu sein, im speziellen Fall aber wird er des Zopfes aller der Redensarten, welche in Kirche, Konfession, Glauben, Protestantismus, Vorsehung, höhere Weltordnung u. s. w. liegen, nicht Herr. Er will „das Ewige im Menschen" durch die Priester „an eine höhere Ordnung knüpfen." Das Ewige im Menschen ist die Vernunft, die höchste Ordnung die vernünftige. Alle Anknüpfung an eine übervernünftige Ordnung kann nur Unordnung, Gemeinheit, Despotie und Betrug erzeugen. Gervinus sieht tief unter der Freiheit, die Göthe und Schiller erreicht hatten; jene waren Menschen, er ist ein Philister.

Wie ihn „die Vereinigung der bestehenden Kirchen", so beschäftigt ihn auch „die Trennung des Staats von Kirche und Schule." Es ist ganz derselbe Mangel des Denkens wie oben, der ihn dies seltsame Problem nur aussprechen läßt.

Ist die Kirche eine Herrschaft über die Geister durch die Priester, so ist es klar, daß der Streit mit der Herrschaft des

Staats entſteht. Iſt aber der Staat die konſtituirte Geſellſchaft in jedem Sinn, ſo kann der Streit mit der, wie der Blick des Auges, — zügelloſen Gedankenwelt, die ſich eben aus der hierarchiſchen Konſtitution befreit hat, gar nicht entſtehn, obgleich die Gedanken, in denen ſich die Menſchen vereinigen, fortdauernd die Konſtitution der Geſellſchaft alteriren. Der Staat konſtituirt ſich auch in Schulen und Bildungsanſtalten; aber die Wiſſenſchaft und das Reich der Gedanken ſchafft und geſtaltet der Einzelne ganz nach freiem Entſchluß und Vermögen. Im Reich des Geiſtes herrſcht die völlig freigelaſſene Kraft und ſelbſt der Uebergriff bricht ſich an dem unmittelbaren Widerſtande dieſes elaſtiſchen Mediums. Der Gedanke, welcher der Kirche und der Kirchenherrſchaft zum Grunde liegt, geht nicht verloren; er wird nur auf die richtige Weiſe in's Werk gerichtet. Dieſer Gedanke iſt die Herrſchaft der Welt, gegründet im theoretiſchen Geiſte, als freier geiſtiger Macht. Der Verſuch einer Konſtituirung des theoretiſchen Geiſtes in der Hierarchie des geiſtlichen Staates hat die Unmöglichkeit, dieſe Regim zu konſtituiren, gezeigt. Es können nur die Einrichtungen getroffen werden, welche die Ueberlieferung der gewonnenen geiſtigen Güter ſichern und die Theilnahme Aller an ihnen einleiten: die Eroberungen ſelbſt ſind immer hierin Thaten der einzelnen Köpfe. Die Päpſte der freien Geiſteswelt kreiren ſich ſelbſt, und es iſt jeden Augenblick jedem andern erlaubt, ſie zu ſtürzen. Jeder Staat, der ſich vor dieſer Anarchie fürchtet, iſt eine Tyrannei und kein wahrer Staat. Jede ſtaatliche Kreirung der geiſtigen Größen erzeugt keine Köpfe, ſondern Zöpfe; Beiſpiele ſind die Univerſitätsprofeſſoren unſerer Zeit, Gervinus nicht ausgenommen. Der Hauptzopf iſt die Rede, die ſich nach den Verhältniſſen, nicht nach dem Prinzip und der Einſicht einrichtet, ein Vorwurf, der ſogar faſt allen Männern des Prinzips, den großen Philoſophen, die an unſern Univerſitäten gelehrt haben und immer ängſtlich nach dem despotiſchen Regiment hinüberſchielten, gemacht werden muß.

Um recht deutlich zu zeigen, wie ſehr der Dämon der lügen- und lückenhaften Bildung des teutſchen Zopfes den Profeſſor Gervinus in Beſitz hat, führe ich nur folgende Stelle an: „das gei-

ſtige und das *geiſtliche* (der Zopf nöthigt ihn dieſes „geiſtliche“ Ungethüm zwiſchen das „geiſtige“ und „politiſche“ Reich einzuſchieben, obgleich er, wie wir ſchon geſehen haben ſelber im Grunde nichts davon hält) alſo „das geiſtige und das geiſtliche, ja, *auch* das politiſche Reich in Teutſchland iſt auf allen Seiten angefallen von den gefährlichſten Feinden.“ Offenbar liebäugelt er hier auch ſogleich mit dem „politiſchen Reich in Teutſchland“, obgleich er ſelbſt einmal in dem Muſterſtaat des teutſchen Reichs, in Hannover, ein Haar gefunden und für einige Zeit ein Staatskritiker geworden war. Er nennt nun einige „Feinde“, unter anderen den Pietismus, den Ultramontanismus, den Jeſuitismus und ſeine Wirthſchaft in Belgien und Luzern. Dann aber kommen die Hauptfeinde. Er fährt fort: „Innerlich recht im Kerne unſerer eignen Bildung liegt Naturalismus und Deismus, von Philoſophie, von Natur- und Geſchichtskunde, von den mächtigſten Waffen des Geiſtes unterſtützt und gefördert: und wie edel dieſe Bildung ſich in ihrem geſunden Zuſtande darſtellt, ſo widerlich greift, wie ein Wurmfraß, der von da ausgeht, der Atheismus um ſich, und ein ätzender Menſchenhaß, und die Negative und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzloſe Spekulation; und man ſchickt ſich in dieſem Lager zu einem propagandiſtiſchen Feldzuge an, *der die ganze Maſſe des unterſten Volkes, wie kommuniſtiſch zu materiellem Beſitz, ſo philoſophiſch zu geiſtiger Gleichbildung mit den höheren Ständen heranziehen ſoll*, indem er jede Ausſicht auf ein anderes Leben, jeden Troſt und Hoffnung der Armen und Mühſeligen untergräbt, um ſie zu zwingen, auch an dieſem Leben zu verzweifeln, und niederzuwerfen, was beſteht, damit ein beſſeres aufgebaut werde. Man hat den Fanatismus des dürren Verſtandes ſchon einmal in furchtbarer Wirkſamkeit geſehen, mitten in den Schreckniſſen einer Revolution“, — — genug der abgedroſchenen Kapuzinade! Ja man hat ihn geſehn den “Fanatismus des dürren Verſtandes“ in dem Syſtem von Robespierre, der die Atheiſten, Cloots u. ſ. w. köpfen ließ und zum „Troſt der Armen und Mühſeligen“ Gott und Unſterblichkeit dekretirte, und ſpäter in dem Syſteme der „höheren Stände, welche ſich ſo dürr ver-

ſtändig fanatiſirten", daß die Terroriſtenköpfe wie ein Mohnfeld abgemäht wurden. Die Gott- und Unſterblichkeitsgläubigen und die Geldmänner waren ſo fanatiſch, als es die Atheiſten und Kommuniſten, wenn ſie ans Regiment gekommen wären, nur immer hätten ſein können.

Warum verklagt alſo Gervinus nicht eben ſo gut ſeine Glaubensgenoſſen, die berühmten Rouſſeauiſchen Terroriſten? Oder ſoll „der Fanatismus des dürren Verſtandes" dieſe Männer etwa wirklich bezeichnen? Dann hat Gervinus nur das Eine überſehn, daß er ſelbſt an derſelben „Dürre" leidet. Nicht die Spekulation iſt „herzlos", welche die Heloten der Civiliſation zu Menſchen machen will, nicht der Verſtand iſt „dürr", welcher die niedern Stände zu gleicher Bildung, wie die höheren, wenn auch nicht zu der gleichen profeſſoralen Bewußtloſigkeit, wie ſie hier Gervinus herleiert, erziehn will, ſondern die Spekulation iſt herzlos, wie die des Sklavenhändlers, die dem Status quo der Unterdrückung und der Unwiſſenheit, worin die große Mehrheit der Menſchen ſchmachtet, das Wort redet und der Verſtand iſt ganz verdorrt, der in Einem Athem anklagt und verdammt die Konſequenzen des Pfaffenthums oder der Herrſchaft durch die Rohheit und die Konſequenzen der Bildung oder der theoretiſchen Zügelloſigkeit, die ſich in allen ihren Verirrungen ſelbſt korrigirt und weder Atheiſten, noch Kommuniſten, noch Egoiſten, noch Separatiſten, noch Renomiſten, noch Philiſter, und wären ſie ſo groß, als Gervinus, fürchtet.

Was iſt von einem gebildeten Menſchen zu fürchten, wenn er wie Göthe und Hegel, Spinoza und Cloots ein Pantheiſt oder Atheiſt wäre? Gewiß nicht das Geringſte. Was iſt von einem rohen Menſchen, von einem Sklaven, der die Kette bricht, zu fürchten? Alles, vor allem aber die Rache, und wenn er an alle Götter aller Mythologieen des Erdballs glaubte.

Es wäre Gervinus zu verzeihen, alle die konfuſen Gedanken, die ihn das Böſe und das gute Prinzip in Einen Hexenkeſſel der Verdammniß werfen laſſen, für ſich hinter ſeinem Ofen zu haben; wenn er aber die Welt belehren und eine große Angelegenheit ins Klare ſetzen will, ſo muß er vorher ſich ſelbſt klar ſein. Nicht dieſe empiriſche Profeſſoren-Figur, die in Heidelberg

für das teutſche Reich, für das geiſtliche Reich und für das geiſtige Reich zugleich fürchtet, nur ein freier Menſch, aber der auch ohne Schwierigkeit kann das große Räthſel einer gebildeten Zeit löſen, die ſich frei konſtituiren und darum in dem „geiſtesfreien" Teutſchland die glückliche geiſtige Zügelloſigkeit nicht aufgeben aber die politiſche oder geſellige Freiheit dazu erobern will.

Wie groß ſind die kleinen Führer des Teutſchkatholizismus gegen den großen Profeſſor in Heidelberg! Ronge's Verdienſt iſt jetzt das aufgeſtellte Ei des Kolumbus. Doch thun wir Gervinus nicht Unrecht Immer klingt die Wahrheit wieder durch. In dem großen Unheil der Angriffe von Pfaffen auf der Einen, von Ungläubigen auf der andern Seite nennt er die teutſchkatholiſche Bewegung „einzige Poſition, die ſchon jetzt ihre auffallenden Wunder gewirkt hat." Eine Poſition, wovon? Eine Poſition der Bildung und der Begeiſterung des Volks für den Inhalt dieſer Bildung, die Freiheit. —

Er kann es nicht anders meinen, denn er hat es im Anfang ausdrücklich geſagt.

Er nannte das Poſitive die Sitte des Chriſtenthums und wollte die Duldung aller Doktrinen zum Prinzip machen. Gervinus wird alſo auch die wiſſenſchaftliche Welterklärung, und die Verzichtung auf den Troſt des ewigen Lebens dulden; er wird die Doktrin von der Ausbreitung der Bildung über Alle, er wird die Doktrin von der abſoluten Aufhebung des Helotenthums der niedern Stände dulden; am Ende wird er ſie nicht nur dulden, weil er es geſagt hat, ſondern weil er dieſe ſchrecklichen Lehren ſchon aus den Evangelien kennt, wenn er nicht etwa auch die zu ſehr als Literarhiſtoriker und ohne auf die Wahrheit zu achten, geleſen hat.

Die Duldung aller Doktrinen iſt der unbefangene Ausdruck für die Anarchie des theoretiſchen Geiſtes. Nur freilich duldet die Duldung lieber „die zurückgebliebenen Doktrinen," als die Neuerungen, wie wir denn ſo eben geſehen haben, daß Gervinus alle Konfeſſionen zu dulden Luſt hätte, aber nur nicht die Pietiſten, die Jeſuiten und die Atheiſten, weil er ſelbſt zu dieſen drei Bekenntniſſen der Gegenwart ſich nicht bekennt.

Das Wahre ist, daß man praktisch und de facto alle Doktrinen dulden wird, so lange sie nicht selbst gegen die Ordnung der Freiheit sich zu konstituiren versuchen; daß man aber theoretisch gegen jede fremde Doktrin zu Felde ziehen und durch die Bildung vornämlich „die zurückgebliebenen Doktrinen" aufheben wird.

Dies Geschäft übt jetzt der Teutschkatholizismus, und das Gefühl der Befreiung, der Jubel über den Einklang des neuen Ausdrucks der Zeit „mit den innersten Gedanken jedes aufgeklärten Menschen" — das ist die religiöse Herzenserfüllung, die gegen den einsamen Spekulanten und Naturforscher so vortheilhaft absticht, — vortheilhaft warum? Weil die Welt in der „Uebereinstimmung der aufgeklärten Menschen" die Erfahrung macht von der Rettung des höchsten Gutes: „Vernunft, Verstand und Wissenschaft" aus den frechen Händen der Tyrannei, die nach ihm ausgestreckt waren. Nein! diese Welt, deren Patriarchen Lessing, Göthe, Kant, Hegel und Schiller sind, wird nicht untergehen, das Volk stehet auf, sie zu vertheidigen und das ganze Volk, „so weit die teutsche Zunge klingt." Darin, daß spezifisch unsere Bildung und Aufklärung mit ihren Konsequenzen in dieser Bewegung vertheidigt wird, liegt auch die Rechtfertigung des „teutsch" in ihrem Namen; und sobald wir den Sieg der angefangenen Befreiung gefeiert haben, wollen wir es offen bekennen, daß nun der teutsche Name wieder zu Ehren gebracht ist, eher aber nicht.

Zürich den 23. November 1845.

(Tugenstopfer 6).

Ein Diplomat an einen andern.

Zum letztenmal nenne ich Sie meinen Kollegen. Ich werde von meinem Posten zurücktreten und als Demagoge für meine Sünden büßen. Sie wissen es, Herr Kollege, daß mich meine Funktion schon lange Zeit gedrückt hat. Ich bin nicht dazu gemacht, ein Volksbetrüger zu sein, und ich habe gegen keine

Betrügerei größeren Abscheu, als gegen die legitime. Ein Fuchs ist mir als Fuchs weniger verhaßt, als wenn er sich mit fremdem Pelz wie ein legitimes Vieh geberdet. Wenn ich mich mitunter aus mir selbst hinausversetze und mit fremden Augen ansehe, so erschrecke ich vor mir und begreife nicht, wie ich mich durch falschen Ehrgeiz und äußere Vortheile zu einer Rolle habe verleiten lassen, die meiner innersten Natur widerstrebt. Nur der Umstand, daß die Gewohnheit unsere Schurkereien legitimirt hat und die Welt sie verehrungsvoll als Wohlthaten hinnimmt, konnte mich über mich und mein Verhältniß so lange Zeit verblenden. Aufrichtig, Herr Kollege, sind wir nicht der Mehrzahl nach die größten Schurken der Welt? Sind wir nicht Heuchler, Lügner, Betrüger durch und durch? Ist uns irgend ein Mittel zu raffinirt, wenn es gilt, einen sogenannten politischen Zweck zu erreichen? Ist uns irgend ein Recht heilig, wenn es unserer Kabinetspolitik im Wege steht? Haben wir vor unserem wie vor einem fremden Volk auch nur den mindesten Respekt, wo wir auf die Untergrabung seiner Freiheit hinarbeiten können? Gibt es irgend Etwas in der Welt, wozu die Diplomatie nicht fähig gewesen wäre? Herr Kollege, mich ekelt vor ihr. Und mein Ekel stammt nicht bloß daher, daß sie durch und durch schlecht ist, sondern hauptsächlich, daher, daß sie durch und durch unmännlich ist. Dieses feige, geheime Spiel von Intrigue, Spionerie, Kricherei, und dann vor der Welt diese kecke, feierliche Heuchelei, diese nichtswürdige Würde, diese lächelnde Erhabenheit — ist das eine Rolle für einen Mann? Und dann diese gähnende Faullenzerei, diese raffinirte Liederlichkeit und diese schamlose Vergeudung der Gelder des Volks, das man verrathen hilft! Pfui, Herr Kollege, mich ekelt vor mir selbst, trotz meinen blitzenden Orden, meiner goldgestickten Uniform und meiner glänzenden Equipage. Zu Diplomaten unserer Art sollte man nur Kastraten nehmen oder — Maitressen.

Unter den Lichtpunkten, die ich in der Zukunft erblicke, erfreut und tröstet mich keiner so sehr, als die einstige Abschaffung der Diplomatie. Ja, Herr Kollege, diese Abschaffung ist so sicher, als sie möglich ist. Um es dahin zu bringen, brau-

chen die Völker nur freier zu werden. Ich ſehe in der Zukunft an der Stelle der geheimen Diplomatie öffentliche Völkerparlamente, welche die einzelnen Völker in gleicher Weiſe mit ihren Geſandten beſchicken, wie die Wahlbezirke eines Staats ihre Deputirten in die Landtagsverſammlungen ſenden. Denken Sie ſich, um den Anfang zu machen, Deutſchland, Frankreich und England, alle drei verbündet und mit gleicher Freiheit ausgeſtattet. Was wird dieſe Völker hindern, ein Völkerparlament für ihre auswärtigen Angelegenheiten und zwar mit Ausſchluß aller ſonſtigen Zwiſchenverhandlungen zu errichten? In dieſem Parlament würden ſie vor aller Welt die Angelegenheiten aller Welt beſprechen und durch ihren Einfluß beſtimmen können. In dieſem Parlament würden ſie ihre Grenzabſperrungen mildern, die Abſchaffung ihrer ſtehenden Heere beſchließen, die gegenſeitige Gültigkeit ihrer Münzen einführen, ihre Geſetzgebungen und Zuſtände allmählig egaliſiren, kurz ihre Haupt-Intereſſen und zwar ſolche Intereſſen, an welchen die jetzige, feindſelige Vereinzelung gar nicht zu denken wagt, reguliren und ſichern können. Und zwar ganz offen vor aller Welt, unter der Theilnahme wie der Kritik aller Welt, denn die Macht einer ſolchen Volksvereinigung würde ſo wenig Geheimniſſe nöthig, als die Oeffentlichkeit zu ſcheuen haben. Vor einem ſolchen Parlament zöge der Neſtor der durchtriebenen Diplomatie beſchämt die Mütze ab und der Herrſcher aller Knuten würde vor ihm erzittern.

Dies nur einige Andeutungen. Man braucht nicht ſanguiniſch zu ſein, um die Verwirklichung eines Projekts vorauszuſehen, das durch das Entwickelungsgeſetz der Nationen geboten, dem politiſchen Leben der Welt eine andre Geſtalt geben und tauſendfachen Segen für die betheiligten Völker im Schooße tragen würde.

Leben Sie wohl. Halten Sie es in Ihrer Stelle noch länger aus, ſo beſitzen Sie ein zäheres Gewiſſen, als ich.

VII.

Die Teutſchen in Rußland.

(Mittheilungen eines Teutſchen aus Petersburg.)

Einſt wurde die europäiſche Menſchheit aus einem Schlafe, in welchen ſie durch die Entnervung der römiſchen Sklaverei verſunken war, durch die Völkerwanderung geweckt und das ſtockende, verpeſtete Blut der alten europäiſchen Welt durch den Impfſtoff der geöffneten Adern Germaniens aufgefriſcht. Jene kriegeriſche Völkerwanderung iſt mit großen Lettern in das Buch der Geſchichte eingeſchrieben, wie Alles vorzugsweiſe, was in alten Zeiten die Welt mit Furcht und Schrecken erfüllt hat. Dagegen gibt es eine ſtille, geräuſchloſe Geſchichte, welche entweder den öffentlichen Annalen ganz fremd bleibt, oder nur zur Kunde weniger kommt, die den geheimſten Inhalt der Weltgedanken leſen. So ſtill und unbemerkt ſetzt ſich auch in der neuern und neuſten Geſchichte eine Völkerwanderung fort, welche allmählig bis zu einem gewiſſen Punkte fortſchreitet und dann plötzlich eine welthiſtoriſche Kriſe bewirkt. Dieſe Völkerwanderung gibt drei Welttheilen in höherm Grade zurück, was einſt Europa von Aſien her erhalten: Lebenskraft. Die Auswanderung und Koloniſation iſt die gemeinte, ebenfalls nicht immer friedliche Völkerwanderung. Die verſchiedenen Völker Europas ſtrömen fortwährend von ihrem Ueberfluſſe an Menſchen in fremde Welttheile und Völker aus, und man kann am beſten aus der Art dieſer Auswanderung den Charakter jeder großen europäiſchen Nation beurtheilen. England und Frankreich, bewaffnet mit ihrer nationalen Macht, ziehen kriegeriſch den Kindern ihres nationalen Bodens voran, in fremden Welttheilen mit gewaffneter Hand ihnen die Stelle eines neuen Vaterlandes zu

ſichern. Dann, wie es Pflicht eines ächten Vaterlandes iſt, behalten ſie das Tochterland fortwährend unter ihrem ſtarken Schutz, und ſichern ihm dieſelben Rechte und Freiheiten und damit dieſelbe Nationalität, welche das Vaterland zu eigen hat. Nur ſo rechtfertigt ſich die nationale Beſonderheit, indem ſie durch Thatkraft und individuelle Würdigkeit ſich geltend macht. Ohne dieſe iſt Nationalität eine Abſurdität. Ganz anders als mit der engliſchen und franzöſiſchen iſt es mit der Auswanderung und Koloniſation des teutſchen Volkes, wie mit deſſen Lebensäußerungen überhaupt. Schutz- und hülflos in jeder Beziehung hat der Teutſche von jeher den heimathlichen Boden verlaſſen, weil er kein Vaterland hat, das Willens oder im Stande wäre, ihm in fremdem Lande Schutz zu leiſten. Wie könnte das ein Land, welches durch ſeine Verfaſſung in ſich zu ſchwach iſt, um nur ſelbſt gegen den äußeren Feind ſtark und ſicher zu ſein? Deſſen Verfaſſung andere Völker klug benützt haben, um es zum Spielball ihrer Willkühr und Uebermacht zu machen? — das nur vorhanden zu ſein ſcheint, um ſich zuerſt von einheimiſchen und dann von auswärtigen Feinden ausbeuten und unterjochen zu laſſen?

Gleichwohl ſcheint das alte Teutſchland, dieſer aller Leiden ungeachtet unverwelkliche Greis, die Beſtimmung zu haben, den Keim oder die Frucht der Ziviliſation der Neuzeit in den mehrſten andern Völkern entweder zu ſäen, oder mit eigenthümlicher Sorgfalt zu pflegen. Wir wollen nicht von dem ſprechen, was in alten vergeſſenen Zeiten England und Frankreich in Induſtrie, Kunſt und Wiſſenſchaft von Teutſchland empfangen, bis ſie, begünſtigt durch ihr gutes Schickſal, an nationaler Uebermacht das teutſche Volk überflügelt haben. Wir wollen uns halten an einen neuen Staat, welcher im Begriffe iſt, alle anderen an materieller Macht zu verdunkeln, und vielleicht, wenn nicht glückliche Sterne am Himmel der Geſchichte tagen, einem großen Theil des übrigen Europa unheilvolle Geſetze vorzuſchreiben. Dieſer Staat iſt Rußland. Indem wir auf die Wirkſamkeit des teutſchen Geiſtes in Rußland hindeuten, fühlen wir indeß mehr Beſchämung, als Stolz. Die univerſelle Beſtimmung jenes Geiſtes kann uns nach keiner Seite hin mit der erniedrigenden Weiſe verſöhnen, in wel-

cher er ihr gefolgt iſt. Er konnte und kann ſie weit beſſer, als Herr, denn als Sklave verfolgen. Aber nicht mit Bewußtſein, ſondern nur willenlos hat er dem Geiſt der Geſchichte gedient. Nur als Werkzeug fremder Macht ſpielt er ſeine Rolle und der kosmopolitiſche Dienſt, den der eine Teutſche im Auslande der Menſchheit leiſtet, wird in der Regel hundertfach durch die Niederträchtigkeit aufgewogen, welche Andere draußen ſo wenig verleugnen, als daheim. Wir werden uns hiervon ſpeziell in Rußland überzeugen.

Es iſt ein hiſtoriſches Faktum, daß Peter der Große und Catharina II. die Kultur Rußlands durch Teutſche gründeten. Angelockt durch günſtige Ausſichten auf ſchnellen und reichlichen Erwerb ſind Tauſende von Teutſchen nach Rußland ausgewandert, haben dem ruſſiſchen Czaar ſeine Prachtreſidenzen bauen, die Induſtrie ſeines Volkes gründen, den äußeren Glanz und Luxus herſtellen geholfen, welche gegenwärtig auf den erſten Anblick jeden Fremden blenden und in Erſtaunen ſetzen. Teutſche Handwerker ſind die Lehrer der Ruſſen in allen Handwerken geweſen und ſind es noch heute überall, wo der Ruſſe nicht weit genug vorgeſchritten iſt, um ſein eigener Lehrer zu ſein. Gegenwärtig aber iſt das induſtrielle Gebäude dieſes Staates ziemlich fertig, und wo er noch nicht den übrigen europäiſchen Staaten gleichkommt, ſtrebt er ihnen eifrig nach. Wenn nun dieſer Staat mehr auf dem Wege der Induſtrie als der Agrikultur in ſo kurzer Zeit bei einer ſo über die Maßen *ruchloſen* Verwaltung eine ſolche nationale Macht gewinnen konnte, wie werden erſt die materiellen Fortſchritte deſſelben ſich beſchleunigen, wenn die neuſten großen Vehikel der Induſtrie und des Handels, Chauſſeen und Eiſenbahnen das Innere dieſes Koloſſes aufgeſchloſſen und in Thätigkeit werden geſetzt haben? Es ſteht eben ſo feſt, daß Rußland auf ſeiner jetzigen Stufe induſtrieller Kultur im Ganzen der Teutſchen nicht mehr bedarf, ſondern mit eigenen Kräften und durch eigene Geſchicklichkeit weiter ſtreben kann, als es feſtſtehet, daß daſſelbe durch Hülfe der ihm jetzt überflüſſig gewordenen Teutſchen auf dieſe Stufe des mechaniſchen Fortſchrittes gebracht iſt. Es fragt ſich nun, was alſo dafür *jetzt* die Teutſchen in Rußland zu

hoffen haben und wie überhaupt ihre jetzigen sozialen und politischen Verhältnisse dort beschaffen sind.

Nichts kann trauriger, herzzerreißender sein für ein Gemüth, welches nicht völlig an seinem Vaterlande verzweifelt und nicht zur Ablegung aller nationalen Empfindungen durch die nationalen Erbärmlichkeiten gebracht ist, als die Söhne und Töchter einer großen Nation so in der Pestluft eines Barbarenstaates entehrt, unterjocht, demoralisirt und aller eigenen Nationalität entäußert zu sehen, wie die Teutschen es heutzutage in Rußland sind. Furchtbar ist der Beweis für das politische Elend Teutschlands, daß der gemüthvolle sentimentale Teutsche im Stande ist, für sein heimathliches Elend sogar ein russisches einzutauschen, nur gelockt durch die trügerische Hoffnung auf materiellen Gewinn und mitten in dieser russischen Pestluft des Vaterlandes nicht mit einer theilnehmenden, liebenden Empfindung, sondern nur mit Hohn und Spott gedenkend. So also ist der Teutsche an Sklaverei und rechtlose Zustände gewöhnt, so hat ihn die einheimische Polizeierziehung heruntergebracht, daß ihm selbst Rußland in dieser Beziehung nichts Ungewöhnliches und Abschreckendes mehr darzubieten vermag! —

Die sozialen Verhältnisse der teutschen Eingewanderten in Rußland sind folgende. Mit demüthiger Freundlichkeit und umsichtiger Vorsicht kommt der teutsche Patriot in dem Czaarenreich an und sucht bescheiden nach einer Gelegenheit, sein Geschäft, seine Kunst, seine Wissenschaft oder sein Talent zu kultiviren. In der Regel wird es ihm nicht schwer, wie bettelarm er auch ankomme, wenigstens das tägliche Brod zu finden. Mit diesem Anfange zufrieden, beginnt er gelehrig die Schule der russischen List und Intriguen, des russischen Lugs und Truges. Er lernt den Geist und die Verhältnisse des Landes kennen und fügt sich darein wie ein Eingeborener. Dann hat er aufgehört, irgend einen Zweck zu haben, als den ausschließlichen Lebenszweck jedes Russen, nämlich reich zu werden. Dieser Zweck gelingt ihm aus mehreren Ursachen selten oder nie in dem Grade wie den Russen. Zuerst weil er die russische Klugheit und feinste Kenntniß des Geistes und der Verhältnisse des Landes nicht leicht erreicht,

ſondern weil er als Fremder ſo wohl vom Gouvernement als vom Volk in Nachtheil geſtellt wird. Denn der Ruſſe haßt oder verachtet keine fremde Nation ſo wie die teutſche. Der Engländer und Franzoſe gibt ihm das Bild eines freien Mannes, welches ihm Freude macht, der Teutſche das eines ausländiſchen Sklaven, welcher gekommen iſt, ihm ſeine Künſte der Liſt abzulernen. Endlich wird der Teutſche deßhalb ſelten reich, weil er als Ausländer ſich hervorthun will durch das Gepränge des Luxus und der Eitelkeit, während der Ruſſe die Oekonomie wie ein Kunſtſtück übt. Gleichwohl gelingt es manchem Teutſchen, es allmählig dahin zu bringen, daß er ſich die Genüſſe des Wohllebens verſchaffen kann. Er borgt Geld, aſſozirt ſich, konterbandirt, kreditirt ſo lange, bis er in's Niveau des allgemeinen Tons gekommen iſt, daß er nämlich genug gewinnt, um ſich den Schein des Reichthums durch ungebührlichen äußerlichen Glanz geben zu können. Da iſt denn kein Schneider, Schuſter, vollends aber kein Fabrikant oder Kaufmann, der nicht eine elegante eigene Equipage hätte und deſſen Frau nicht ſo gut wie die Frau des ehrbaren ruſſiſchen Kaufmanns ſeidene, und faſt nur ſeidene Kleider trüge. Geht es aber ſchon etwas beſſer, iſt das Geſchäft gut, dann fühlt ſich der Teutſche ſo reich, wie ein ruſſiſcher Millionär, und ſpielt vollends den großen Herrn ganz wie ein ruſſiſcher Adlicher, der bei allem ſeinem Hochmuthe der unterwürfigſte Sklave bleibt. Jetzt gibt er Bälle und Geſellſchaften, die Tauſende koſten, jetzt trinkt er Champagner und ſchließt ſich Zirkeln an, welche ein großartiges Theater verſteckter Intriquen bilden. Dort ſucht er es den Ruſſen wenigſtens an Sittenloſigkeit gleich zu thun, wenn er es ihm nicht an Reichthum gleich thun kann. In jenen Zirkeln findet wie bei den vornehmen Ruſſen eine Art ehelichen Kommunismus ſtatt; die Männer helfen ſich gegenſeitig mit ihren Frauen aus, der Mann iſt ſeiner Frau überdrüſſig und die Frau, wenn ſie nicht ſo glücklich iſt, durch ihre Reize erobern zu können, kauft ſich einen Cicisbeo für Geld. Wenn aber Einer oder der Andere nicht geſonnen iſt, ſeine liebe Ehehälfte proſtituirt zu wiſſen, ſo iſt es ſicher nur ſeine Einbildung, in welcher ſie treu und ehrlich wäre. Denn

dieſe in Rußland eingeſchulten, gewandten, ſchlauen Dienerinnen der Venus teutſchen Blutes beſitzen eine Kunſt der Täuſchung, welche auf das wunderbarſte mit dem Schein der teutſchen Gutmüthigkeit und Reinheit die tiefſte Verworfenheit verſchleiert. Iſt der Ehemann zu geizig, um nach Wunſch für die Geſchmeide des Weibchens Sorge zu tragen, helfen Schmeicheleien und Bitten nichts, ſo helfen andere Mittel. Man hat gute Bekannte oder Freundinnen, die einen Putzladen unterhalten, in welchem alte und junge Herren gern verkehren. Mit dieſen Herren wird ohne Intereſſe eine kleine Liebſchaft angeknüpft, und ohne zu wiſſen, wie, überkommt aus dem Putzladen die holde Dame einen ſchönen Seidenſtoff zu einem Kleide und was ſonſt ihre Eitelkeit begehrt.

Uebrigens wird außerdem ganz Rußland reichlich verſehen mit Töchtern der Venus von Profeſſion, welche von Petersburg bis in's Innere von Sibirien den Ruhm teutſcher Schönheit und Sitte tragen. Beſonders die Städte Oſtpreußens, Königsberg, Danzig, Memel und die preußiſche Reſidenz, welche letztere unter hochgeſtellten Lehrern eine ſo berühmte Pflegerin der weiblichen Sitte geworden, ſind die Pflanzſchulen dieſer unglücklichen Proſtituirten, welche zum großen Theil von ſcheußlichen, aber unglücklichen Rabenmüttern an ruſſiſche Kupplerinnen verkauft werden, um ſo lieber, weil die teutſche Ehre der Mutter auf dieſe Art daheim unangefochten bleibt. Die gute Tochter, heißt es, iſt ſo glücklich geweſen, in Rußland eine Kondition zu erhalten. O armes Teutſchland! Bewahrteſt du wenigſtens im eignen Schooße deine Schande, wie das engliſche Volk! Es iſt authentiſch und ich berufe mich auf Jeden, der Rußland kennt, daß die Engländer in Rußland kein öffentliches Mädchen ihres Namens dort dulden, ſondern unbedingt durch die Geſandtſchaft expediren laſſen. Erkennt, ihr Teutſchen, die ihr fortwährend eure Nationalität beſingt, an dieſem Zuge eine Nation, welche Nationalehre beſitzt und zu vertreten weiß!

Ueberhaupt iſt das Verhältniß der in Rußland angeſiedelten Teutſchen im Vergleich zu Engländern und Franzoſen folgendes. Der Teutſche geht nach Rußland, um ſein Vaterland, das er nicht liebt und in dem gegenwärtigen Zuſtande der Volksver-

niedrigung nicht wahrhaft lieben kann, zu verlaſſen, ohne den Wunſch, es jemals wiederzuſehen. Frage man irgend einen Teutſchen aus Rußland, welcher Teutſchland bereiſt, nur um zu reiſen, und man wird ihn ſagen hören, daß er Rußland Teutſchland vorziehe. Es ſei in Teutſchland nicht ſo großartig, nicht ſo viel Geld und Luſtbarkeit, hört man allgemein ſagen. Da der Zuſtand der Sklaverei keine beſondere Verſchiedenheiten fühlbar macht, ſo läßt man den Zuſtand der Luſtbarkeiten, des Glanzes u. ſ. w. den Ausſchlag geben und dabei ſteht Teutſchland natürlich im Nachtheil. Der Engländer und Franzoſe hingegen geht nach Rußland in der Regel nur um einer Geldſpekulation willen, und bleibt ſo lange, bis er ſeinen Zweck erreicht hat, in der feſten Abſicht, bald möglichſt das Land wieder zu verlaſſen. Aus dieſem Grunde iſt er ſparſam und ſittlich, ſetzt ſeine heimiſchen Gewohnheiten fort, ſo viel er kann, und verläugnet nicht ſeine Nationalität. Die Engländer ſind in Rußland ſo iſolirt und abgeſchloſſen wie in England, die Franzoſen in Rußland bei kluger Mäßigung ſo freimüthig und ſtolz wie in Frankreich. Ein **Horace Vernet**, der dem ruſſiſchen Kaiſer Schlachtſtücke malt und dafür Hunderttauſende bezahlt erhält, ſitzt in Unterhoſen und eine Pfeife rauchend in Gegenwart des Kaiſers, der ihn zu beſuchen pflegt, in ſeinem Atelier, ohne ſich im mindeſten zu geniren. — Die franzöſiſchen Akteurs ſpielen im Privatleben die Rollen vornehmer Herren und ruſſiſche Damen machen ihnen den Hof. Herr **Bressant** iſt der Liebling der **haute volée** und darf unter den vornehmen Schönheiten nur wählen. Die Akteurs des teutſchen Theaters hingegen ſind arme Schlucker, ſchlecht bezahlt, verachtet, und während große Summen für das franzöſiſche Theater verſchwendet werden, iſt das teutſche ſo gehalten, daß es mit jenem nicht rivaliſiren kann. Denn der Hof und der Adel ſetzen keinen Fuß in das teutſche Theater, wenn nicht einmal aus beſonderer Gnade und Rückſicht auf eine hohe Perſon.

Der Teutſche iſt in Rußland in allen Ständen dem Ruſſen untergeordnet, während Regierung und Volk, Engländer und Franzoſen in jeder Beziehung nach ihrer Nationalität anerkennen und achten. Im ruſſiſchen Volke iſt das Wort

Njemetz, Teutſcher, ein Schimpfwort und gleichbedeutend mit Hund! Ein tröſtlicher Beweis der Achtung, welche fremde Nationen den Teutſchen widerfahren laſſen und die Vertreter Teutſchlands dort ſo herrlich zu nähren wiſſen.

Wenn dies empörende Verhältniß der teutſchen Nation den anderen Nationen Europa's gegenüber ſchon überhaupt in der Verfaſſung Teutſchlands begründet liegt, welche es noch vierunddreißigmal tiefer als Rußland ſtellt in der Achtung der Völker, ein Verhältniß, welches faſt alltäglich ausländiſche Journale uns vergeblich höhnend vor Augen halten und ſpottend in's Ohr ſchreien, wenn dieſer politiſche Grund, ſage ich, nicht ausreichte, den Teutſchen ſogar dem Ruſſen gegenüber zu demüthigen, ſo würde die ſervile, ſogar dem Ruſſen verächtliche Geſinnung des Teutſchen dieſes Erfolges nicht verfehlen. Was thun nämlich die Teutſchen in Rußland nicht um den Ruſſen zu ſchmeicheln und ein entehrendes Wohlwollen von ihnen zu erbetteln? Sie erheben mit emphatiſchem Lobe die große ruſſiſche Nation und alle Verhältniſſe des Landes, entſchuldigen die ſchreiendſten Verworfenheiten mit leichtſinnigem Witze und ſtellen ſodann der ruſſiſchen Größe die Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit ihres Vaterlandes mit verrätheriſcher Verhöhnung und Verwünſchung gegenüber. Man kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß faſt alle Teutſche in Rußland, wenigſtens ſolche, denen es gut geht, Ruſſomanen ſind. Schreiber dieſes hat eingeborne Teutſche gekannt, welche bei jeder Gelegenheit mit einer Art politiſcher Berſerkerwuth das angedeutete Thema behandelten, ungefragt, ohne Veranlaſſung, nur einer zur Gewohnheit gewordenen Niederträchtigkeit huldigend. Was bleibt dem ruhigen, klugen Ruſſen ſolchen Teutſchen gegenüber übrig, als ſie zu verachten? Der Ruſſe ſelbſt denkt und ſpricht nicht als Verräther von ſeinem Vaterlande, denn er hat noch politiſche Scham, ſondern ſchweigt, ſeine politiſche Stellung wohl kennend, mit Klugheit ſtill, ohne weder Lob noch Tadel über Rußland zu äußern. Er weiß, daß nur Der das Recht hat, die Sünden ſeines Volks zu tadeln der den Muth hat, an ihrer Austilgung zu arbeiten, daß aber Der eine doppelte Schande ſich auflaſtet, der die Sünden tadelt und dabei ſelbſt begeht.

Und wären dieſe Teutſchen, welche bei den Ruſſen ihr Vaterland ſo rühmlich repräſentiren etwa nur eine Art Pöbel, der in Rußland zu Wohlhabenheit und materiellem Behagen gelangt iſt? Mit nichten! Die Herren würden ſich höchlich über dieſe Bezeichnung entrüſten. Auch ſind in der That alle Klaſſen und Stände der Geſellſchaft in Rußland von Teutſchen repräſentirt, den Bauernſtand nicht ausgenommen. Es gibt ja viele Bauernkolonien in Rußland, im Norden in der Nähe von Petersburg ſo wohl als in den ſüdlichen Provinzen. Vom Bauern bis hinauf zum Geſandten ſind ſich aber dieſe Teutſchen alle gleich an ſerviler und gemeiner Geſinnung. In der That, hier wird es durch die Vertreter der teutſchen Gelehrten klar, was für ein Ding dieſe alte klaſſiſche teutſche Kunſt und Wiſſenſchaft ſei, groß gezogen auf den Ruinen des Mittelalters, in den Treibhäuſern der modernen teutſchen Barbarei, eine Wiſſenſchaft, welche die klaſſiſche Ruhe und der hehre Stolz alter von Freiheit lebender Völker wie eine Maskentoilette um die traurigen Blößen teutſcher Sklaverei hängt. Hier, in Rußland und durch Rußland wird es klar, daß dieſe Wiſſenſchaft eben zu nichts gut iſt, als eine Lücke auszufüllen in dem Regiſter des despotiſchen Staatsſchema's, demſelben Zwecke, demſelben Nutzen dienend wie chineſiſche Dörfer, auf eine Tapete gemalt. Aber die geprieſene Wiſſenſchaft wurde und wird ja bekanntlich mit großem Eifer von einer Menſchenklaſſe betrieben, welche ſie meiſterhaft benutzt, der höchſten und äußerſten moraliſchen Verworfenheit die Weihe der Minerva zu geben: von den Jeſuiten nämlich. Nun iſt die ruſſiſche Regierung zu ihrer großen Ehre nicht ſo tief geſunken, daß ſie, wie ſo manche andere, Jeſuiten in ihren Staaten duldete; allein ohne dieß findet ſie Männer genug, und zwar teutſche, welche die Wiſſenſchaft ſehr gut nach jeſuitiſcher Weiſe zu Gunſten ruſſiſcher Staatsmaximen und Zwecke zu gebrauchen wiſſen. Sind doch ſogar die höchſten ruſſiſchen Staatsbeamten zum großen Theil Teutſche, ſind doch alle Lehranſtalten und Schulen mit teutſchen Lehrern und Gelehrten angefüllt. Ja, die berühmteſte teutſche Philoſophenſchule, die in neuſter Zeit die Livree der preußiſchen Staatspolizei hat zieren müſſen, die hegelſche ermangelt nicht auch in Rußland

durch teutſche Auswürflinge der Wiſſenſchaft repräſentirt zu ſein. Wird ſie dort wirken, was ſie in Teutſchland gewirkt hat? Sie beſteigt den Katheder als Bettlerin; wird ſie ihn als Herrſcherin verlaſſen? Wir zweifeln ſehr daran, denn ſie hat ſich ſo wenig gefährlich gemacht, daß ſie liberaler geduldet wird, als in Preuſſen. O es iſt ein nobles Metier, dieſe wiſſenſchaftliche Bettelei! Der Ruſſe ſelbſt hält ſich zu gut dazu und ergreift, wenn er Talent und Kopf beſitzt, ein Reis des grünen Lebensbaumes, das er mit größter Sorgfalt und Geſchicklichkeit pflanzt und pflegt, bis er ſich daraus eine lebendige große Baumſchule gezogen hat, die ihn wenigſtens mit goldner Frucht bereichert: dem Teutſchen überläßt er gerne, ſelbſt in ſeiner Heimath, die graue Theorie, das ewige Erbtheil des uralten teutſchen Ruhmes. Wie kann es aber anders ſein, wenn die ruſſiſche Regierung und Politik dreiſt ihre Rubel im Herzen Teutſchlands auf den gelehrten Tiſch altteutſchthümelnder Premiergelehrten legen und ſich ihren Grimm zur treibenden Kraft eines klaſſiſchen, philoruſſiſchen Journales erkaufen darf? Wie kann es anders ſein, wenn die preußiſche Staatszeitung ſich (ohne Wiſſen?) entſchließen muß, in Rußland ruſſiſche Staatszeitung zu heißen und ein Journal der freien Reichsſtadt Frankfurt in der Sprache der Diplomatie den ruſſiſchen Advokaten macht?

Leider wiſſen wir nur zu gut, daß dem erdrückten nationalen Ehrgefühle eines Volkes nicht ſofort durch den Hebel moraliſcher Kraft aufzuhelfen iſt. Mag ein Volk im Zuſtande ſeiner nationalen Schwäche und Entwürdigung auch beſäet ſein mit den Bienen der Satyre, welche es mit ihren Stacheln prickeln: es kann lange dauern, bis ſich eine Reaktion des Ehrgefühls zeigt, wenn alle Stacheln nur in Schande ſtechen und nie den Punkt der Ehre treffen. Ja materielle, unſittliche Motive können den Willen und die That eines ſolchen Volkes noch eher in Bewegung ſetzen. Bedürfen die Teutſchen ſolcher Motive, ſo mögen ſie ſich dann auf ihr Vaterland damit beſchränken und dort ſuchen, was ſie draußen auch in dieſer Beziehung nicht mehr finden. Darum ſei es ihnen warnend geſagt, daß Niemand ſich einbilden möge, in Rußland winke dem Teutſchen ein materielles Glück.

Gehe er lieber in amerikanische Wüsten. Der unglückliche Teutsche, welcher daheim in der großen Vaterlandsküche mit ihren zahlreichen Köchen an Unterhalt und Leben verzweifelt, nur nicht nach Rußland gehe er! In Rußland ist für den kein Geld zu gewinnen, der nicht einen ansehnlichen Einsatz mitbringt. Russische Kaufleute, russische Fabrikanten machen sehr selten Banquerott, teutsche aber alle Augenblicke. Der Russe ist heutzutage in allen Zweigen der Industrie so gewitzigt und erfahren, daß Ausländer mit ihm die Konkurrenz nicht aushalten können. Dies noch ganz besonders deshalb, weil alle Einrichtungen, welche der Teutsche trifft, komplizirter und kostspieliger sind, als die des Russen. Der Russe arbeitet unermüdlich selbst, seine Gehülfen, Kommis ꝛc. sind ihm ergeben und kosten ihn wenig, weil sie nach russischer Sitte leben. Der Teutsche hingegen, wenn sein Geschäft blüht, muß sich in der Regel mit teutschen Gehülfen umgeben, welche anders leben und mehr kosten, als russische. Auch geht er gemeinlich den Vergnügungen nach, welche unter Seinesgleichen Mode sind. So bringt er es selten zu Dem, was er suchte, und endet oft genug als Bettler.

Ganz anders ist es mit den Engländern. Sie kommen nach Rußland, um, wie überall, ausgerüstet mit Geld nach großem Maßstabe die Industrie und den Handel sich dienstbar zu machen. Es ist ein Engländer, Bärs, wenn ich nicht irre, welcher ein ungeheures Eisenwerk in Petersburg besitzt und alle Dampfboote, welche nicht der Krone gehören: ein Monopol, welches er nicht dem russischen Gouvernement, sondern sich selbst verdankt. Die größten Banquierhäuser sind englische, Herrn Stieglitz ausgenommen; allein der ewige Jude ist auch kein Teutscher, wenn er gleich Gans heißt. Es gab ja so eine jüdische Gans; allein teutsche Dummheit wird weder in einer jüdischen Gans noch in einem jüdischen Esel stecken.

In politischer Hinsicht ist das zunächst sehr hervorzuheben, daß der teutsche Ausgewanderte selbst ohne nationalen Charakter ankommt, gleichsam wie ein Vagabunde, und nicht daran denkt, sich als einen Teutschen geltend zu machen, weil er weiß, daß man für diese Prätension ihn nur auslachen würde. Daher be-

ſtrebt er ſich, ſo ſchnell als möglich die franzöſiſche und ruſſiſche Sprache zu erlernen, um dadurch nicht Anſtoß zu erregen, daß er nichts als Teutſch zu ſprechen verſteht. Dies freilich verdient an und für ſich keinen Tadel und iſt ſogar nothwendig; allein der Teutſche in Rußland, ſobald er ruſſiſch und franzöſiſch ſprechen gelernt hat, verläugnet auch dann ſeine Mutterſprache, wenn er gar nicht dazu gezwungen iſt, grade wie zur Zeit Friedrichs des Großen und auch wohl noch jetzt die Hefe teutſcher Hofbedienung ſich ſchämten und ſchämen Teutſch zu ſprechen. Sehr viel aber trägt in Rußland zu der verächtlichen Stellung der Teutſchen das Geſandtſchaftenperſonal, oder die chargés d'affaires gewiſſer Höfe bei. Ich will nicht ſprechen von der eben ſo lächerlichen als nutzloſen Repräſentation Krähwinkeliger Herrſchaften; leider ſind die Repräſentationen nicht bloß lächerlich, ſondern zugleich ſehr koſtſpielige Penſionäre des armen teutſchen Volks an dem luxuriöſen ruſſiſchen Tiſche Die Stellung des Verfaſſers dieſer Zeilen hat ihn zu oft mit dieſen Herren zuſammengebracht, als daß er nicht ein beſonderes Augenmerk auf ſie hätte richten ſollen. Um in Petersburg kleine grands seigneurs darzuſtellen, kommen ſie mit ihrem wenn auch für ſie wie für ihr Vaterland viel zu großen Gehalte in der Regel nicht aus. In dieſer Lage niſtet ſich dann der eine und der andere bei einem vornehmen und reichen Ruſſen, einem Herrn Nesselrode etc. ein, und heirathet deſſen Nichte, Tochter, oder macht ſonſt ein Geſchäftchen, um ſeinen Wechſel durch Gunſt einer Dame zu montiren. Auf ſolche Weiſe muß natürlich der Repräſentant teutſcher Nationen wohl ruſſiſche Sympathieen gewinnen und im Drange eigener Noth und Geſchäfte die patriotiſche Politik vergeſſen, wenn er etwa eine ſollte gehabt haben. Aber gar von ſolchen Geſandſchaften, welche teutſche Staaten repräſentiren, die ſich Staaten erſten Ranges nennen und europäiſche Bedeutung anſprechen, iſt es noch weit unverantwortlicher, wenn ſie nur zum Luxus in Petersburg etablirt ſind und ſich um das Wohl ihrer reſpektiven Landsleute nicht bloß gar nicht kümmern, ſondern in vorkommenden Fällen auch zu ihrer Vertretung nichts thun, ſo daß teutſche „Unterthanen“ oft gezwungen ſind, zur Vertretung ihres Rechts Rath und Beiſtand beim Ge-

ſandten des *engliſchen Volks* zu ſuchen. So, liebe Teutſche, ſteht es um eure Nation! So ſeid ihr in der Welt geachtet und vertreten! Wahrlich, der Verfaſſer dieſer Zeilen hat ſeinen Patriotismus und Liberalismus nicht aus politiſcher Lyrik geſogen, und er iſt überzeugt, daß alle politiſche und liberale Schriftſteller nicht im Stande ſind, eine ſolche Gewalt über ihn auszuüben, als *ſeine* Schule des Liberalismus: ſie iſt das Reiſen! Ueber die Gränzen müßt ihr gehen, um zu ſehen und zu hören, wie es um euch ſteht, wenn ihr es daheim noch immer nicht begriffen haben ſolltet. Iſt doch eben das teutſche Philiſterthum, deſſen befangene Welt die häusliche Scholle und nächſte Kneipe iſt, die teutſche Erbſünde, welche fort und fort den Miſtboden für die Miſere dieſer Nation abgibt, und muß ihr doch ſtets aus der Fremde die Belehrung wie die Verjüngung kommen. Wenn aber die Belehrung noch immer nicht ausreicht und die Verjüngung wieder hinzutreten muß, wenn es unmöglich iſt, daß das teutſche Blut aus ſich ſelbſt Ehre und wirklichen Nationalgeiſt, den Geiſt und Stolz eines freien Volks erzeuge; und erſt durch Auflöſung des teutſchen Staatsgerippes, durch fremde Macht und Beimiſchung fremden Blutes der teutſche Nationalkörper zu einem regen politiſchen Leben erwachen kann, ſo wünſche ich, *daß dies fremde Blut wenigſtens kein ruſſiſches ſein möge.* —

(Augenſtorfer 7.)

Ein Teutſcher in der Schweiz an ſeine Landsleute.

Es iſt für den Teutſchen eine mißliche Sache, ſich in die Schweizer Angelegenheiten zu miſchen, wenn er ſich in der Schweiz aufhalten muß. Die zum Theil ſehr wohl begründete, von der anderen Seite aber auch oft zur Kleinlichkeit und Ungerechtigkeit führende Eiferſucht der Schweizer auf ausſchließlich eigene Betreibung ihrer politiſchen Wirthſchaft iſt, trotz ihrer demokratiſchen Freiheit ſo groß, daß ſie den Fremden, insbeſondere den Teutſchen, nicht bloß haſſen, wenn er ihnen opponirt, ſondern ihm auch mit-

unter keinen Dank dafür wissen, wenn er ihnen hilft. Er kann eine Zeit lang die Zuneigung einer Partei gewinnen, ist aber nie sicher davor, aufgegeben zu werden, wenn es aus irgend einem Grunde dienlich erscheint, ihn zu opfern. Er ist *fremd* und diese Qualität stellt ihn stets zur Disposition. Sogar die Erlangung des Bürgerrechts schützt ihn nicht vor der Gefahr, isolirt und angefeindet zu werden, sobald er die Partei, welcher er sich angeschlossen hat, einige Selbstständigkeit fühlen läßt und deren Gesichtskreis über das von ihr gewählte Ziel hinaus zu erweitern sucht. Es sollte daher keinem Teutschen einfallen, in der Schweiz eine politische Rolle spielen zu wollen, wie er es etwa in Nordamerika könnte. Er verleidet nur sich und seinen Landsleuten die Existenz, ohne solche Opfer durch eine bedeutende politische Wirkung auszugleichen. Höchstens nach langjährigem Aufenthalt, wenn er sich als völlig „*nationalisirt*" betrachten kann, mag er die Hoffnung hegen, mit Erfolg sich unmittelbar an der schweizerischen Politik zu betheiligen. Die Schweiz theilt mit allen kleinen Ländern, welche lang für sich existirt haben, jene sogenannte „nationale" Eifersucht, welche vor allen Dingen darnach fragt, wo man an das Licht der Welt hervorgekrochen sei.

In Vorstehendem ist die Richtschnur ausgesprochen, welche ich und einige Freunde uns in Bezug auf unser Verhalten in der Schweiz gezogen haben. Wir werden uns in der Praxis neutral halten hinsichtlich einer Politik, für welche uns der nöthige Boden fehlt. Wir werden weder den Schweizern zu opponiren, noch zu dienen suchen und wollen uns eben so wenig Undank als Haß verdienen. Noch weniger werden wir uns irgend als Werkzeug gebrauchen lassen; nur einer Idee und deren Allgemeinheit, nicht Personen und Parteizwecken werden wir Werkzeug sein. Mögen die Schweizer ihre inneren Händel allein ausfechten; sie werden auch ohne die Teutschen fertig, und können sie das nicht, so hätten ihnen auch die Teutschen nicht dazu verholfen.

Aber indem ich es von der Hand weise, den *Schweizern* zu dienen, gebe ich es nicht auf, in der Schweiz der demokratischen Freiheit zu dienen. Sie ist mein Bekenntniß und dem werde ich dienen, wo ich kann, mag ich in der Schweiz oder in Kamt-

schatka wohnen. In diesem Sinn ist es also aufzunehmen, wenn ich mich mit der Schweiz beschäftige, und zugleich ist es im Sinn der Gerechtigkeit, wenn ich dies Land dem Auslande und insbesondere meinen Landsleuten gegenüber in Schutz nehme. Das Ausland thut der Schweiz Unrecht, schreiendes Unrecht, und diesem Unrecht entgegenzutreten fühle ich mich um so mehr gedrungen, da es der Republik angethan wird. Würde diese Republik angegriffen und meine Landsleute gäben sich zu Henkern ihrer Freiheit her, ich würde es mir zur Ehre anrechnen, die Waffen gegen meine eigenen Landsleute tragen zu dürfen.

Ehe ich zu weiteren Bemerkungen übergehe, lasse ich euch einen Blick in das geheime Treiben der ausländischen, insbesondere der teutschen Diplomatie in der schweizerischen Republik gegen deren Eigenschaft als Hort und Heerd der Freiheit thun. Ihr werdet daraus zunächst erkennen, wie man es anzufangen weiß, um diesem Land die Qualität eines politischen Delinquenten zuzueignen; wie man sich scheinbare Berechtigungen zur Kontrolirung und Bevormundung dieses Volks künstlich zu schaffen versteht; welche Begriffe von Recht und Moralität Diejenigen haben, welche in der Schweiz die Quelle des Unrechts und der politischen Immoralität verstopfen zu müssen glauben. Um euch diese Einsicht zu gewähren, beschränke ich mich einstweilen auf Mittheilung einiger Stellen aus einem Artikel des in Zürich erscheinenden „schweizerischen Republikaners" (vom 7. November 1845). Der Artikel ist überschrieben: „Unabweislicher Nachtrag zu dem „Bericht der Polizeidirektion an den Staatsrath von Neuenburg über die geheime teutsche Propaganda und die Klubbs des jungen Teutschlands in der Schweiz; gedruckt auf Befehl der Regierung". Er stellt der preußisch-neuenburgischen Regierung die Frage: „warum hat die Neuenburger Behörde bei ihrer Berichterstattung nicht auf den früheren Bestand eines jungen Teutschlands und der Handwerkervereine in der Schweiz zurückgegriffen? Sie hat darüber geschwiegen, sie hatte Grund dazu; wir werden um so weniger schweigen." Sodann fährt er fort:

„Die Neuenburgerbehörde glaubte wohl, man habe die Vorgänge in den Dreißigerjahren und die darüber vorliegenden Akten-

teuſtücke vergeſſen; wir wollen ihr zeigen, daß ſie ſich darin getäuſcht hat. — Das fremde Klubbweſen in der Schweiz, und beſonders auch das teutſche, hat bekanntlich ſeinen Anfang in der erſten Hälfte der Dreißigerjahre genommen. Aber Niemand hätte damals geglaubt, daß gewiſſe Ereigniſſe zu derartigen staunenerregenden Entdeckungen führen würden, wie es nachher geſchehen iſt. Die Schweiz wurde damals mit einem Hagel von Noten überſchüttet, aber bald nachher mußte enthüllt werden, welch heilloſes Spiel mit unſerem Vaterlande von der fremden Diplomatie getrieben werden ſollte. Daß damals ſchon die franzöſiſche Regierung mit den andern nach der gleichen Pfeife tanzte, erwies ſich durch den Konſeilhandel. Wir verweiſen auf die Schrift Dr. Kellers: „Die entlarvten Diplomaten, oder Bericht und Antrag der von der Tagſatzung niedergeſetzten Kommiſſion, betreffend die Angelegenheit „Konſeil“ und das diesfällige Benehmen der franzöſiſchen Geſandtſchaft,“ und entheben derſelben nur folgende Stelle: „Wie groß war aber das Erſtaunen, als wenige Tage ſpäter (nach Erlaß der franzöſiſchen Note) durch die ganze Schweiz ſich die Kunde verbreitete, der Konſeil ſei im Kanton Bern verhaftet, und es ergebe ſich aus ſeinen Ausſagen und Papieren, daß er von franzöſiſchen Behörden ſelbſt abſichtlich in die Schweiz geſendet worden ſei, um die Flüchtlinge als Spion und Provokateur zu verſuchen; jenes ſo gebieteriſche Begehren ſeiner Expulſion ſei nur darauf berechnet geweſen, dem Verdacht ſeiner Eigenſchaft als Spion zu begegnen und ihm das Zutrauen der Flüchtlinge zu erwerben; und er habe noch ſeit Erlaß desſelben bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Bern, die ihn ausgeſchrieben hatte, wiederholte Audienzen gehabt und einen Paß und Geld empfangen ꝛc.“ Aber nicht nur die franzöſiſche, ſondern auch die teutſche und ſpeziell die preußiſche Diplomatie ſollte entlarvt werden; und das iſt es, was wir beſonders den Neuenburgerbehörden, dem „Konſtitutionel Neuchatelois“ und ihren Freunden in Zürich ins Gedächtniß rufen möchten. Dieſe Entlarvung wurde herbeigeführt durch ein Ereigniß, auf das der damalige preußiſche Geſandte wohl nicht gerechnet hatte,

und welches ihm auch nur zu große Schwierigkeiten verursachte, sich und seine Macht ohne Schlappe aus der Geschichte herauszuziehen. Wir meinen den Mord Lessings,*) der sich in der Schweiz als vorgeblicher politischer Flüchtling aufhielt, in der Wirklichkeit aber nichts mehr und nichts weniger war, als ein Spion und Agent provocateur, der einen preußischen Ministerialpaß hatte, und Korrespondenzen über die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz daneben nach Preußen lieferte, bei all' dem aber nichts desto weniger an den teutschen Handwerkervereinen den thätigsten Antheil hatte, und in der Berliner Zeitung mit Steckbriefen verfolgt wurde. Wir lassen aus den aktenmäßigen Berichten darüber einige Stellen folgen, sowohl um das, was wir über die Stellung Lessings ausgesprochen haben, zu beweisen, als auch um das damalige Benehmen der preußischen Regierung gegen die Schweiz unsern Lesern wieder ins Gedächtniß

*) Dieser Mensch wurde bekanntlich in der Nähe von Zürich ermordet und zwar auf eine Weise, welche die Wuth der Mörder über seine Verrätherrolle gräßlich genug aussprach. Es soll damals eine Art Vehme unter den politischen Flüchtlingen bestanden haben. Solche geheime und schreckliche Mittel sind bei der Stellung der politischen Flüchtlinge gegenüber der Diplomatie eher zu erklären, als zu rechtfertigen. Man vergleiche u. A. Dasjenige, was Mazzini über die Spione der österreichischen Diplomatie veröffentlicht hat, welche durch ein solches Subjekt dessen beste Freunde mit Geld und Verführung ins Garn locken ließ, um sie dann abzuschlachten. Der Rheinische Beobachter hat nicht gesäumt, davon Notiz zu nehmen, ohne zu ahnen, daß die Schweiz ein preußisches Seitenstück aufzuweisen habe. Die Diplomatie ist überall gleich schlecht und sie findet überall ruchlose Subjekte, welche ihr dienen. Statt einer Vehme schlage ich als Mittel, diesen Subjekten das Handwerk zu verleiden, eine offene Gegenpolizei unter den politischen Flüchtlingen vor. Mögen sich dieselben die Namen und das Signalement aller verdächtigen Menschen der Art unter einander mittheilen und sie, wo sie sich blicken lassen, sofort demaskiren und an den Pranger stellen. Wer sich nicht in Geheimbündelei einläßt, der kann zwar mit Börne den Vorschlag machen, das Geld für Spione ihm selbst zukommen zu lassen, da er genaueren Bericht über sich abstatten werde, als solche Subjekte; aber auch dem Offensten muß es darum zu thun sein, das geheime Treiben der Reaktion aufzudecken und deren Werkzeuge bei jeder Gelegenheit zu brandmarken, mag er von denselben für seine Person etwas zu fürchten haben oder nicht.

zurück zu rufen. Diese Stellen sind folgenden Schriften entnommen: „Der Mord verübt an Ludwig Lessing aus Freienwalde in Preußen, oder aktenmäßige geschichtliche Darstellung ꝛc.," und: „Aktenmäßige Darstellung der über die Ermordung des Studenten L. Lessing aus Freienwalde in Preußen bei dem Kriminalgerichte des Kantons Zürich geführten Untersuchung, von Dr. J. Schauberg."

Der erstern Schrift entheben wir folgende Stelle: „Lessing habe unter den Handwerkern seiner Nation die meisten Verbindungen gehabt, auch dieselben am eifrigsten zu der letzten Versammlung im Steinhölzli angetrieben. Freilich habe er sich nicht als Redner hören lassen, auch das letzte Mal nicht persönlich beigewohnt, wohl aber ein Programm verfaßt, das so toll gewesen sei, daß die Vorsteher der Versammlung dasselbe weder verlesen noch befolgt haben. Es sei dem Polizeidirektor gelungen, dieses Programm in Original zu erhalten ꝛc." Den Steckbrief betreffend: „Lessing sei zuweilen zu Herrn Ehrenberg gekommen, um die Berlinerzeitung zu lesen. Es habe ihn nämlich interessirt, ob er politisch verfolgt werde. Wirklich habe er einen Steckbrief gegen sich entdeckt." — Seine Korrespondenzen betreffend: „Der preußische Gesandte habe dem Verhörrichter drei Briefe mitgetheilt, die ähnlichen, nämlich rein politischen Inhalts mit einem früher im Bericht erwähnten ohne Unterschrift gewesen seien, und wo sich unter Anderem ein umständlicher Bericht über jeden einzelnen der in Bern lebenden Flüchtlinge, über die Maaßregel der Bernerregierung ꝛc. finden. Laut einer Erklärung des Gesandten habe Lessing diese Briefe an seinen Oheim, einen preußischen Staatsbeamten (?), geschrieben." Ueber diese Korrespondenz entheben wir der andern oben erwähnten Schrift noch einige Stellen aus dem „Bericht des Kantonalverhöramtes an die Staatsanwaltschaft." Nachdem nämlich von den wirklich erhaltenen Briefen gesprochen worden, heißt es ferner: „In Betreff der Uebrigen dagegen wurde ich später berichtet, daß Herr von Rochow solche zurückgezogen ꝛc." Und nachdem der Verhörrichter seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß jene Briefe von Lessing herrühren, und daß er ein Spion gewesen und zugleich Mitglied von politischen Verbindungen,

bedauert er, daß „über die Art und Weise, wie solches geschehen, nichts Spezielleres habe aufgenommen werden dürfen.“ Daß er aber einen Paß gehabt habe, geht aus den Akten nicht weniger hervor: „Lessing habe im März 1834 einen Paß nach Karlsruhe erhalten, weil kein Grund vorhanden gewesen sei, ihm denselben zu verweigern.“ Und dennoch Steckbriefe als auf einen politisch Verfolgten, und dennoch Suchen nach Steckbriefen! — Ebenso räthselhaft und verdächtig, besonders für das Benehmen des preußischen Gesandten, sind zwei anonyme Briefe über die Ermordung Lessings, deren einen der preußische Gesandte erhalten haben wollte, und deren anderer, gleichen Inhalts, mit Postzeichen „Lausanne“ an das Verhöramt gekommen war, von welchen der Verhörrichter in seinem Berichte sagt: „Daß wohl der anonyme Brief mit den Antworten des hiesigen Polizeiministeriums in Berlin in etwelchem Zusammenhang stehen möchte.“ Nicht weniger aktenmäßig erwiesen ist, daß jener Jude Aldinger, der ebenfalls als politischer Flüchtling in der Schweiz sich unter verschiedenen Namen (u. a. Baron v. Eyb) aufgehalten, und der wegen des Lessing'schen Mordes in Untersuchung gestanden war, ungeachtet seiner Eigenschaft als Flüchtling, dennoch einen Paß, und zwar gerade unter dem Namen Baron v. Eyb, von einer deutschen Regierung hatte, und immer so viel Geld, daß gerade dies den übrigen Flüchtlingen verdächtig vorkam.

Durch all' dies glauben wir nachgewiesen zu haben, daß es gerade dem preußischen Fürstenthum Neuenburg am wenigsten angestanden, solchen Halloh über seine Entdeckungen aufzuschlagen; wenn es nicht in gerechten Verdacht kommen sollte, dazu angestellt zu sein, von vorn wieder jenes verruchte Spiel der Diplomatie anzuzetteln; wir glauben auch unsere Aussage gerechtfertigt zu sehen, daß die beiden Berichte der der Neuenburgerbehörde und der Bluntschli'sche, gegenseitig sich in ihren Zwecken unterstützen und hinwiederum beleuchten. Wir rufen zugleich dieser ganzen Partei zu, sie dürfe sich nicht beklagen, wenn sie von ihren Gegnern die Partei des Auslandes genannt wird, und dies zwar im verächtlichsten Sinne. Möge es die Diplomatie und unsere Partei des Aus-

landes treiben wie sie wollen, sie haben bereits eingesehen und mögen ferner einsehen, daß man sich nicht mehr von ihnen zum Narren halten läßt; und sollte die Schweiz, deren wahrhaft nationale Partei gleichbedeutend ist mit der radikalen und liberalen, durch List und Gewalt jemals dem Untergange entgegengeführt werden, so müßte unsere letzte Hoffnung die sein, daß ihr Untergang ein ehrenvoller sein möge.

Von diesen Mittheilungen mögt ihr, teutsche Landsleute, eure Schlüsse ziehen auf die Stellung eurer Diplomatie zur Schweiz und auf die Rechtmäßigkeit der Schritte, welche gegen diese Republik bei jeder Gelegenheit gethan werden. Was nun speziell die fremden Flüchtlinge und die Propaganda in der Schweiz, die bündlerische wie die literarische, betrifft, so frage man sich, ob es die ausländische Reaktion sei, welche dagegen aufzutreten ein Recht habe? Wer anders ruft sie hervor, als die Reaktion? Warum hat die Schweiz keine politische Flüchtlinge und Propaganda im Ausland zu überwachen? Warum hat die Schweiz keine fremde Bücher zu verbieten und abzusperren? Besäße Preußen, Oesterreich u. s. w. diejenige Freiheit, welche es besitzen muß und soll, welche aber die Reaktion ihm vorenthält, so brauchte es sich weder um Flüchtlinge, noch um fremde Bücher zu kümmern, weil es jene nicht kennen und diese nicht fürchten würde. Also auch den Flüchtlingen, den Bündlern u. s. w. gegenüber ist es primo loco das Unrecht, welches gegen die Bestrebungen des Rechts zu Felde zieht, ist es die Reaktion, welche die Freiheit bekämpft. Wählt das Recht und die Freiheit verkehrte oder sträfliche Mittel, so mögen sie freilich die Folgen derselben tragen; aber selbst solche Mittel sind ursprünglich wieder auf die Rechnung der Reaktion zu schreiben. Die Schweiz, England u. s. w. beweisen es, daß nur diejenigen Staaten mit der auswärtigen Freiheitspropaganda zu schaffen haben, welche der Freiheit im Innern keinen Raum lassen, sich vernunft- und naturgemäß zu entwickeln, und in denjenigen Ländern geschieht immer am meisten Unrecht, welche in friedlichen Zeiten die meisten Flüchtlinge haben. Die Sache ist so einfach und klar, daß es nicht nöthig sein sollte, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Dennoch ist man es in

Deutschland selbst auf der „liberalen“ Seite gewohnt, die Schweiz als einen Heerd der Revolution und des Verbrechens zu verschreien. Eine solche Gedankenlosigkeit und Ungerechtigkeit grenzt wirklich an Blödsinn und Wahnwitz.

Dieser Blödsinn und Wahnwitz hat sich aber am großartigsten da offenbart, wo es sich um rein schweizerische Angelegenheiten handelte. Besonders gilt das in Bezug auf die Folgen der Luzerner Jesuitenberufung.

Daß die Machinationen der Jesuiten und ihrer Freunde in der Schweiz bloß in Rom ihren Ursprung und ihre Unterstützung haben sollten, glaube wer mag. Die Pfaffen haben sich von je her als eine zu brauchbare Avantgarde des Despotismus bewährt, als daß an der Unterstützung ihrer großartigen Bestrebungen in der Gegenwart durch die politische Reaktion zu zweifeln wäre. Dieser Zweifel würde also auch dann verschwinden müssen, wenn nicht der offenbare Zusammenhang der Thatsachen ihn umstöße. Die Thatsachen wie die Kombinationen deuten hauptsächlich auf Wien. Nach dem Hauptsitz jener despotisch-pfäffischen Politik braucht man nicht lang zu suchen. Dort ist es auch, wo man bei der Knechtung des schweizerischen Geistes durch den Jesuitismus und bei der Spaltung, die hierdurch in die Bevölkerung der Schweiz gekommen, am meisten interessirt ist. Man hat es jetzt so weit gebracht, daß die Schweiz sich in zwei Parteien theilen läßt, in die der Jesuitengegner, welche die schweizerische, und in die der Jesuitenfreunde, welche die Partei des Auslands genannt werden kann. Ueberließe man diese Parteien sich selbst, so würde der Kampf bald wieder beginnen und auch bald zu Gunsten der Freiheit entschieden sein, denn die liberale (radikale) Partei ist bei weitem die stärkste. Aber man sieht sehr gut voraus, welche Bedeutung dieser Kampf haben würde. Er würde nicht bloß durch seine erregende Wirkung an sich die auswärtige Reaktionspolitik erschüttern, sondern auch durch den zu erwartenden Sieg der Liberalen ein bedenkliches Beispiel geben; was aber die Hauptsache ist und für die Zukunft die nachhaltigste Bedeutung haben müßte, er würde zu einer Befriedigung des von allen einsichtigen und freisinnigen Schweizern tief gefühlten Bedürfnisses einer Um-

gestaltung der Bundesverfassung führen. Durch eine allgemeine bindende Verfassung mit einer kräftigen Bundesregierung als Mittelpunkt würde man die verderbliche Kantonalzerstückelung aufheben und aus der Schweiz allmälig eine Einheit, eine wahre Republik machen. Die ausländische Politik würde sich dann nicht mehr hinter die, durch die Kantonalsouveränetät gestützten, bei jeder Gelegenheit genährten oder geschaffenen Sonderinteressen der Freiheitsfeinde stecken können; sie würde nicht mehr die Handhabe finden, um das Land in feindliche Stücke auseinander zu zerren; sie würde die Kräfte der Schweiz, nach Einem Plan und in Einem Interesse geleitet, sich gegenüberstehen sehn und die Republik, welche „in drei Sprachen" die Freiheit verkündet, würde der europäischen, namentlich aber der österreichischen, teutschen und italienischen Reaktion furchtbarer sein als ihre ganze innere Opposition.

Man sieht also, wie wichtig, es für jene Reaktion ist, die Schweiz zu korrumpiren und niederzuhalten. Daher alle jene Noten, womit wir vor einiger Zeit die Eidgenossenschaft haben überschütten sehen; daher die jüngst an's Licht gekommene geheime Verabredung zwischen Oesterreich und Frankreich, die Schweiz zu besetzen, wenn der Kampf der Freiheit dort wieder beginnen sollte. Man rechnet noch immer darauf, bereitwillige Henkersknechte genug zu finden, um einen solchen Akt der Gewalt ausführen zu können. Preußen ist die dritte Haupt-Macht, welche der Schweiz feindlich gegenüber steht. Aber die preußische Politik sucht den Schein der Betheiligung an den Schritten gegen die Schweiz möglichst zu vermeiden. Daher ist auch ihre Note über das Freischaarenwesen zuletzt gekommen. Man scheint für „Neuenburg und Valendis" gefürchtet zu haben, wo ein absoluter Monarch kein Bedenken trägt, Republikaner, und wo Republikaner kein Bedenken tragen, Unterthanen eines absoluten Monarchen zu sein.

Was bleibt unter diesen Umständen, in dieser von der auswärtigen Uebermacht rings bedrohten Stellung den freisinnigen Schweizern übrig? Sollen sie ohne Widerstand sich den Wurm der Zwietracht und des Verderbens an's Herz legen lassen und denselben ruhig sich einfressen sehen? Sollen sie, die Mittel der

Abhülfe in der Hand, das Uebel geduldig wachsen lassen, bis es nicht mehr zu heilen ist? Seht, ihr Ausländer, seht ihr Landsleute, das ist die empörende Lage, in welche das freieste Land des Kontinents durch den Despotismus, *den eure Blindheit fortwährend unterstützt*, gebracht worden ist. Für die Schweiz bleibt nur zweierlei übrig: entweder muß sie Bewegungen im Auslande abwarten, wodurch sie freie Hand bekommt, oder sie muß, auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und die auswärtigen Volks-Sympathieen für dieselbe sich verlassend, einen kühnen Streich versuchen und im Angesicht der angedrohten Intervention den Alp abschütteln, der sie drückt. Wird sie das thun? Wird sie das können? Es kommt allein darauf an, daß die Gerechtigkeit ihrer Sache im Auslande gehörig erkannt und moralisch unterstützt werde, damit dem Despotismus der Muth vergeht, dieselbe als ein Unrecht darzustellen und als solches anzugreifen.

Wie es mit diesem Unrecht steht, wird sich noch deutlicher zeigen, wenn man die Vorwände in's Auge faßt, unter welchen die Reaktion es zu bekämpfen sucht. Man sagt, an der Bundesverfassung dürfe nichts geändert werden, weil das Ausland sie *garantirt* habe. Welche Gewissenhaftigkeit! Der teutsche Bund hatte die hannöversche Verfassung garantirt. Da kommt eine hohe Hand und stößt sie um. Die Garantie war zu Ende. Oesterreich und Preußen haben den Völkern Preßfreiheit und Volksvertretung garantirt. Die Völker warten schon seit dreißig Jahre und klopfen beständig an, aber die Garantie meldet sich noch immer unpäßlich. So steht es mit den Garanticen für die Freiheit. Wo man aber eine Garantie für das Gegentheil vorkehren kann, da ist man sofort unangerufen bei der Hand. Es liegt ein empörender Hohn in dieser Garantie der schweizerischen Verfassung. Es ist, als wolle man einem Kranken die Fortdauer seiner Krankheit garantiren. Hier tritt aber noch die Steigerung hinzu, *daß man dem Kranken zugleich Vorwürfe und Drohungen wegen der Krankheit macht, deren Fortdauer man ihm garantirt*. Die Streitigkeiten in der Schweiz entspringen allein aus der Kantonal-Zerstückelung und den durch dieselbe sich einnistenden Sonderinteressen, das weiß man. Sobald sie sich aber

regen, fällt man über sie her und bedroht sie mit Intervention. Sagen dann die Schweizer, sie wollten die Ursachen der Streitigkeiten wegräumen, so erwiedert man, die Ursachen habe man garantirt, und droht noch ernstlicher mit Intervention. Ist das nicht das empörendste Spiel der Gewalt mit dem Recht, das man sich denken kann? Und dies Spiel, ihr teutschen „Liberalen," habt ihr so lange Zeit unterstützt und zur Fortsetzung dieses Spiels durfte man mit euren Fäusten drohen! Ich würde euch zurufen: schämt euch, wenn ihr euch nicht wegen eurer innern Sünden schon so viel zu schämen hättet, daß die auswärtigen noch gar nicht an die Reihe kommen können.

Der Fürst Metternich, welcher Oesterreich Verfassung und Preßfreiheit versprochen hat und dabei der Urheber der bekannten geheimen Aktenstücke ist, warf den Schweizern, als sie Gewalt gegen Luzern anwandten, Eidesbruch vor und ermahnte sie mit sehr ernster Moral. O ihr Schweizer, warum habt ihr, ehe ihr die Metternich'sche Note beantwortetet, nicht zuvor die neuere teutsche Geschichte studirt! Ihr hattet Stoff für eine Antwort, wie sie noch keinem Diplomaten gegeben worden ist.

Namentlich durch die heilige Allianz ist als System jene Gewaltspolitik in Schwung gekommen, welche fremde Völker, die selbstständig ihren Haushalt schlichten wollen, mit Bajoneten überfällt, wenn diese Völker — schwach sind. Das alte brutale Recht des Stärkern springt mit dem Völkerrecht wie mit dem Staatsrecht noch immer auf eine Weise um, wie sie früher nicht bekannt war. „Bekämpfung der Revolution," „Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge," „Beschützung der Wohlfahrt der Staaten" und dergleichen heuchlerische Phrasen sind es, wodurch man gegenwärtig die brutalsten und widerrechtlichsten Akte der Gewalt zu beschönigen weiß, wenn es gilt, die Ausübung fremden Rechts zu tödten, damit man das eigne Unrecht um so länger am Leben erhalten könne. Und wen trifft der Vorwurf am Meisten, der hierin liegt? Die Regierungen, welche solche Gewalthandlungen begehen, sind noch weniger zu verdammen, als die Völker, welche sich dazu gebrauchen lassen. Jene thierische, hetzhündische Bereitwilligkeit des größten Theiles der Soldateska Europa's, welche

sich, ohne nach dem Recht zu fragen, auf Alles hetzen läßt, was der Gewalt nicht genehm ist, sie ist der größte Schimpf, der noch auf den Völkern unserer Zeit lastet, und sie ist die alleinige Stütze alles Unrechts, alles Despotismus, alles Unglücks, worunter der Kontinent noch seufzt. Ohne sie würde man überall das alte Joch abwerfen sehen und in Europa wäre in wenig Jahren der Grund zu einem allgemeinen Völkerglück gelegt. Mögte man doch allgemein zu dieser Einsicht kommen, mögte man allgemein dies schmachvolle Verhältniß den Völkern zum Bewußtsein bringen und alle Bestrebungen dahin vereinigen, dem Despotismus das Schwert für immer aus der Faust zu winden, d. h. die stehenden Heere abzuschaffen oder wenigstens vorläufig zu dezimiren.

Dies, ihr Landsleute, bedenkt für euch wie für die Schweizer!

VIII.

Einige Anmerkungen zur Gegenwart.

(Geſchrieben 1844 *).

Von

R. Rauwerk.

Man hat behauptet, die Teutſchen ſeien vorzugsweiſe ein theologiſches Volk. Ihre Geſchichte rechtfertigt dieſen Ausſpruch. Das Volk, welches die Reformation zu Wege brachte, mußte ſich ſeitdem noch eifriger, als vorher, den religiöſen und kirchlichen Intereſſen hingeben. Die Teutſchen haben ſich ſo gründlich mit dem ewigen Leben und der jenſeitigen Welt beſchäftigt, wie kein anderes Volk, ſo gründlich, daß ſie darüber das zeitliche Leben und die irdiſche Welt ungebührlich vernachläſſigten. Hier liegt eine der Urſachen vor, aus welchen die vielen Unvollkommenheiten unſerer politiſchen Zuſtände erklärt werden müſſen. Wird es mit dieſer Urſache immerfort beim Alten bleiben? Ich meine nicht**).

*) Manches in dieſem Aufſatze findet auch noch auf die jetzige „Gegenwart“ ſeine Anwendung, weßhalb derſelbe hier zu der anderwärts unmöglich gewesenen Veröffentlichung gelangt. Anm. d. H.

**) Die ſeitdem eingetretene teutſch-katholiſche Bewegung iſt durchaus keine Widerlegung des Obigen, eben ſo wenig, wie die ſchon ältere Beſtrebung der proteſtantiſchen Freunde. Alle dieſe Reformarbeiten ſind nicht ſowohl dogmatiſche und theologiſche, als kirchliche und geſellſchaftliche. Das Breslauer Glaubensbekenntniß und das Leipziger Konzil thun dar, wie gleichgültig man gegen die haarſcharfen dogmatiſchen Beſtimmungen iſt. Man will vor allen Dingen Gewiſſensfreiheit und Abwehr aller tyranniſchen, vernunftwidrigen, geſellſchaftsfeindlichen Dogmen und Einrichtungen. Daher ſteht die Reform der Kirchenverfaſſung im Vordergrunde; die Verhältniſſe der Gemeindeglieder unter ſich, zu den Geiſtlichen und zu andern Glaubensgenoſſen ſollen den Grundſätzen der Humanität und Menſchenliebe entſprechend geordnet werden. Namentlich iſt das Streben nach demokratiſcher Gemeindeverfaſſung unverkennbar, und wird auch für das Politiſche nicht verloren ſein. (1845.)

Die religiösen und kirchlichen Interessen haben mit dem Fortschritt der Zeit viel von ihrem Reize und Gewichte verloren; und was sie verloren, das ist den bürgerlich-staatlichen Interessen gewonnen worden. So unendlich vieles auch für die politische Bildung und noch mehr für die Thatkraft der Teutschen zu wünschen übrig ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß ihre Unwissenheit, Zerfahrenheit und Schlaffheit in ihren nächsten öffentlichen Angelegenheiten sich auf gutem Wege zur Besserung befindet.

Schon ein Blick auf die gegenwärtige Lage Teutschlands und auf die nähere Vergangenheit rechtfertigt die Hoffnung, daß die Teutschen noch einmal ganz tüchtige und rührige Staatsbürger sein werden. Noch erfreulicher ist die Aussicht, daß sie gründliche Staatsbürger sein werden. Die Gründlichkeit ist ja sonst eine Grundeigenschaft des teutschen Charakters; sollte sie sich einst, wenn uns ein etwas großartigeres politisches Leben zu Theil wird, gerade auf diesem Gebiete verläugnen? Freilich ist es leider wahr, daß die Teutschen bisher eben so gründlich in der Theorie, als seicht in der Praxis gewesen sind. Aber es müßte ja Hopfen und Malz an ihnen verloren sein, wenn sie nicht endlich durch die tiefere Bildung gegen die zaghafte, oberflächliche Ausführung der Ideen einen Abscheu bekämen. Man könnte höchstens noch besorgen, daß sie aus der Scylla der theologischen Schwärmerei in die Charybdis der philosophischen Träumerei geriethen. Allem Anschein nach ist jedoch diese Gefahr schon jetzt ziemlich beseitigt. Die Teutschen haben einen solchen Vorrath an philosophischen Systemen, und hatten bisher so reichliche Gelegenheit, sich für stets neue Spekulationen zu begeistern, daß ihr Geschmack daran vor den derberen Bedürfnissen des politischen Lebens den Rückzug angetreten hat. Wir behaupten übrigens durchaus nicht, daß die philosophische Periode, welche Teutschland durchgemacht hat, ohne heilsame Einflüsse geblieben sei. Gerade die wissenschaftliche Unbefangenheit und die folgerichtige Kühnheit der philosophischen Forschung bürgt dafür, daß die bereits begonnene Uebertragung derselben auf viele staatsgesellschaftliche Lebensfragen immer vollständiger ausfallen wird. Die ächte Philosophie nimmt keinen Anstand, die Vorurtheile, also auch di-

politischen, bei ihrem wahren Namen zu nennen; sie durchwühlt die gegebenen Zustände mit unhöflicher Gründlichkeit. Bedenkt man nun, daß jede wahre Idee auch bei einer Zeit anlangt, wo sie in's Leben tritt, so wird der Grundgedanke unseres Jahrhunderts auch in dieser Beziehung für Teutschland keine Ausnahme machen. Die teutsche Philosophie hat in der jenseitigen Welt gewaltig aufgeräumt; eben so wird die teutsche Politik lernen ihre Gedanken in der diesseitigen Welt mit Nachdruck zu verwirklichen.

Diese glänzenden Aussichten scheinen allerdings vor den wirklichen Zuständen des gegenwärtigen Teutschlands zu erbleichen. Bei aller Thatlosigkeit ist aber in der neuesten Zeit die geistige Entwickelung fortgeschritten. Sie geht in aller Stille vor sich; die Gedanken sammeln sich, bis sie so erstarken, daß kein Widerstand ihre Verkörperung mehr hindern kann. Auf die nächste Zukunft Teutschlands läßt sich aus der Vergleichung mit andern Ländern schließen; ist ja doch die Aehnlichkeit der anderen teutschen und insbesondere preußischen Geschichte mit denjenigen Zuständen, welche in Frankreich, England und andern Ländern großen Zeitepochen vorangingen, überraschend genug.

Die meisten Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens sind so veraltet und hohl daß man mit Gewißheit eine Hauptentwickelung als bevorstehend annehmen kann. Es muß entweder besser oder schlechter mit uns werden; in beiden Fällen wird es besser werden. Der wahrscheinlichere Fall möchte sein, daß wir erst wieder zurückschreiten, um einen desto tüchtigeren Anlauf zu nehmen. Die Reaktion hat seit längerer Zeit im Vetosprechen solche Meisterschaft entwickelt, daß die natürlichen Folgen davon nicht ausbleiben können. Der Konservatismus, der alles retten will, wird nichts retten. Der Konservatismus, wie er sich namentlich in den preußischen Landtagsabschieden offenbart, kann sich unmöglich lange halten. Wenn so überaus bescheidene Wünsche, wie die Provinzialstände ausgesprochen hatten, abgeschlagen werden, so arbeitet die Regierung selbst darauf hin, in den Mitteln und Wegen ihrer Politik Banquerott zu machen. Ginge sie Hand in Hand mit den Provinzialständen, so wäre dies das einzige Mittel, das Bestehende einigermaßen zu erhalten. Aber vielleicht

will Preußens und Teutschlands Geschick es so, daß wir kümmerliche Halbheiten und unbefriedigende Vorläufigkeiten gar nicht erst durchmachen. Solche Reichsstände, welche nichts als erweiterte Provinzialstände wären, würden nicht die nöthigen Staatsverbesserungen bewirken. Denn diese Stände sind weit entfernt, die gesammte öffentliche Meinung und die ganze Bildung der Nation auszudrücken, trotz einiger liberaler Bestandtheile und Forderungen. *) Was die persönliche Ansicht des Königs betrifft, so liefen ab und an Gerüchte um, er sei geneigt oder, wie die Franzosen es ausdrücken, habe Velleitäten, schon jetzt die provinzialständischen Ausschüsse in Reichsstände zu verwandlen; aber die Minister hätten ihr Veto eingelegt. Dieser Angabe zufolge wäre die preußische Monarchie bereits eine beschränkte, nämlich eingeschränkt durch Minister und Rathgeber. Aus guten Gründen muß man aber bezweifeln, daß der König selbst in der Volksvertretungsfrage anders gesinnt sei, als seine Umgebung. Deshalb wird es mit Reichsständen keine Eile haben. Zwar möchte eine ziemlich ansehnliche Partei Preußen mit einem Oberhause beschenken; aber die Sache ist nicht recht ausführbar. Um den Preis eines wirklichen Unterhauses mögen diese Herren nicht zu ihrem Oberhause gelangen; sie sind klüger als andere Parteien, welche vielleicht unbesonnen genug wären, sich für ein schwaches Unterhaus auch ein Oberhaus gefallen zu lassen. Ich denke, wir können keins von beiden in dem üblichen Sinne gebrauchen, eben so wenig wie uns eine Pairs- und Deputirtenkammer von alltäglichem Schlage Heil bringen würde. Statt so ungenügender Einrichtungen ist eine Fortdauer und Verallgemeinerung des einmal begonnenen Gährungsprozesses in den Köpfen und Gemüthern bis auf Weiteres das sicherste Mittel zum Besserwerden. Zugleich kann man die beiden amtlichen Parteien sammt ihren Unterabtheilungen in ihrer wechselseitigen Aufreibung ruhig fortfahren lassen: nämlich die Büreaukratie, welche den Polizeistaat, und die Aristokratie, welche den Patrimonialstaat will. Diese bei-

*) Der im Jahr 1845 gemachte Fortschritt verdient aufrichtige Anerkennung.

den Parteien, welche die stärksten Stützen der Unfreiheit bilden, theils mit, theils ohne Frömmigkeit, christlich oder unchristlich, besitzen den bedeutendsten Einfluß und bekämpfen sich gegenseitig. Seit einigen Jahren hat sich indessen eine Zwischenpartei hervorgethan, welche sichtbar im Wachsen ist: die Partei des polizeilichen Patrimonialismus oder des patrimonialen Polizeisystems. Sie ist die gefährlichste Partei von allen, und muß doch willkommen geheißen werden; denn sie wird das Geschwür zur Reife bringen und ist als die unmittelbare Vorläuferin der besseren Zukunft zu betrachten.

Den Landtagsabschieden zufolge sollte man zwar glauben, daß es um unsere Gegenwart schon ganz vortrefflich stehe; aber die Landtagsabschiede haben ihren Bescheid noch zu erwarten. Die Geschichte wird ihnen den verdienten Abschied ertheilen, sie wird die verwickelten Formen und schwerfälligen Gerüste zerstören, in welche jetzt noch das Staatsleben eingekeilt ist, sie wird die schädliche Verwechselung der Zwecke und der Mittel aufheben, welche aus unseren öffentlichen Zuständen ein unerfreuliches Bild von Unfreiheit, Bevormundung an allen Ecken und Plackereien aller Art gemacht hat.

Die nächste Lösung des teutschen Rattenkönigs, welche nicht lange mehr ausbleiben kann, ist die freie Oeffentlichkeit, oder die Preßfreiheit, das allgewaltige Werkzeug für die Befriedigung aller übrigen Bedürfnisse des wirklich menschlichen Staates. Wo die Mittel und Formen der geistigen Entwickelung durch ängstliches Mißtrauen beschränkt und beschnitten sind, da wird nothwendig der Fortschritt selbst verkümmert und krankhaft. Tagtäglich wiederholen sich in Teutschland die Wirkungen der alten Erfahrung, daß es den Machthabern an Vertrauen zur Wahrheit mangelt, sei es aus Bequemlichkeitsliebe oder aus Gefühl der Schwäche. Würde nicht der Sieg der amtlichen Wahrheit um so glänzender sein, je mehr Feinde sie in redlichem Kampfe überwände?

Die neueste Geschichte Preußens ist für die Frage von der Freiheit des Geistes ebenso ungünstig ausgefallen, wie die ältere.

Die Presse soll nicht frei sein; ja sogar der Gebrauch der zensirten Presse soll nicht frei sein. Damit stimmt vollkommen überein, daß der in der Presse unfreie Geist auch in der mündlich vorgetragenen Wissenschaft nicht frei ist. Werfen wir einen Blick auf die Thatsachen.

In den Landtagsabschieden wird das Censursystem und die polizeiliche Behandlung der Geister mit größter Bestimmtheit als heilsam und nothwendig hingestellt, und damit werden die auf freie Presse gerichteten ständischen Wünsche abgefertigt. Zum Ueberfluß wird noch auf die Bundesgesetzgebung hingewiesen. Nun gehört zwar die Provinz Preußen gar nicht einmal zum teutschen Bunde; aber sie muß sich bei der für das ganze Reich nöthigen „Einheit" in der Behandlung der Preßangelegenheiten beruhigen. Folglich kommt die Provinz Preußen, so wie auch die Provinz Posen, doppelt zu Schaden. Sie hat alle Nachtheile, nicht im Bunde zu sein, und zugleich die noch größeren Nachtheile, darin zu sein. — Die Regierung kann übrigens selbst nicht glauben, daß der Zensur ihr letztes Wort bleiben werde. Ist nicht alle Ausdauer und Thatkraft im Osten und Westen verschwunden, so muß endlich das **aterum censeo, censuram esse delendam** durchdringen.

Zum Zensursystem hat ferner von jeher gehört, daß man nicht Freiheit hat, sich der unfreien Presse zu bedienen. Sehr oft werden neue Zeitschriften nicht genehmigt und bestehende unterdrückt; auch werden zensirte Bücher in Beschlag genommen. Ein recht sprechendes Beispiel, wie weit die Versagung von Zeitungskonzessionen geht, knüpft sich an die von vier Berliner Professoren der Hegelschen Schule beabsichtigte Zeitschrift. Diese Herren glaubten anfänglich, es würde mit der Konzession gar keine Schwierigkeit haben, weil sie Humboldt für die Sache interessirt hatten. Vielleicht würden sie günstigeren Erfolg gehabt haben, wenn sie irgend einen Polizeirath dafür interessirt hätten. Noch sicherer würden sie gegangen sein, wenn sie zu einem in Gnade stehenden unschädlichen Systeme der Philosophie geschworen hätten. Denn die Hegelsche Philosophie ist ketzerisch und verderblich, die Schellingsche dagegen rechtgläubig und heilsam.

Endlich hat ſich bei mehreren Fällen ausgewieſen, daß wir noch immer keine Lehrfreiheit haben, weder in der Theologie noch in der Politik. Die Freiheit der Wiſſenſchaft iſt in Teutſchland ein beliebtes Paradepferd der Schönredner. Wenn auch mitunter thatſächlich, ſo haben die Teutſchen ſie grundſätzlich noch nie gehabt, eben ſo wenig, wie die meiſten andern Völker. Die freie Wiſſenſchaft iſt doch nur diejenige, welche ohne Rückſicht auf das Gegebene und das amtlich Feſtgeſetzte oder Beliebte ihre Lehren entwickelt. Und wo wäre die zu finden? Damit wir ſie nicht haben, arbeiten ja die meiſten Männer der Wiſſenſchaft ſelbſt, weil ihnen die rechte Geſinnung und Feſtigkeit mangelt, den Staatsmännern und den Ueberwachern der Geiſter in die Hände. Alſo iſt es ganz in der Ordnung, daß mißliebigen Jugendlehrern mit irgend einer Redensart, z. B. „ſubverſive Tendenzen" Schweigen auferlegt wird. Für das Beſtehen des vormundſchaftlichen Staates iſt Zenſur und Lehrbeſchränkung die erſte Bedingung. Akademie der Wiſſenſchaften, Univerſität, Gymnaſium, Stadt- und Dorfſchule — alles muß ſich in gleicher Unmündigkeit der höheren Einſicht fügen.

Verweilen wir einen Augenblick bei den teutſchen Univerſitäten. Ihre Verfaſſung iſt eben ſo veraltet, wie die des Staates. Sie dulden in ihrem Schooße nur wenige Beſtandtheile von Zukunftsgedanken. Der Geiſt bleibt da, wo er am meiſten der Freiheit bedarf, rechtlos, vornehmlich in der Wiſſenſchaft von dem Menſchen und der Geſellſchaft, alſo in der höchſten und nothwendigſten Wiſſenſchaft. Lehrfreiheit iſt in keiner einzigen unſerer Fakultäten zu finden, ſelbſt nicht in der mediziniſchen. Wenn gleich die chriſtliche Medizin auf keine Hinderniſſe ſtößt, ſo könnte doch die Lehre vom menſchlichen Körper leicht in ketzeriſche Behauptungen und Verwickelungen mit der Staatsgewalt gerathen. Die philoſophiſche Fakultät bildet zwar die linke Seite der Univerſität, iſt aber mit ihren etwaigen Oppoſitionsbeſtrebungen auf die peinlichſte Vorſicht angewieſen. Dazu kommt, daß ſie mehr ein Sammelplatz von allerlei gelehrten Fächern, die in den drei eigentlichen Zunftfakultäten keinen Platz finden, als ein Heerd der Wiſſenſchaft iſt. Sonſt würde ſie bereits die ganze Univerſi-

tät in philosophisches Fleisch und Blut verwandelt haben. Ihr schwächster Punkt sind die Staatswissenschaften, in welchen sie theils durch die Staatsgewalt, theils durch sich selbst zur Ohnmacht verdammt ist. Dasselbe gilt auch von der juristischen Fakultät, welche recht eigentlich die gelehrte Verfechterin des Bestehenden ist. Sie kennt kein fließendes Recht, sondern faßt nur ein starres und steinernes. Ihre Exegese und Dogmatik reicht der theologischen brüderlich die Hand. Sie darf nicht anders; aber, was viel schlimmer ist, sie will auch nicht anders. Was kann man endlich von der Rechten der Universität erwarten? Die theologische Fakultät wirft den Menschen vollends aus der Natur und der Vernunft hinaus; der Zweck der Gottesgelehrtheit ist, den Menschen sich selbst zu entfremden.

Daß die teutsche Universität der Reform bedarf, haben sogar ihre Gönner anerkannt. Aber sie sehen nicht, daß der Kern krank ist, und möchten an der Schale herum ausbessern. Mit Aenderungen in Form und Methode allein ist es nicht gethan, besonders nicht, wenn sich sogar hierin Ungeschicktheit zeigt. Die wahre Reform der Universität wird ihr Aufhören sein, welches freilich noch manche andere Bedingungen voraussetzt. Die Handwerkszünfte haben der Gewerbfreiheit weichen müssen; warum nicht auch die zünftige Gelehrsamkeit der freien Wissenschaft? Die Universität ist mechanisirt; die freie Wissenschaft wird sich selbst organisiren, so daß jeder Wissende lehren darf, ohne Bezahlung und Diplom. — —

— Haben die Teutschen keine freie Lehre, woher sollte ihnen die freie That kommen? Der teutsche Geist ist größtentheils pensionirt; zur Weltgeschichte steht das teutsche Volk in einer sehr entfernten Beziehung. Es erhebt sich selten zur Höhe der europäischen Thätigkeit und läßt sich in der Regel von den übrigen Völkern in's Schlepptau nehmen. Bei aller Bedächtigkeit, Ernsthaftigkeit und Vernünftigkeit sind die Teutschen in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten bisher sehr oberflächlich, leichtsinnig und schlottrich gewesen. Sie lassen gern die Dinge gehen, wie sie gehen; der Schlaf oder das Schlafwachen ist so süß. Wie verderblich aber der Leichtsinn, nichts zu thun, wirkt, haben wir be-

reits durch die bitterſten Erfahrungen gelernt, hätten es wenigſtens lernen können. Thut uns vielleicht noch eine gründliche Züchtigung Noth? Nun, fahren wir ſo fort, wird ſie gewiß nicht ausbleiben. Wir laſſen uns in alter Weiſe wieder von andern Völkern überholen; indem wir ſtillſtehen, ſchreiten wir natürlich zurück. Während alte Fragen noch nicht gelöſt, alte Bedürfniſſe noch nicht erledigt ſind, tauchen ſchon neue Fragen und Bedürfniſſe auf, und die öffentlichen Zuſtände werden immer verwickelter und unheilbarer. Noch lange nicht ſind wir mit den politiſchen Aufgaben fertig, und ſchon dringen die ſozialen Aufgaben auf uns ein, deren Löſung bei unſern erſt halbgeordneten Zuſtänden doppelt ſchwierig iſt. Bilden wir uns nicht ein, daß es damit noch Zeit habe. Die Zeit wartet nicht auf die Trägen. Daß aber der Sozialismus die Zukunft der Staaten iſt, wird täglich offenbarer.

Wir haben wirklich Eile, da wir gegen die Weltgeſchichte ſtark im Rückſtande ſind. Rühren wir uns nicht, verbeſſern wir nicht unſere inneren Verhältniſſe, ſo werden wir vor großen Ereigniſſen wieder, wie früher, zuſammenſinken. So wie wir jetzt noch ſind, *was ſoll aus uns werden*, wenn die Fugen Europa's wieder zu krachen anfangen und wenn wieder um große Geſchicke eiſerne und feurige Würfel unter den Völkern fallen?

Man ſetze blos den oft beſprochenen Fall: Ludwig Philipp's Tod. Derſelbe kann die größten Verwickelungen nach ſich ziehen, welche für die Zukunft Europa's von der erſten Bedeutung ſein würden. Kein Land übt auf Europa ſo viel elektriſche Wirkung aus, wie *Frankreich*. Wer aber könnte glauben, die franzöſiſche Revolution ſei abgeſchloſſen? Schlaue Diplomaten meinen zwar, *Ludwig Philipp* ſei der eigentliche Napoleon, welcher den Schlund der Revolution verſtopft habe. Nun ja, unter vielen Herrſchern ragt der König der Franzoſen durch ſogenannte *Klugheit* hervor. Wir geben der „guten" Preſſe dieſen ihren Gemeinplatz gern zu. Ludwig Philipp iſt klug, ſehr klug, ſo ausgezeichnet klug, — daß eine neue Revolution in Frankreich die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Ludwig Philipp wird von derjenigen Klugheit, welche mit tauſend Mitteln das Unkluge erſtrebt, ein denkwürdiges Muſter bleiben. Wozu nützen die glän-

zendſten Anſtrengungen, wenn das Ziel in unſerem Rücken liegt? Das bloße Talent iſt Form und Rinde; die Hauptſache iſt der Kern, der Inhalt des Strebens. Ludwig Philipp hat ſich auf nichts als auf den status quo und den Rückſchritt verſtanden. Wie man ſäet, ſo wird man ernten. Die Ruhe und Ordnung in Frankreich iſt gleißneriſche Oberfläche. Die wahre Ruhe, die wahre Ordnung eines Staates wird nicht durch Klugheit und Selbſtſucht, ſondern durch Weisheit und Gerechtigkeit geſchaffen. — Ludwig Philipps Tod iſt, wie geſagt, nur ein herausgegriffener Fall aus hundert andern, welche gleichfalls das liebe Teutſchland in eine ernſte Probe werfen können. Der Befreiungskrieg allein iſt noch kein Beweis, daß Teutſchland unter allen Umſtänden ſeine Unabhängigkeit ungeſchmälert bewahren werde. Damals hatte es ganz Europa auf ſeiner Seite; wie viel würde es für ſich allein leiſten?

Ein verjüngtes Teutſchland, von ſelbſtbewußten Staatsbürgern bevölkert, würde jedem Feinde, jeder Allianz widerſtehen können, den ſehr unwahrſcheinlichen Fall vorausgeſetzt, daß ein freies Teutſchland ſo viel Feinde haben würde, wie das unfreie in der That hat. Gegenwärtig muß man die alte Erfahrung in Erinnerung bringen, daß bei der Unfreiheit im Innern auch die Freiheit nach außen in beſtändiger Gefahr ſchwebt; die nationale Unabhängigkeit bevormundeter Menſchen bleibt von der Gnade der Völker ringsum abhängig.

(Jugenſtorfer B.)

Ein Bürger an einen * ſchen Miniſter.

Ich träumte einſt von einer Eiſenbahn, die ſich durch den Ertrag der Knochen ihrer verunglückten Paſſagiere rentirte. Dieſer ſeltſame und ſchauerliche Traum, Herr Miniſter, fällt mir immer wieder ein, ſo oft ich an Ihre Regierungsweiſe denke; denn Ihre Regierung erhält ſich durch den Ruin der Seelen, welche ſie beglücken ſollte, wie jene Eiſenbahn durch den Ruin der Leiber, welche ſie befördern ſollte.

Was würden Sie von Ihrem Kutscher sagen, wenn derselbe seine Aufgabe nicht darin suchte, Ihren Wagen voranzubringen, sondern darin, ihn zurückzuhalten? So sehr Sie sich über einen solchen Kutscher wundern würden, Herr Minister, so sehr wird man einst, wenn alle Regierungen Volksregierungen werden geworden sein, sich über die Politik jener sogenannten Staatsmänner wundern, deren ganzes Streben nur darauf gerichtet war, den Geist der Völker zu bannen und zum Stillstand zu bringen. Noch mehr aber sollte man sich darüber wundern, daß die Ursache dieser Erscheinung nicht Jedem sofort auf der Hand liegt. Ein teutscher Professor würde, um die Sache zu erklären, zehn Bände vollschreiben, und wenn man sie alle gelesen, wüßte man noch weniger, als zuvor. Es bedarf aber für den gesunden Menschenverstand nur weniger Worte, um das Geheimniß aufzudecken. Der Egoismus Weniger, welche in den alten Einrichtungen die Stützen ihrer Macht und ihrer persönlichen Vortheile finden, setzt sich mit List und Gewalt dem Volksgeist entgegen, welcher ihn verdrängen will und muß, um Freiheit und Glück allgemein zu machen. Sehen Sie, Herr Minister, so erscheint die Sache dem schlichten Verstand des Bürgers. Mögen Sie mir nun noch so viel von der Nothwendigkeit eines mächtigen Czaarenthums zur Erhaltung des allgemeinen Wohls und von der Nothwendigkeit einer mächtigen Aristokratie zur Stützung des Czaarenthums und von der Nothwendigkeit eines mächtigen Beamtenthumes zur Ausführung der weisen Absichten „der Krone“ und von der Nothwendigkeit eines mächtigen Pfaffenthums zur Kultivirung der „sittlichen“ Demuth der „Unterthanen“ und Andres der Art vorschwatzen: Sie täuschen mich dadurch nicht, ich weiß vielmehr, daß Sie selbst nicht an jene Nothwendigkeiten glauben, und daß einfach nichts weiter dahinter steckt, als der eingefleischte Egoismus des Pfaffenthums, des Soldatenthums, des Beamtenthums, des Adelthums und über allen des Czaarenthums, welche gemeinschaftlich bei der jetzigen Lage der Dinge ihre Rechnung finden. Ich aber will, daß **das Volk** seine Rechnung finde, das ganze Volk, und wenn es die Vernunft und das Interesse des Volks fordern, daß Czaarenthum und Adelthum u. s. w. aus der Welt verschwinden, so

müssen sie alle miteinander fort. Dagegen hilft kein Doziren und kein Raisonniren; was Vernunft und Recht fordern, das muß geschehen und das geschieht.

Da Sie nicht *mit* dem Volk, sondern *gegen* das Volk sind, da Sie nicht die Fortschrittsideen der Menschheit, sondern nur die Rückschrittsideen eines Egoismus, dessen Zeit vorüber ist, zur Führerin Ihrer Politik machen, so beschränkt sich Ihre ganze Staatskunst im Grunde auf bloßen Polizeidienst. Sie sind ein potenzirter Polizeidiener, weiter nichts. Dem Volksgeist nachspüren, zuspringen, wenn er sich irgend eine Oeffnung zu brechen beginnt, und die Oeffnung mit Gewalt wieder schließen lassen — das ist die niedere Aufgabe Ihrer hohen Stellung. Sie sind der Kerkermeister des Volksgeistes. Und Sie schämen sich nicht, sich einen Staatsmann nennen zu lassen? Ein wahrer Staatsmann spürt dem Volksgeist nicht nach, um ihn zurückzudrängen, sondern um ihn kennen zu lernen und ihm behülflich zu sein. Er ist der Geburtshelfer dieses Geistes, während Sie ihn im Mutterleibe zu morden suchen.

Sie kehren mitunter volksfreundliche Absichten vor und suchen die Leute glauben zu machen, Ihre Prinzipien seien im Grunde liberal, aber in der Praxis lege die Staatsweisheit Ihnen die Nothwendigkeit des Reagirens auf, weil der ungehemmte Volksgeist in einen zu wilden Schritt verfallen und auf ungeordnete Bahnen gerathen könnte. Wir kennen das, Herr Minister. Wir wissen ein zweckmäßiges Reagiren, welches im Grunde nur ein *Lenken* sein darf, wohl zu schätzen, aber wir wissen auch, *daß das Reagiren stets im Unrecht ist, so bald und so lang es lichtscheue oder gewaltsame Mittel anwendet.* Welche Mittel wenden Sie an? Sie schließen dem Volk den Mund. Sie verbieten dem Volk die Gesellschaft. Sie lassen das Volk ausspioniren und belauern. Sie wehren dem Volk jede Lebensäußerung. Sie stehen beständig mit dem Kerkerschlüssel in der Hand denen gegenüber, die ein freies Wort zu sprechen wagen, und lassen sie von geheimen Tribunalen richten und verfolgen. Kurz, alle Ihre Mittel sind entweder lichtscheu oder gewaltsam. Und Sie bilden sich wohl gar etwas darauf ein, eine solche Rolle zu spielen und se-

ben darin eine Entwickelung von „Festigkeit," „Charakter" und gar von „Muth!" Kläglicher Ruhm! Stellen Sie einem Schulknaben ein Heer gehorsamer Diener auf der einen und ein Heer bewaffneter Beschützer auf der andern Seite zu Gebot und er wird Ihren Ruhm in wenigen Wochen verdunkeln. Sie entwickeln nur die Kraft und den Muth des Henkers, der mit einem einzigen Druck des Fingers das kräftigste Leben seines gefesselten Opfers vernichtet. Grade das, Herr Minister, scheint mir das Empörendste in Ihrer weitwirkenden Thätigkeit zu sein, daß so kläglich wenig dazu gehört. Lassen Sie sich etwa in einen regelrechten Kampf mit dem Geist ein, den Sie bekriegen? Sauberer Kampf! Aus Ihrem geheimen Büreau schicken Sie einen geheimen Befehl an einen geheimen Polizeidiener und in wenigen Stunden liegt der herrlichste Geist unschädlich gemacht hinter der Kerkermauer. Das ist Ihr Kampf. Die Polizeifaust ist Ihre Kraft und der Kerkergraus ist Ihr Geist. O, Sie machen sich in der That die Arbeit sehr leicht. Dem Stier der brutalen Gewalt ist es die größte Kleinigkeit, einen Menschen, und wäre er der ausgezeichnetste der Welt, auf seine Hörner zu nehmen und an eine Kerkerwand zu schleudern. Mögen die größten Geister der Zeit Ihnen gegenüber treten, Sie wissen Mittel, ihnen zu begegnen. Eine Untersuchung ist mit zwei Worten anbefohlen, ein Vorrath verfänglicher Gesetze ist stets bereit, ein ganzes Heer von polizeilichen und richterlichen Dienern ist sofort in Bewegung gesetzt, die Angeklagten werden rechts und links in Behandlung genommen, gepeinigt, gehetzt, trakassirt, Jahre lang auf die Folter gespannt und wo möglich zu Grunde gerichtet — und *Sie*? Sie haben nicht die mindeste Mühe davon und sitzen ruhig hinter Ihrem grünen Tisch. Sie kröchen aber trotz Ihrer „Festigkeit," Ihrem „Charakter" und Ihrem „Muthe" sofort *unter* den grünen Tisch, wenn dem Geist, den Sie hinter Kerkermauern bekämpfen, gestattet würde, Ihnen frei gegenüberzutreten.

Trotz der hassenswerthen und kläglichen Rolle, welche Sie spielen, halten Sie sich dennoch versichert, daß es nicht an Solchen fehlen werde, welche Ihnen sogenannte Anerkennung zollen. Das ist, Herr Minister, nur ein Beweis von der Erbärmlichkeit

Derer, welchen Sie gebieten. In unserem Lande ist noch nie ein Mann der Gewalt, mochte er so schlecht sein wie er immer wollte, von seinem Posten zurückgetreten, ohne daß ihm der Servilismus einen Panegyrikus nachgesandt hätte. Unsere Patrioten sind so sehr an „Pietät“ gewöhnt, daß sie in ihrem Museum sogar einen Platz für jeden Stock übrig haben, mit welchem sie geprügelt worden. Aber, Herr Minister, wir haben auch noch ein anderes Museum. Darin wird man Sie produziren mit gebrandmarkter Stirne.

Sie fürchten nicht, Herr Minister, daß Ihre Zeit zu Ende gehen könnte? Sie verlassen sich auf ihre Diener und Soldaten; zugleich aber verlassen Sie sich auf uns, die Ihnen gegenüber stehen. Sie haben uns sagen hören, daß wir nur vom „gesetzlichen“ Fortschritt Segen erwarten und nur solchem Fortschritt dienen wollen. Aber täuschen Sie sich darüber nicht, Herr Minister. Wir wollen Licht, deßhalb können wir keine lichtscheue Mittel wollen; wir wollen Recht, deßhalb scheuen wir die Gefahr, Unrecht thun zu müssen; wir wollen das Werk der Zeit vom Geist ausgeführt wissen, deßhalb müssen wir die brutale Gewalt verdammen; wir wollen Humanität, deßhalb wünschen wir unsere Hände nicht in Blut tauchen zu müssen. Also der sogenannte „gesetzliche Fortschritt“ ist nur eine nothwendige Konsequenz unserer Prinzipien, sofern er nämlich noch — möglich ist. Aber glauben Sie, daß wir uns mit unseren Prinzipien durch Diejenigen die Hände binden lassen, welche sie verabscheuen? Wenn Sie uns das Licht wehren, das Recht abschneiden, den Geist fesseln, die Humanität zur Sünde machen, im „Gesetz“ nur Mittel gegen den „gesetzlichen Fortschritt“ schaffen, kurz um jede Bedingung solches Fortschritts vernichten, halten Sie uns dann auch noch für fähig, uns zu Narren unseres Prinzips machen zu lassen? Wir sind Feinde des Todtschlagens; glauben Sie aber, diese Feindschaft gehe so weit, daß wir, um die Möglichkeit des Todtschlages zu vermeiden, uns willig dem Dolch des Banditen preisgeben würden, so sind Sie in großem Irrthum, Herr Minister. Ehe wir uns von dem Banditen tödten lassen, tödten wir eher ihn selbst, und stellen Sie, Herr Minister,

ſich durch Gewalthandlungen dem Banditen gleich, ſo behandeln wir Sie am Ende wie den Banditen.

Die erſte Bedingung eines „geſetzlichen Fortſchrittes“ iſt die, daß die geſetzlichen Mittel der politiſchen Wirkſamkeit für das Volk wie für die Regierung entſprechend abgemeſſen, beiden garantirt und beiden gleich zugänglich ſeien. So lang Sie allein ſprechen dürfen und das Volk nicht; ſo lang Sie Befehle geben dürfen ohne daß die Volksvertretung ſie genehmigt; ſo lang Sie das Volk anklagen dürfen und das Volk Sie nicht; ſo lang Sie über die Sicherheit der Perſonen verfügen können und den Perſonen kein Schutzmittel gegen Sie zu Gebot ſteht; kurz ſo lang alle Gewalt bei der Regierung iſt und dem Volk nur die Pflicht des Gehorſams gelaſſen wird, *ſo lange kann von einem „geſetzlichen Fortſchritt“ gar keine Rede ſein, denn unter ſolchen Umſtänden iſt das Geſetz nur ein Ausdruck und eine Handhabe der bloßen Gewalt* und die bloße Gewalt hat die Völker ſtets nur dahin geführt, ſie abzuſchütteln, ſobald ſie konnten. Der Gewalt ſetzten ſie Gewalt entgegen, ſobald ſie dazu im Stande waren, und wenn *ſie*, welche Rechte *verletzte*, nicht um die Mittel verlegen war, wie wollte ſie verlangen, daß diejenigen darum verlegen ſein ſollten, welche Rechte *vertheidigten*? Daß ſie noch darum verlegen ſein ſollten, nachdem ſie ſich überzeugt hatten, *daß die Anwendung ſolcher Mittel ein Uebel beſeitigte, welches tauſend Mal ſchlimmer war, als ſie*?

In unſerm Lande, Herr Miniſter, ſind die Mittel der ſogenannten Geſetzlichkeit beinahe erſchöpft. Alle Gründe für das Recht ſind tauſend und aber tauſend Mal verhandelt worden — man iſt taub gegen ſie geblieben; alle Formen der Bitte und der Vorſtellung ſind tauſend Mal verbraucht worden — man iſt taub gegen ſie geblieben; alles Vertrauen hat ſich gemeldet und aller Patriotismus hat ſein Herz ausgeſchüttet — man iſt taub gegen ſie geblieben. Die Geleiſe des gewöhnlichen Weges der politiſchen Entwickelung ſind bei uns ausgefahren bis an die Nabe und das Fuhrwerk ſucht eine andere Straße. Aber wie gegen Worte taub, ſo iſt man gegen Erſcheinungen blind geblieben. Höhniſch oder

heuchlerisch ist der verstockte Egoismus der Gewalt über Alles weggeschritten und unter seiner Fußsohle stand stets geschrieben ein unerbittliches Nein! Die Zeit der Erkenntniß ist nun gekommen und das Vertrauen wird begraben werden, wenn Diejenigen, welche Anspruch darauf machen, es nicht verdienen wollen. An ihnen liegt es, die Männer des Volkes dahin zu bringen, daß sie die „gesetzlichen" Mittel in feindlicher Absicht anwenden, daß sie dieselben gänzlich zu erschöpfen suchen, um dem Volk den praktischen Beweis zu liefern, daß ihm keine Abhülfe gewährt werden soll. Was einer wohlgesinnten Regierung gegenüber bürgerliche Pflicht ist, Anwendung der „gesetzlichen" Mittel nämlich, das kann einer schlechtgesinnten gegenüber zu einem feindseligen Experiment werden. Wir werden so lange „gesetzlich" opponiren, Herr Minister, wie wir dazu im Stande sind und wenn sich dann das Volk vollständig überzeugt, daß es auf dem „gesetzlichen Wege" zu nichts gelangt, so wird es Ihnen klar sein, Herr Minister, wer es auf einen anderen treibt.

Sie sagen, wir wollten nichts Geringeres, als die Revolution! Ja, Herr Minister, wir wollen sie, wenn Sie sie wollen; wollen Sie sie nicht, so wollen wir sie noch weniger. Auch in Religionssachen sind wir, wie Sie sehen, noch loyal genug, Ihnen die Initiative zu lassen.

IX.

Einiges über die teutſche Tagespreſſe.

Von

K. Heinzen.

Die zenſirte teutſche Preſſe hat nicht bloß nicht die Freiheit, ſich von dem Krebs, der an ihr frißt, zu kuriren, ſondern es fehlt ihr auch die Freiheit, ihre Krankheit zu unterſuchen und die Gegenmittel zu prüfen. Denjenigen Blättern, die guten Willen haben, gegen den Strom der Reaktion anzukämpfen, wird es daher nur willkommen ſein können, wenn man von einem uneingeengten Standpunkt aus ihren Zuſtand beleuchtet und ihnen von Zeit zu Zeit mit einem Stimulus zu Hülfe kommt. Ein Wecker in der Wüſte zu ſein, iſt wahrlich nöthig, wo die Wüſtenei ſo grauſenhaft ſich um die Schläfer lagert, daß ſie höchſtens noch an die Einrichtung der Schlafſtelle, nicht aber an ein Erwachen zu denken wagen.

Perſönliche Beobachtungen unterſtützen die Beurtheilung. Ich beginne daher mit der Erwähnung des Eindrucks den die Preßverhältniſſe des Auslandes auf mich gemacht haben, ſeitdem ich unzenſirte Luft athme. Seit dieſer Zeit hatte ich Gelegenheit, die Freiheit des Geiſtes in Belgien, zum Theil in Frankreich und namentlich in der Schweiz ſich bethätigen zu ſehen. Ich habe alſo einen Theil der Kur durchgemacht, welche die Reactionairs mitunter den Liberalen anempfehlen, um ſich von der Krankheit des Liberalismus zu kuriren und einen erleuchtenden Tag von Damaskus zu erleben. Die Kur ſcheint aber nur bei denen anzuſchlagen, die von vorn herein kurirt waren. Von dem Inhalt des belgiſchen, des franzöſiſchen und des ſchweizeriſchen Geiſtes ſpreche ich nicht; aber der Unterſchied in ſeiner Freiheit,

sich kundzugeben, im Vergleich mit den teutschen Preßzuständen hat mir im Ausland eine Verachtung der Zensursklaverei und Geduld meiner Landsleute eingegeben, die mich könnte vergessen lassen, daß ich zu ihnen gehöre. In Belgien gibt es Sudelblätter, in Frankreich gibt es Sudelblätter, in der Schweiz gibt es Sudelblätter wie überall; aber das niedrigste Sudelblatt dieser Länder steht höher und achtenswerther da, als das beste Blatt der teutschen Zensurpresse, denn die Sprache der Freiheit, auch auf der niedrigsten Stufe, kann durch nichts ersetzt werden und klingt selbst aus dem Ochsenhorn der Verwilderung schöner, als die Sprache der bevormundeten Kultur auf der Harmonika der Polizei. Halten wir uns an die Schweiz, wo die Bedingungen zur Aufrechthaltung einer würdigen Tagespresse die ungünstigsten sind, weil die Kleinheit der Verhältnisse, die Absperrung der Kantone, die unumgängliche Zerstückelung der Nationalpolitik in Lokalpolitik einen ununterbrochenen Kampf der kleinen Interessen, der Persönlichkeiten, der Privatleidenschaften u. s. w. unterhalten. Eine solche Presse, sollte man denken, müsse einen widerwärtigen Eindruck machen und ein Gegenmittel gegen die Liebe zur Preßfreiheit eingeben. Sie macht aber nur in so fern einen widerwärtigen Eindruck auf mich, als sie der Ausdruck von Zuständen ist, welche das Ausland, insbesondere das zensirte Ausland, mit Gewalt aufrecht erhält, um die Macht der schweizerischen Republik in sich selbst zu paralysiren und deren kontinentalen Beruf in lokalen Zänkereien untergehen zu lassen. Trotz jenen ungünstigen Verhältnissen will ich von dieser Presse mit all ihren Philisterhaftigkeiten, Kleinlichkeiten, Leidenschaften, Zänkereien und Kolbengefechten, wobei man namentlich ein nationales Privilegium gegen die teutschen Schützlinge geltend macht, lieber getödtet werden, als in der teutschen Presse mit ihrem erzwungenen Anstand, ihrer polizeilichen Gemessenheit, ihrer eingebläuten Schonung, ihrer zitternden Retizenzen, ihren niederträchtigen Heucheleien, ihren feigen Rücksichten, ihren ekelhaften Schmeicheleien eine gequälte Existenz hinschleppen. Mag der Geist sich verirren, mag er sich vergreifen, mag er vorn und hinten ausschlagen, wie er will: nichts kann er in seiner Freiheit thun, was einem vernünftigen

und freien Menschen den Wunsch eingeben könnte, ihn in irgend etwas gefesselt zu sehen. Seine freie Aeußerung, sein freies Auskämpfen, sein freies Platzen und Aufeinanderplatzen ist seiner Natur so nothwendig, daß er, man mögte sagen, nicht mehr existirt, wenn er eine andere Sprache redet, als diejenige, welche sich in der Freiheit ihm darbietet. Das Menschliche, nach allen Seiten hin, ist es, was er fordert und was man an ihm sucht. Die Sprache der teutschen Presse ist nicht mehr menschlich. So spricht kein Mensch und kein Volk; so spricht nur ein Geschöpf der Polizei und eine Versammlung belauerter Sklaven.

Daß die Freiheit die Wunden, welche sie schlägt, auch selbst heilt, ist eine Wahrheit, die sich in der Presse eben so bewährt, wie in andern Dingen. Ich gehe nicht darauf ein, Belege für diese Wahrheit im Auslande aufzusuchen, denn die teutsche Reaktion könnte sich einbilden, man gehöre noch zu Denen, welche sie durch Vernunftgründe zur Bewilligung von Rechten zu bewegen suchen. Ich spreche vielmehr die Ueberzeugung aus, daß den Teutschen trotz den bundestäglichen Versprechen nie, niemals eine wirkliche Preßfreiheit gewährt werden wird; an einem andern Ort soll es dargethan werden, das es bei der Eintheilung und Verfassung Teutschlands gradezu Unsinn ist, sich derartige Hoffnungen zu machen. Es wird aber hier der Ort sein, den Teutschen zu sagen, wo sie einstweilen ihre Preßfreiheit zu suchen haben. Im Auslande sucht sie und ihr werdet sie finden. Diejenigen Schriftsteller, welche geistige und pekuniare Mittel besitzen, um den Kampf gegen die teutsche Reaktion nachhaltig zu führen, müssen sich in's Ausland begeben; im Inlande reiben sie sich, wie man nach Erprobung der teutschen Justiz zugestehen muß, vergeblich auf in dem tückenvollen und endlosen Kampf mit Polizei und Inquisition. Landsleute, wollt ihr einen Rath befolgen, der durch vielseitige Erwägungen und Erfahrungen eingegeben ist, so sammelt Gelder, um die Kriegskosten zu bezahlen, welche der geistige Kampf der ausgewanderten Teutschen gegen die Unterdrückung der Freiheit erfordert. In jedem Ort von einiger Bedeutung sollten sich die Liberalen zusammenthun und eine Kasse zur Unterhaltung jenes Kampfes

bilden. Er ist der wirksamste, weil er der freieste ist, aber ohne Geld läßt er sich nicht fortsetzen. Ich will euch nicht von den tausend Schwierigkeiten unterhalten, die sich im Auslande den Schriftstellern entgegenstellen, deren Leben getheilt ist in die Sorge um die Existenz und die Sorge um die heimische Freiheit. Es ist nicht so leicht, wie es sich von Teutschland aus ansieht, die geistigen Truppen, die man zur Disposition hätte, vom Auslande her auf den rechten Kampfplatz zu bringen. Es gehört Geld dazu und daran fehlt es überall. Schafft uns die Mittel und wir geben euch das Wort, daß wir eueren Feinden das Handwerk der Unterdrückung bis in den Grund verleiden werden, und sollte es ihnen gelingen, uns bis über das Meer zu verfolgen. Wir werden nicht nachlassen, so lang noch ein Hauch in uns lebt, aber — ohne Kriegskosten ist unser Krieg gelähmt. Ihr bezahlt so manches Geld, das zur Schmiedung eurer Fesseln dient; habt ihr keins, die Fesseln zu zerbrechen? Der arme Irländer bringt seine Wochenrente auf, um den Kampf für seine Rechte im Gang zu halten; der reiche Teutsche sollte kein Schärflein für solchen Zweck übrig haben? Wahrlich, wahrlich ich sage euch, mit der Hälfte des Geldes, das ihr für die Kölner Dombaukomödieen beigesteuert habt, hättet ihr auf dem angegebenen Weg in zwei Jahren mehr ausrichten können, als ihr mit allen Petitionen und Ständekammern in einem halben Menschenalter erreicht. Laßt euch nicht irre machen durch Polizeimaßregeln und Kontrolen. Es gibt Mittel gegen jede Polizei des Despotismus, aber, nochmals sei es gesagt, — schafft uns die Kriegskosten. Thut euch zusammen und sammelt Gelder; an jedem Tisch, der euere Flaschen trägt, laßt den Teller zirkuliren, bei jedem Fest das ihr feiert, laßt den Teller zirkuliren, bei jedem Grimm, den ihr verschlucken müßt, laßt den Teller zirkuliren. So mancher Liberale verschleudert Hunderte an unnütze Dinge; wüßte er, welche Waffe sein Geld in anderen Händen sein könnte, er würde ihm eine bessere Bestimmung geben. Die Reaktion gebietet tausendfach über die Millionen der Völker, und der Fortschritt bleibt ein — Bettler! Für jede Sache des Rückschritts, für die pfäffische wie für die despotische Propaganda fehlen die Mittel nirgends und man

hat dadurch Ungeheueres erreicht; die Freunde des Fortschritts dagegen sehen ruhig zu oder begnügen sich mit vereinzelten Demonstrationen und — verthun ihre Mittel höchstens für Fackelzüge und Toaste. Schämen wir uns endlich unserer Energielosigkeit und Blindheit. Wohlan, Landsleute, greift meinen Vorschlag auf, macht ihn zum eurigen, seid thätig, laßt nicht nach und ihr werdet den Erfolg spüren. Habt ihr noch irgend einen Antrieb nöthig, so blickt auf den jämmerlichen Zustand der Tagespresse, von der ich gesprochen, und tragt dazu bei, daß die verderblichen, demoralisirenden Wirkungen dieser niederträchtigen Zensursprache nachhaltig durch die Wirkungen einer freien Menschensprache aufgehoben werden.

Das Muster der teutschen Zensurpresse ist die preußische. Nirgends wird die Reaktion so mißtrauisch-gründlich und so systematisch-kleinlich betrieben, wie in Preußen. Dort werden Präkautionsmittel angewandt, an die anderwärts keine Seele denken würde; dort werden mittelst der büreaukratischen Maschinerie die polizeilichen Einspritzungen so allseitig und nachdrücklich applizirt, daß auch keine Arterie im ganzen Staatskörper damit verschont bleibt; dort wird wegen Kleinigkeiten, die man sich anderwärts schämen würde nur zu beachten, ein ganzes Heer von Beamten außer Athem gebracht. Auf dem preußischen Volksacker wächst kein Gräschen, das nicht bewacht, bevormundet, beschnitten würde. Nach den Begriffen der preußischen Staatsangst kann aus jedem Gräschen ein Freiheitsbaum emporwachsen. Bei dem Druck, den dies gouvernementale böse Gewissen namentlich auf die Presse ausübt, ist es allerdings eine harte Sache, eine Zeitung für eine freisinnige Haltung verantwortlich zu machen. Die Zensur, durch unermüdliche geheime Instruktionen bei jeder Gelegenheit eingeschüchtert und gehetzt, sorgt dafür, daß kein Blatt beim Publikum in den Geruch zu großer Freisinnigkeit komme; dennoch aber ist es sehr leicht, bei der Regierung in diesen Geruch zu kommen, und ist dies geschehen, so sieht der Verleger Tag und Nacht das Damoklesschwert über seiner Konzession hangen. Nirgends ist die Rechtssicherheit so gründlich untergraben, wie in den Verhältnissen der Tagespresse. Man frage die Verleger, ob ein Einziger trotz

der Zensur seiner Konzession noch sicher zu sein glaubt, wenn er das Mißfallen in höheren Regionen erregt hat. Die Freisinnigkeit, die Sympathie für das Volksrecht, muß förmlich als Sünde nach römischen Begriffen betrachtet und geübt werden. Eine völlige Umkehrung der innersten menschlichen Natur muß die Qualifikation für die preußische Zeitungspresse schaffen. Wer diese Miseren in der Nähe beobachtet, wer selbst diesen kleinen Krieg gegen die Zeitungspolizei mitgemacht hat, der weiß beinah in jedem Blatt die Spuren der tausend Niederlagen zu erkennen, welche die Zeitungen täglich unter der Zensurscheere erleiden, der sieht die Gespenster der gemordeten Gedanken zwischen allen Zeilen umherschleichen, welche die Exekution dem Drucker noch übrig gelassen hat. Aber nicht bloß dies. Das Empörendste ist, der Geistespolizei *positive* Konzessionen machen zu sehen. Es gibt Zeitungen, die, vielleicht unbewußt, ihr Ansichtensystem dem Zensurdruck förmlich akkommodiren und sich dahin bringen lassen, Prinzipien zu billigen oder gar zu vertreten, die sie bei freier Presse auf das Entschiedenste bekämpfen würden. Und in diesem Punkt gibt es keinen Anspruch auf Nachsicht und Rücksichten mehr. Wenn eine zensirte Zeitung auch nicht verantwortlich gemacht werden kann, dies und das zu sagen, so kann sie doch verantwortlich sein, dies und das zu verschweigen. Wenn nicht die Freiheit des Redens, so müssen sie um so mehr den Muth des Schweigens haben und *diesen Muth hat kein einziges preußisches Blatt.* Nach dem Tschechschen Attentat machte ein offiziöser Artikel aus Schlesien dem Volk den Vorwurf, daß es die Pietät nach obenhin verloren habe, und daß sich der witzelnde Tadel sogar bis in die höchsten Regionen hinauswage. Daß dies vollkommen wahr ist, und daß im Volke, sobald es unbewacht sprechen darf, nicht der zehnte Mann mehr an der sklavischen Pietät laborirt, die früher jene gläubigen „Unterthanen" ausgezeichnet, davon kann man sich täglich in jeder Gesellschaft überzeugen und Niemand theilt diese Ueberzeugung mehr, als die Zeitungsleute. Dennoch brach gegen jenen Artikel sofort ein wahrer Sturm loyaler Empörung los, worin alle Zeitungen sich und das Volk mit Händen und Füßen gegen den Verdacht zu wehren suchten, daß sie nicht mehr das

erforderliche Quantum von Sklavengesinnung besitzen sollten. Jenes Benehmen war wahrhaft zum Erbrechen*). Dies Beispiel soll aber beweisen, wie es mit dem Muth des Schweigens in unserer Zeitungspresse bestellt ist. Konnte sie dem schlesischen Artikel nicht sagen, daß er in der Berichtung des Faktums, Dank dem Fortschritt, ganz Recht habe, und daß er nur Unrecht thue, die Ursache dieses Fortschritts auf Rechnung des Volks zu setzen und den Werth desselben zu verkennen, so konnte sie wenigstens schweigen und durch diese Antwort der Regierung eine Lehre geben. Ein anderes Beispiel aus der neuesten Zeit ist das Benehmen der Rheinischen Tagespresse bei Gelegenheit der Trommel- und Pulverfestivitäten am Rhein. Da waren alle Zeitungen voll Jubel und flossen über von den alten Ueberschwenglichkeiten der loyalen Erniedrigung, während doch, wie ich aus sicherer Quelle weiß, trotz den vielen Flintenschüssen und Aufzügen die Stimmung der Bevölkerung im Ganzen eine ziemlich ehrenwerthe war und die Mißstimmung hierüber in andern Regionen sich deutlich genug an den Tag gelegt hat. „Das Schweigen des Volks ist die Lehre der Könige", sagt Mirabeau. Die Zeitungen sollten doch wissen, daß sie mit zum Volk gehören und ihm mit gutem Beispiel voranzugehen haben.

Es kommen mir in meinem jetzigen Wohnort nur wenig preußische Zeitungen zu Gesicht und die meisten halte ich nur in den Zitaten anderer Blätter im Auge. Auf dem Züricher Museum, einem der reichhaltigsten, die es gibt, werden folgende preußische Blätter gehalten: die „preußische Allgemeine Zeitung" (wegen ihrer revolutionären Artikel über China), die Kölnische, die Aachener und der — Rheinische Beobachter. Da die „Kölnische

*) In neuerer Zeit wiederholte sich diese Komödie in der angstschwitzenden Vertheidigung der Zeitungen gegen den Vorwurf der „Literarischen Zeitung", daß sie die Minister nach ihrem Austritt aus dem Amt belobten und früher tadelten. Gegen den Vorwurf dieses Lobes, wie gegründet derselbe auch (natürlich in anderem Sinn, als dem der Lit. Zeit.) gewesen sein mag, vertheidigten sie sich weniger, als gegen den des Tadels, wie unmerklich der letztere auch applizirt sein mogte. Die „Oppositionspresse" verwahrt sich gegen die Ehre, Minister getadelt zu haben, an denen nichts zu loben war! Es ist schrecklich.

Zeitung" unter der neuen Redaktion hoffentlich einen anderen Weg einschlagen wird, so können die Sünden der früheren kurz abgefertigt werden. Der nationale Kompilator Andree war der Aufgabe eines so weitverbreiteten Blattes in keiner Weise gewachsen und seine „Gesinnung" war doch gar zu unschädlicher Natur. Er benutzte es hauptsächlich zu langweiligen Feldzügen gegen Alles, was nicht teutsch ist, und nahm es den stammverwandten „Gränznachbarn" sehr übel, daß sie, statt in den Pferch der teutschen Sklaverei zurückzukehren, sich vielmehr von diesem einladenden Zustand wegwenden. Unter seinen ausländischen Liebhabereien nahm der Dünger „Guano" eine hervorragende Stelle ein. Was nur im Reich des Guano vorging, das war in der Kölnischen Zeitung zu finden, und es fehlte nur, daß sie für die Insel Ischabon, wie für „Teutschland", „Frankreich" u. s. w. eine besondere Rubrik angelegt hätte; sie war mitunter ein förmliches Guanomagazin. Man hat Ursache genug, sich darüber zu wundern, daß eine Zeitungsredaktion sich so viel um auswärtigen Mist bekümmert, während im Innern noch gegen vierzig Augiasställe zu fegen sind. Bedurfte man nach den Guano-Berichten und Gerichten einer Abwechselung, so wurde ein Lob des Herrn Gutzkow und sonstiger halber oder zweideutiger Menschen aufgetischt. Nationale Sympathieen, Schutzzölle, Guano, Gutzkow — das waren die Lichtpunkte in den Spalten der Kölnischen Zeitung. Hoffentlich wird das jetzt anders. Zur Vorsorge muß man aber an die Kölnische Zeitung noch die Frage richten, was ihr denn eigentlich die Schweiz gethan, da ihr Korrespondent, wenn nicht im Interesse der Jesuiten, doch sicher im Interesse der Polizei und Reaktion den Geist der freien Schweizer stets auf die empörendste Weise gemißhandelt und denunzirt hat? Es ist überhaupt eine indignirende Erscheinung, daß fast alle teutsche Blätter sich zu geistigen Polizeidienern gegen die einzige beachtenswerthe Republik Europa's gebrauchen lassen. Gelänge es, diese Republik zu ruiniren, die Augen würden euch Verblendeten zu spät aufgehen. Man weiß nicht, ob man sich mehr über den Servilismus ärgern soll, der sich hierin, mitunter unbewußt, kund gibt, oder über die Bornirtheit, welche von der einen Seite gar keine Einsicht in die

wahre Lage der schweizerischen Dinge gewinnen kann und von der andern nicht erkennen will, daß es ein Verrath gegen die ganze Sache der Freiheit ist, wenn man einen Hauptheerd derselben mit Unrath und Steinen zudecken hilft. Ihr Wahnsinnigen solltet, wo ihr könnt, dem von der Diplomatie und der reaktionären Korruption aus allen Enden und Ecken bedrängten Geist der Schweizer zu Hülfe kommen, statt mit euren servilen Polizeiknitteln auf ihn loszuprügeln. Durch den Zwang und die Drohungen eurer Unterdrücker wird es zuwege gebracht, daß die Schweiz, statt eine einige, einzige und starke Republik zu werden und als solche die Vorzüge ihrer Verfassung zu bewähren, ein gährendes Durcheinander von zwei und zwanzig, in widerstrebende Interessen verwickelten Theilen bleibt, welche ihre Kraft unter sich in nutzlosen Streitigkeiten aufreiben. Diese eine Thatsache haltet fest und dann fragt euch, wie ihr mit gutem Gewissen eure Angriffe gegen die Schweiz statt gegen deren Feinde richten könnt? Sollten sich in Teutschland keine Söldlinge mehr finden, welche gelegentlich zur Knechtung der einzigen europäischen Republik ihre Knochen verleihen, so wären wahrhaftig die „liberalen" Zeitungsschreiber nicht Schuld daran.

Einen andern Vorwurf muß man der Kölnischen Zeitung daraus machen, daß sie es nicht wagt, sich von den Pfaffen zu emanzipiren. Sie mag sagen, was sie will, und sie mag von den „historisch-politischen Blättern", dieser teutschen Oberpolizeianstalt des Ultramontanismus, noch so sehr ausgeschimpft werden, dennoch ist sie in noch größerer Abhängigkeit von den Pfaffen, als von der Büreaukratie. Sie nehme sich ein Herz, trete gegen das ekelhafte Geschmeiß auf, unterstütze die Sache der „Neukatholiken" ꝛc., und sie wird erkennen, daß sie dadurch auf die Dauer nicht gegen, sondern für ihr Interesse arbeitet.

Ein Gleiches muß man der „Aachener Zeitung" sagen, die noch weniger, als die Kölnische, den Pfaffen ein Aergerniß zu geben wagt. Und doch läge für sie die Veranlassung noch weit näher, denn Aachen ist ein wahrer Pfaffensumpf, in welchem das arme Volk bis über die Ohren steckt; aus Aachen haben die Pfaffen einen wahren geistigen Kirchhof gemacht, dessen Leichenduft

man schon in der Atmosphäre zu spüren glaubt; in Aachen ist die Hauptmündung der verschlammten belgischen Pfaffenkloake, die dort in das Bette der preußischen Sklaverei einläuft und darin um so stiller und heimlicher ihre geistverpestenden Nebel ausdünstet. Hierin läge, sollt' ich meinen, Aufforderung genug, zur Anregung eines andern Geistes, zumal für ein Blatt, das, als einzige Zeitung des Orts, in Bezug auf seinen Lokal-Absatz kein großes Risiko hätte. Es ist eine Schande für die Rheinprovinz, daß nur ihre servilen Blätter den Muth haben, dem Alp des Pfaffenthums zu Leibe zu gehen, der mit erdrückender Last auf den besten und schönsten Theilen jenes Landstriches liegt. Zeige die Aachener Zeitung vor allen, daß sie diese schwarze Macht nicht für allmächtig hält. Ueberhaupt müßte die Aachener Zeitung ihre Glacéhandschuhe ausziehen, auch in andern Dingen weniger diplomatisiren und ein schärferes Prinzip hervortreten lassen, was trotz der Zensur sehr wohl anginge. Sie hat stets auf der liberalen Seite gestanden und ihr Streben verdient in mancher Beziehung alle Anerkennung, aber man merkt ihr gar zu wenig ein mit den neuen Bewegungen im Reich des Geistes korrespondirendes Hinaufrücken des Standpunktes an, und sie wirkt nicht, was sie könnte, so lang sie nicht strenger in der Gesinnungs-Kritik, nicht konsequenter in der Prinzipiendurchführung und nicht abgehärteter gegen die Einwirkungen der liberalen Sentimentalität und Belletristik ist. (Kürzlich hat sie sogar den Herrn Gutzkow hochgestellt, den sie früher auf das Schärfste tadelte, und den Hofrath Dingelstedt hat sie ganze Spalten gewidmet. Woher solche Erscheinungen?)

Außer dem Vorwurf wegen Schonung der Pfaffenwirthschaft gibt es noch einen zweiten, in welchen sich die Kölnische und die Aachener Zeitung theilen, den Vorwurf nämlich, daß sie gar keine Notiz von ihrem Freund und Nachbar, dem amüsanten Bajazzo nehmen, der unter dem Namen „Rheinischer Beobachter" zu Köln am Rhein seine loyalen Kunststücke aufführt. Und doch verdient dieser Mann schon in „belletristischer" Hinsicht einige Aufmerksamkeit, seitdem er am 15. Oktober 1845 eine so seltene Probe seiner poetischen Begabung abgelegt hat. Wie gesagt, man thut Unrecht

sich mit diesem Manne nicht einzulassen. Alles hat seine Gränze, auch das Ignoriren. Ignorirt man doch nicht das System, welchem der „Beobachter" dient; warum denn das Hauptorgan dieses Systems? Ich rathe schon aus dem Grunde eine andere Haltung gegen den Beobachter anzunehmen, weil er die schönste Gelegenheit darbietet, auf den Sack zu schlagen, um den Esel zu treffen, was ja auch dann noch seine Wirkung thut, wenn der Sack selbst schon ein Esel ist. Ich will das Versäumniß der „Kölnischen" und „Aachener" Zeitung einiger Maßen nachholen.

Die preußische Politik, welche ihr System nicht aufgeben will, so lang sie nicht dazu gezwungen ist, hat endlich, nachdem die negativen Mittel gegen den widerstrebenden Geist des Volks sich als nicht ausreichend erwiesen, sich vorgespiegelt, dieser Geist könne durch positive Mittel, nämlich durch eine gouvernementale Presse, ihrem System geneigter gemacht werden. Sie glaubte auch, das Volk für ihr System erziehen zu können, nachdem es demselben bereits entwachsen war. Entschiedenheit und Offenheit aus guten Gründen überall vermeidend, wagte sie aber nicht, ihre Erziehungs-Presse mit deklarirtem Zwecke und entschieden offiziellem Charakter in's Leben zu rufen. Sie machte daher unter der Hand allerlei unglückliche Kunststücke mit der „preußischen Allgemeinen", der „Königsberger Allgemeinen", der „Literarischen Zeitung" und diesen Kämpen gesellte sich mehr oder weniger auf offizielle Veranlassung (Unterstützung?) auch der Herr Janus, die „Elberfelder", die „Barmer", eine Zeit lang sogar die katholische „Rhein- und Mosel-Zeitung" hinzu. Endlich trat als Haupterzieher der „Rheinische Beobachter" unter einem eignen Erziehungsprofessor auf den Kampfplatz *). So steht denn die preußische

*) Beiläufig gesagt: wenn es gelänge, die Königsberger Hartung'sche und die Kölnische Zeitung nach Art der Rheinischen zu beseitigen, so würde man die in Königsberg und Köln geschaffenen gouvernementalen Blätter als Ersatz in Bereitschaft haben und, da man keinem Illoyalen mehr eine Konzession verleihen würde, so wären die Königsberger und Kölner par tout genöthigt, sich an loyale Lektüre zu gewöhnen. Wäre eine solche Wendung der Dinge nicht interessant? Es ist nicht überflüssig, auf derartige Eventualitäten hinzudeuten. Man muß seine Leute kennen.

Politik mit einem Zeitungsheere da, wie es keine Regierung der Welt besitzt. Und doch noch Opposition? Und doch noch Mangel an Sympathie? Und doch noch Abnahme der Loyalität? Es ist fabelhaft. Ich bedaure die armen „Unterthanen", welche den Unterhalt dieses stehenden Zeitungsheeres zu bestreiten haben und doch noch immer mehr Veranlassung geben müssen, es gegen sie auf die Beine zu bringen.

Wenn es von der einen Seite interessant war, die Windungen und Bemühungen zu beobachten, durch welche die preußische Politik heimlich Posto auf dem Felde der öffentlichen Meinung zu fassen suchte, in der Hoffnung, das Feldgeschrei, welches sie dort erheben zu lassen gedachte, von der Volksmeinung für das ihrige gehalten zu sehen, so war es von der anderen Seite noch interessanter, einen Ueberblick über die geistigen Kräfte zu erhalten, die ihr zu Gebot stehen. Und da muß man sich denn noch mehr über die Kühnheit wundern, mit welcher ein System, das zu seiner Vertretung in der Presse zum Theil nur den Auswurf des Literatenstandes auf seine Seite bringen konnte, in die Arena der öffentlichen Meinung tritt, als über die Erscheinung, daß dasselbe bei einer so wirksamen Unterstützung noch immer nicht an seinem Sieg verzweifelt. Ein solches Selbstvertrauen ist nur zu erklären, wenn man es mit demjenigen zusammenstellt, welches sich auf die Macht des Soldatenthums und des Beamtenthums gründet. Man scheint von diesen Stützen den Maßstab für die zu errichtenden Preßstützen genommen zu haben und durch die Gewohnheit des Disponirens zu der Täuschung gebracht worden zu sein, eine Regierung könne sich in der öffentlichen Meinung eben so leicht und mit demselben Erfolg eine Armee schaffen, wie auf dem Exerzierplatz. Und diese Täuschung war sehr groß. Man ist endlich in die Schule gerathen, wo die Probe auf die polizeilichen Exempel gemacht wird, und das preußische Exempel hat sich darin als total falsch erwiesen. Die gouvernementalen Blätter in Preußen laboriren sämmtlich an der Schwindsucht. Auf den „Rheinischen Beobachter" setze ich noch am meisten Vertrauen, denn er besitzt Rührigkeit; dennoch gönnte ich ihm einen Theil von den beneideten Annoncen der „Kölnischen Zeitung", damit

ihm der Aeger darüber weniger drückend würde, daß die armen „Unterthanen“ ohne alle Gegenleistung den Sold für ihre Denunzianten aufbringen müssen.

Der „Rheinische Beobachter“ also ist der Haupt-Mann in der stehenden Armee der gouvernementalen Presse. Was man nur an dienstbaren Geistern in den Gesandschaftsbüreaus und sonstigen innern und äußern Anstalten zur Verfügung hatte, das hat man sicher unter dem Kommando des Bonner Professors der Erziehung, der in Köln Kollegia liest, mit dessen allenfallsigen Konnaissanzen vereinigt. Und was ist zum Vorschein gekommen? Wenn ich in dem „Rheinischen Beobachter“ auch nur eine Zeile gelesen habe, die mit einigem Geist und Beruf geschrieben war, so will ich Bercht heißen, abgetragener Professor aus Frankfurt a. M. Darin liegt wieder eine schöne Lehre. Es zeigt sich hier wieder, daß der wahre Geist sich nur dem Guten, Rechten und Zeitgemäßen dienstbar machen kann, und daß er sich nach seiner Naturnothwendigkeit dem Dienst des Schlechten, Unrechten und Veralteten entziehen muß. Er muß dieß namentlich dann, wenn das Unrecht nicht einmal den Muth der Entschiedenheit hat und in seiner Feigheit seine Kleinheit bewährt. Deßhalb konnte Oesterreich noch einen Herrn von Gentz und Rußland den Verfasser der Pentarchie finden*). Für Preußen, als solches, hätte keiner von beiden sich in die Bresche gestellt. Die täglich wachsende Weite der Bresche sieht jeder Mann von Geist zu klar voraus, so daß schon die Gewißheit der nahen Blamage ihn abhalten würde, sich preiszugeben. Das thun bloß noch verlorene Subjekte. Herr von Gentz konnte in Oesterreich wenigstens sagen: „mich und den Metternich hält es noch aus“; in Preußen hat das schlechte System so wenig Kredit und festen Halt mehr, daß nur blinde ungefleischte Büreaukraten und Sandjunker sich noch getrauen würden zu sagen: „uns und den N. N. halt es noch

*) Der Hauptverfasser dieses lehrreichen Buchs ist zwar, wie wir aus guter Quelle erfahren, der Minister Nesselrode, aber derselbe hat doch schriftstellerische Zuthaten genug dabei verbraucht, welche einen fähigen Kopf nöthig machten. Dieser mag der ostensible, in Teutschland errathene Verfasser sein.

aus". Nach dem Gesagten darf man den Schluß ziehen, daß das ganze Dienerheer des jesuitisch-romantischen Systems, welches der „Rheinische Beobachter" zu Ehren bringen soll, nicht einen einzigen Menschen von Geist aufzuweisen hat. Dennoch sprechen die Zeitungen so häufig von einem gewissen „geistvollen" Mann in Berlin.

Uebrigens halte ich trotz allem dem den „Rheinischen Beobachter" für eins der interessantesten Blätter Deutschlands. Er hat, was in der Presse selten ist, wenigstens einen gewissen Charakter (wenn auch nur den Charakter eines tapferen Unteroffiziers, der sich für seinen Herrn zu Tode prügeln läßt) und ist pikant (wenn auch nur dadurch, daß er eine gewisse Keckheit in der Skandalmacherei besitzt). Er ist in der That ein Mann, den man eine Zeit lang mit Interesse beobachten kann, und die Eigenschaft des Exemplars, der Kuriosität kann man ihm in keiner Hinsicht absprechen. Ich bin dem Beobachter mit aufopfernder Aufmerksamkeit gefolgt und glaube daher mit Recht auf seine Tugenden aufmerksam machen zu können. Höchst pikant ist zunächst der Dualismus der Servilität und der Frechheit, die er besitzt. Er gleicht einer Schildwache, die in diesem Augenblick zusammenfahrend vor dem Vorgesetzten das Gewehr präsentirt und im andern mit der Brutalität des polizeilichen Selbstvertrauens dem vorübergehenden Bürger die Pfeife aus dem Munde schlägt. Seine Brutalität, freilich mit etwas zu viel Denunzianteneifer versetzt, richtet er insbesondere gegen die liberalen Schriftsteller. Er scheint auf Ordre die berüchtigte geheime Denkschrift vom Jahr 1822 gelesen zu haben, worin das Projekt hervorgehoben wird, der liberalen Sache dadurch zu schaden, daß man sie in ihren „Organen indirekt" kritisiren läßt. So gibt sich denn der „Beobachter" an's Königlich preußische Kritisiren. Bald setzt er sich zu Berlin, bald zu Königsberg, bald zu Breslau in ein Kaffeehaus, „beobachtet" die liberalen „Organe", wie sie ausspucken und sich auf seiner Partei die Füße abwischen, und beginnt dann zu kritisiren. Das thut er denn auf eine Weise, welche nach der entgegengesetzten Seite hin *von keiner Zensur würde gestattet werden*. Er besitzt gegen die Liberalen ein wahres Schimpfprivilegium, während

seine Partei das Bewußtsein hat, daß sie einen wahren Blocksbergstanz würden aufführen müssen, wenn sie der Opposition eine gleiche Freiheit des Aufspielens einräumte. Soll man sich darüber ärgern? Bei Leibe nicht! Die Sache, welcher er dient, ist so faul und schwachbeinig, daß es alle Großmuth an die Seite setzen hieße, wollte man ihr nicht zum Trost wenigstens das Vergnügen des zensurfreien Verketzerns und Schimpfens gönnen. Freilich, wenn der „Beobachter" witzig wird, und seine satyrische Hetzpeitsche von Leder zieht, dann mögte man bei dieser Großmuth doch einiges Bedenken finden. Im Ernst gesprochen, die Bemühungen des „Beobachters", gegen die Liberalen den Witz oder die Satyre in's Feld zu führen, stören den ganzen erheiternden Eindruck, den er macht. Man empfindet Bedauern. Es ist nun einmal der schlechten Sache nicht gegeben, wirklich witzig zu sein, da erstens der wahre Witz Geist ist und der Geist die schlechte Sache verachtet, zweitens aber der Witz sich selbst vernichtet, sobald er sich verirrt und gegen eine gute Sache wendet. Das Lebenselement des Witzes ist Gerechtigkeit. Wenn man jene Flitzbogenpfeile des reaktionairen Aergers nach den Magazinen von Witz richten sieht, welche die liberale Partei zur Verfügung hat, so siegt fast das Mitleid über die politische Abneigung und man meint den Aermsten zu Hülfe eilen zu müssen. Nein, Herr Bercht, geben Sie das Witzigsein auf. Halten Sie sich rein an das polizeiliche Schimpfen *) und Denunziren, dabei fahren Sie besser und brauchen weniger Anstrengung. **Ne sutor** ꝛc.! Wollen Sie Pikanteres auftischen, so geben Sie uns von jener versiessenen, büreaukratischen Hämorrhoidalbissigkeit, die mitunter von Berlin aus durch Ihre Spalten

*) Den Vorwurf wegen des Schimpfens pflegen die Reaktionaire mit einem gleichen zu erwiedern. Wer ein Recht habe, den Vorwurf zu machen, entscheidet sich sogleich, wenn man auf den Zweck sieht. Die als Schimpfen bezeichnete starke Sprache der Liberalen hat höchstens den Zweck, die Mißbilligung und Verachtung des Besprochenen durch Leute von Kopf und Gesinnung zu erregen; die schimpfenden Angriffe der Reaktionaire aber, auf deren Seite die Leute von Kopf und Gesinnung fehlen, wenden sich nur entweder an die Aufmerksamkeit der Polizei, oder an die fanatische Dummheit des Plebs. Das ist der Unterschied.

läuft, um sich Bewegung zu machen. Der besondere Charakter dieser Bissigkeit ist ihre stumpfe Unschuld, denn die Büreaukraten treten in geistigen Dingen nur mit abgebrochenem Gebiß auf; bloß in polizeilichen Dingen beißen sie scharf. Einen nicht minder pikanten Eindruck macht es, wenn die Partei des „Beobachters" sich mitunter die Miene der Achtung gegen Diejenigen gibt, welche ihr die Verachtung schon so lang einerweise über das ausgedörrte, lasterhafte Haupt gezogen haben. Solche verzweifelte Streitmittel kommen mir vor wie die Anstrengung eines erlegten Feindes, welcher mit dem Schaft des Speers, den er im Herzen sitzen hat, nach der Brust seines Siegers zu stoßen sucht. Doch diese Situation ist wieder eine unfreundliche, die den Nerven zu nah kommt. Wählen wir daher z. B. diejenige, wo der abgelegte Professor in der Livree der obligaten Entrüstung für die Allerhöchste Ehre auf die Bühne tritt, oder wo er von Paris aus dem nicht lesenden teutschen Publikum die drohende Nachricht verkünden läßt, daß man da draußen von seiner Existenz unterrichtet ist, oder wo dieser journalistische Bediente Vorlesungen über die Hebung der Tagespresse hält, oder wo sich die offizielle Einränkung, welche ihm von Berlin aus zufließt, hinter eine scheinbare Selbstständigkeit des Korrespondenten versteckt, oder wo er die Lücke, welche das hohe Vertrauen in seinen Berichten lassen muß, durch den Anschein absichtlichen Verschweigens zu bedecken sucht u. s. w. Doch wir dürfen nicht alle Geheimnisse verrathen. Bloß auf das von den reaktionairen Blättern der Schweiz erlernte, ursprünglich von Herrn Fr. Rohmer herrührende Kunststück muß noch hingewiesen werden, wonach man die Zahl seiner reaktionairen Freunde zu vergrößern und den Kampf gegen die Feinde zu vereinfachen sucht, indem man Jene unter den Kollektivnamen des Konservatismus (oder auch des Liberal-Konservativismus) und diese unter dem Namen des Radikalismus zusammenfaßt. Alles, was man sonst oppositionell ꝛc. nannte, will man jetzt radikal nennen. Hofft man etwa die „Radikalen" durch diese Zusammenfassung mit den „Liberalen" gegen die Letzteren zu hetzen und diese dadurch zu den „Liberal-Konservativen" hinüberzutreiben? Oder hofft man die „Liberalen" zu erschrecken, wenn man ihnen

den polizeiwidrigen Namen „Radikale“ beilegt? Man kann der Verzweiflung gewisser Leute alle mögliche Kunstgriffe, Kleinlichkeiten und Dummheiten zutrauen. Im vorliegenden Fall ist zu hoffen, daß sie dazu beitragen, die Zahl der wirklich Radikalen zu vergrößern, Jener, welche bis in die Wurzel das schlechte System der Reaktion erkennen und zu vernichten suchen.

Ich habe mich bei der gouvernementalen preußischen Presse absichtlich etwas länger aufgehalten, weil, was man in ihr kritisirt und charakterisirt, mehr ist, als ein paar schlechte Zeitungen. Jetzt noch ein Wort über nicht preußische Blätter.

Unter ihnen steht billiger Weise oben an die „Augsburger Allgem.“ Dies Blatt bleibt konsequent, indem es sich nach wie vor die Ehre nicht nehmen läßt, das gemeinste öffentliche Organ Deutschlands zu sein. Man kann in der That keinen gelinderen Ausdruck wählen für die nichtswürdige Verrätherrolle, welche diese Zeitung gegen das Volk spielt, das sie unterhält. Gäbe sich diese journalistische Metze unverhohlen und ausschließlich der Reaktion hin, so würde man ihr Benehmen Tugend nennen können gegen ihre jetzige Aufführung. Daß sie neben den Funktionen einer Dienstmagd der reaktionairen Schlechtigkeit im Namen ihrer gerühmten Unparteilichkeit mit der Volkssache koquettirt, und dadurch das Urtheil so Vieler über ihre wahre Natur irreführt, das ist es hauptsächlich, was an ihr empört. Es empört dies um so mehr, da sie weiß, daß es ihr selbst, wenn sie den Willen dazu hätte, gar nicht einmal gestattet wäre, der Volkssache und der Reaktionssache mit gleichem Maß zu messen. Wer begreift das Gewissen der Redaktion dieses Blattes? Wer erklärt das psychologische Räthsel, daß die Redaktion eines Zeitblattes nicht bloß bei Berichtung von Thatsachen (das könnte immer verdienstlich sein), sondern im Raisonnement, in der Beurtheilung unbetheiligt, kalt, parteilos der Sache des Rechts und der Sache des Unrechtes mit einer und derselben Feder gleichzeitig dienen will? Das Räthsel ist nur zu lösen, indem man es zerstört, und man zerstört es, indem man erklärt, daß die Augsburger Zeitung an die Reaktion verkauft ist und nebenbei den Lohn für die Koquetterie mit dem Volk einstreicht. Mag sie direkt Geld beziehen oder mag sie sich

für die Duldung ihres Absatzes verkaufen, verkauft ist verkauft. Die Schande bleibt dieselbe. Man sagt, die Augsburger Zeitung gelte in Oesterreich für liberal und es geschehe daher im Interesse des Liberalismus, daß sie sich in jenem Lande, wo sie die meisten Leser hat, den Absatz durch Konzessionen sichert. Dieses Raisonnement ist lügenhaft. Oesterreich duldet keinen Liberalismus, welcher der Reaktion bedenklich werden könnte, und ist der Liberalismus der Augsburgerinn in Oesterreich nicht bedenklich, so hat auch jenes Raisonnement keinen Boden mehr. Sie könnte also höchstens dazu beitragen, die Oesterreicher über das, was Liberalismus ist, zu belügen. Würden dagegen die Oesterreicher durch ein Verbot von der Dienerinn ihrer Despoten befreit, so würde der Liberalismus, der bis jetzt seine Befriedigung in ihr gefunden haben soll, getrieben werden, sich ein anderes Organ zu suchen, oder zu schaffen und hierbei könnte er in keinem Fall schlimmer fahren, als jetzt. Es gibt kein Blatt in der Welt, das der Reaktion so universelle Dienste leistete, als die Augsburger Zeitung. Ich lasse ihr die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie bei Besprechung der Schweizer Angelegenheiten in neuerer Zeit sich gegen die liberale Sache mitunter ziemlich liberal und einsichtig verhalten hat, so daß die schweizerischen Reaktionsblätter sie wunderbarer Weise sogar „radikal" genannt haben. Ob diese Erscheinung zufällig war oder besondere Motive hatte, weiß ich nicht, genug, sie kann und soll nicht geleugnet werden. In den übrigen Gebieten der europäischen Bewegung aber legt sie ihre servile und polizeiliche Natur fort und fort um so widerwärtiger an den Tag. Gibt es irgend eine Denunziation und Beschimpfung des Liberalismus, gibt es irgend einen Liebesdienst und eine Schweifwedelei vor der Gewalt, gibt es irgend eine polizeiliche Hetzerei, gibt es irgend eine reaktionaire Mystifikation, wozu sie sich nicht gebrauchen ließe? Ihre geheime Malize gegen Preußen ist unzweifelhaft, wenn dieselbe auch nicht aus ihrer liberalen Gesinnung, sondern nur aus ihrem Verhältniß zu Oesterreich und Bayern hervorgehen kann; aber hat die Reaktion in Preußen irgend einen Streich verübt, welchen das niederträchtige Blatt nicht trotz jener Malize in Schutz genommen und hat die Opposition in Preußen irgend eine An-

ſtrengung gemacht, welche daſſelbe nicht begeifert hätte? Außer Teutſchland iſt insbeſondere Frankreich der Wirkungskreis ſeines Dienſteifers. Man ſehe die Korreſpondenzartikel an, welche es von feilen, ſo genannten geiſtreichen Skribenten *) aus Paris erhält, um ſich zu überzeugen, mit welcher ſyſtematiſchen Hartnäckigkeit es Alles herabſetzt, was dort oder hier die Sache des Lichts und des Rechts befördern könnte **).

Wäre es möglich, der Augsburger Zeitung es an Niederträchtigkeit gleichzuthun, ſo würde ich ihr die des Profeſſors Bülau in Leipzig an die Seite ſtellen. Doch da dieſe zugleich zu totaler Unbedeutenheit in jeder Beziehung herabgeſunken iſt und man ſich über ihre Haltung auch aus dem Grunde nicht wundern darf, weil ſie einen teutſchen Profeſſor zum Redakteur hat, ſo ſoll ſie uns nicht weiter die Zeit verderben.

Nach der Beſprechung der genannten beiden Blätter iſt es eben ſo unnöthig als widerwärtig, noch mehr Muſter der faulen teutſchen Tagespreſſe anzuſehen.

Eine erfreuliche Erſcheinung in dieſen Miſeren — wenn von freudigen Erſcheinungen beim teutſchen Zenſurdruck die Rede ſein kann — iſt die „Mannheimer Abendzeitung.“ Die Redaktion dieſes Blatts läßt ſich manche Nachläſſigkeit zu Schulden kommen, übt bei der Aufnahme von Korreſpondenzartikeln wenig ſtrenge Kritik, iſt in ihren Prinzipien zu wenig klar und konſequent,

*) Namentlich dem notoriſch „dem Fürſten Metternich dienenden“ Baron von Eckſtein.

**) Um dieſen viel zu ſchwachen Tadel hinreichend zu machen, füge ich einige Zeilen des emphatiſchen Lobes hinzu, welches der Verfaſſer der berüchtigten „europäiſchen Pentarchie“ dem Augsburger Blatte geſpendet hat. „Das (nämlich das „unparteiiſche“ Talent der Redaktion u. ſ. w.) iſt eine Bürgſchaft für den geſunden politiſchen Sinn Teutſchlands. Denn es iſt undenkbar, daß, wo ſich noch das Inſtitut der Allgemeinen Zeitung lebenskräftig erhält, dort eine politiſche Oberflächlichkeit und Frivolität die Oberhand gewinnt. Die Allgemeine Zeitung iſt die wahrhaft nationale teutſche Zeitung. Noch ſteht ſie als ſolche allein da Allein es iſt zu hoffen, daß andere nicht bloß dem Namen (z. B. die preußiſche „Allgemeine?“), ſondern auch dem Charakter nach, ihr folgen werden, und dann wird das Ausland an dieſem ächten politiſchen Geiſt der Teutſchen Maß und Vorbild haben.“

könnte auf ihre Haltung im Ganzen weit mehr Aufmerkſamkeit verwenden und würde durch wenig Anſtrengung eine bedeutendere Stellung gewinnen können, als ſie eine hat. Das Alles ſoll ihr nicht verſchwiegen ſein. Aber was ihre Geſinnung betrifft, ſo darf ſie mit Stolz auf faſt alle ihre Konkurrentinnen hinabſehen. Trotz aller Schikane, die man ihr angethan, trotz dem harten Zenſurjoch, das man ihr auflegt, trotz den geringen Mitteln, die ihr zu Gebot ſtehen, macht ſie weder den weltlichen noch den geiſtlichen Reaktionairs die mindeſte poſitive Konzeſſion und das iſt in Teutſchland eine Erſcheinung, die nicht genug anerkannt werden kann. Ich meines Theils bezeuge der unbedeutenden Mannheimer Abendzeitung eben ſo viel Achtung, als ich gegen das große Allerweltsblatt zu Augsburg Verachtung hege. Man fühlt ſeine Füße zucken, wenn man dieſen reichen Stuttgarter Baron ſein Geld und ſeine Verbindungen nur benutzen ſieht, um durch ſein weitverbreitetes Organ im Intereſſe der Volksfeinde in allen Welttheilen die öffentliche Meinung zu verfälſchen. Denn darin liegt ein Haupttheil der verderblichen Wirkung des Augsburger Blattes, daß es, was in Teutſchland gar nicht beachtet wird, in vielen Ländern faſt die einzige kurrente Quelle für die Beurtheilung teutſcher Zuſtände, Perſönlichkeiten und Literaturerſcheinungen bildet. Mögten wenigſtens diejenigen Blätter, welche ſich einer ähnlichen Verbreitung erfreuen, dieſelbe benutzen, um nach allen Seiten hin den Nimbus gänzlich zu zerſtören, in welchen die alte Sünderinn ſich noch zu hüllen ſucht. Dieſe Aufforderung kann man namentlich an die „Kölniſche Zeitung“ richten, die, wenn ſie wollte, bei ihren bedeutenden Mitteln und ihrer Baſis die Augsburger Rivalin bald verdrängen könnte. Vor allen Dingen aber ſchaffe ſie ſich in England, Frankreich, Oeſterreich, Rußland, Nordamerika u. ſ. w. tüchtige Korreſpondenten an und befreie ſich von den altmodiſchen Hausfreunden, die noch ſo häufig in ihrer Politik wie in ihrem Feuilleton die Leſer langweilen.

Aber, könnte die Kölniſche Zeitung fragen, wenn ich durch die Ausbreitungen meiner Verbindungen, und die Reichhaltigkeit meiner Mittheilungen das Augsburger Blatt ganz entbehrlich

machte, würde ich alsdann noch meines Lebens ſicher ſein, im Fall ich nicht gleichzeitig deſſen diplomatiſche Rolle übernähme, die liberale Partei zu düpiren ſuchte und mich zum Neſt für die reaktionairen Kukukseier hergäbe? Würde die Noth und Angſt der Reaktion ſich nicht zur Verzweiflung ſteigern, wenn ich ihr etwa als das verbreitetſte und angeſehenſte Blatt Teutſchlands gar keine Stütze darböte und auch die auswärtige Beurtheilung teutſcher Zuſtände ihren Stoff aus oppoſitionellen Elementen ſöge? Kann die feige Reaktion ein oppoſitionelles Blatt dulden, das eine Macht zu bilden im Stande wäre, und iſt ſie nicht trotz ihrer Zenſur in ſteter Gefahr, jedes Blatt als Macht auftreten zu ſehen, ſobald ſie ihm das Damoklesſchwert über dem Kopfe wegnimmt? Sucht ſie nicht trotz der Zenſur ihre einzige Rettung vor der Preſſe noch darin, daß ſie deren „Rechtsboden" durch allerlei „geſetzliche" und polizeiliche Verſenkungen zu einem Felde der Todesangſt und der berechnenden Rückſicht macht, welche bei jedem Schritt die Möglichkeit bedenken muß, in ein Grab hinunterzuſtürzen? Und wo die Verſenkungen fehlen, weiß man da nicht für jeden Fall ſofort neue zu machen? Wenn durch tauſend „Geſetze" der Preſſe irgend eine kleine Freiheit „garantirt" wäre, würde im vorkommenden Fall auf dieſe Freiheit nicht von der Polizei, trotz den tauſend Geſetzen, die Hand gelegt werden? Iſt in Teutſchland irgend ein „Geſetz", irgend ein „Recht", irgend eine „Garantie" vor der Polizei ſicher, ſobald es der Gewalt einfällt, ſie zu ſuspendiren oder zu vernichten? Hat die Gewalt jemals Scheu vor dem Rechte gehabt, wo ſie keine Scheu vor dem Volk hatte? Haben ſich nicht an hundert Thatſachen unſre „geſetzlichen Rechte" und „Garantieen" als Täuſchungen erwieſen, und wo waren ſie es mehr, als im Gebiet der Preſſe? Mit einem Wort, kann nicht in Teutſchland die Gewalt Alles, was ſie will, und will ſie nicht Alles, deſſen ſie ſich nicht ſchämt, und ſchämt ſie ſich irgend einer Handlung, welche die Löcher in ihrem Syſtem zu flicken verſpricht? Sie haben in Ihrer „Büreaukratie" eine Thatſache unter der Aufſchrift „Ehre" mitgetheilt, welche, was Sie aus zu großer Schonung verſchwiegen, den jetzigen Preßminiſter Bodelſchwingh angeht. Schließen Sie etwa aus

dieſer Thatſache (und Sie wußten mehr, als Sie veröffentlichten, konnten aber nicht Alles beweiſen), daß man die Preſſe in Zukunft beſſer behandeln werde, als bisher? —

Wenn die „Kölniſche Zeitung" derartige Fragen an mich richtete, ſo würde ich mich dadurch allerdings in große Verlegenheit verſetzt ſehen. Jedenfalls aber würde ich, wenn ſie meine Winke beachten wollte, ihr rathen, damit den Anfang zu machen, ehe das Volk mit einem „Preßgeſetz" beglückt würde, denn ein ſolches Geſetz, von oben herab entſtanden und erlaſſen, wird das bisherige Winden der Preſſe durch die Barrieren der Zenſur in einen Eiertanz verwandeln, wobei die „geſetzlichen" Eier ſo gelegt ſind, daß nur die vorgefundenen Füße Platz zwiſchen ihnen haben, und den Tänzern beſtändig die Warnung verſchweben wird: brichſt du die Eier, ſo brichſt du den Hals. Man wird ſchon ſorgen, daß der Fortſchritt aus den Zenſurzuſtänden in die Zuſtände der „Preßfreiheit" nicht zu groß wird und der Verluſt der Präkautionsmittel ſich verſchmerzen läßt.

Hiermit kommen wir denn auch wieder auf einen früheren Punkt zurück: laßt den Teller zirkuliren! Ihr müßt die auswärtige Preßfreiheit ſo lang ausbeuten, bis auf dieſem Wege Alles ausgeſprochen iſt, was man daheim unterdrücken will. Dann iſt der Preßzwang als unwirkſam dargethan und der Weg zur wahren Preßfreiheit gebahnt. Durch eine einzige, im Ausland gedruckte Flugſchrift, läßt ſich der Welt mehr verkünden, als ihr in zehn Jahren durch eure geſammte inländiſche Preſſe unter das Volk bringt. Ihr habt es in der Hand, dieſe Preſſe ſo frei zu machen, wie diejenige, welche uns jetzt das Ausland als Hülfsmacht darbietet. Darum nicht geſäumt: laßt den Teller zirkuliren!

Im Oktober 1845.

Feuilleton.

Von unten auf!

Gedicht von F. Freiligrath.

Ein Dämpfer kam von Biberich: — ſtolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt und räderte zu Thal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, ſchoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrſcht, nach ſeiner Rheinburg trug er heut!

Die Sonne ſchien wie lauter Gold! Auftauchte ſchimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel ſchier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten friſch gebohnt, und auf den glatten her und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten ſchaut' umher und winkte das erhabne Paar;
Des Rheingau's Reben grüßten ſie und auch dein Nußtaub, Sankt Goar!
Sie ſahn zu Rhein, ſie ſahn zu Berg: — wie war das Schiffein doch ſo nett!
Es ging ſich auf den Dielen faſt, als wie auf Sansſouci's Parket!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der ſchwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das ſie von dannen ſchießen macht;
Da ſchafft in Ruß und Feuersgluth, der dieſes Glanzes Seele iſt;
Da ſteht und ſchürt und ordnet er — der Proletarier-Maſchiniſt!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauſcht der Rhein —
Er ſiert den lieben langen Tag in ſeine Flammen nur hinein!
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor ſeiner Eſſe muß er ſtehn,
Derweil ein König über ihm einſchlürft der Berge freies Wehn!

Jetzt iſt der Ofen zugekeilt, und Alles geht und Alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn ſich eine kurze Sklavenraſt.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus ſeinem loderden Verſteck;
In ſeiner Fallthür ſteht er da, und überſchaut ſich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme roth erhitzt,
Mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick, so murrt er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst Du!

„Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schooß,
Tief unten, von der Noth gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, Ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

„Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unserer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

„Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern, stark und breit,
Ein neuer Sankt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Ueber den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!"

So hat in seinen krausen Bart der grollende Cyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr, und stocht und purrt
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm in's Gesicht,
Der Dampf rumort; — er aber sagt: „heut, zornig Element, noch nicht!"

Der bunte Dämpfer unterdeß legt vor Kapellen zischend an;
Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
Lacht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!"

Zwei Gedichte

von

G. Herwegh.

I.

Uebermüt'ge Triumfirer,
Weh' euch, wenn ihr's noch nicht fühlt,
Wie „der treffliche Minirer"
Schon den Boden unterwühlt,
Daß ihr in der Geiſterſtunde
Kläffend unſer Ohr zerreißt! —
Doch wir wiſſen, ihr ſeid Hunde,
Und ihr glaubt an keinen Geiſt.

Aber kommen wird ein Pfingſten
Donnernd über euer Haubt
Und ein Feſttag der Geringſten,
Der des Hochmuths Stamm entlaubt:
Der ſich lange ſelbſt vergeſſen,
Iſt am Ziel der Unglücksbahn,
Und der Menſch, der ſie durchmeſſen,
Kommt beim Menſchen endlich an.

Fort mit eurer Ahnenbilder
Uebernächtigem Geſicht!
Gebt und pflanzt in eure Schilder,
Ritter, ein Vergißmeinnicht!
Nur Ein Ritter ohne Tadel,
Nur Ein Prieſter ſoll noch ſein:
Für die ganze Welt der Adel!
Für die Menſchheit „Brot und Wein"!

Keine Steuern, keine Zölle
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!
Nieder mit dem Blutpokale,
D'rin der Kirche Wahnwitz kreiſ't!
Ein Kolumb zerbricht die Schaale,
Wenn er eine Welt beweiſt.

Einmal noch uns aufzuraffen
Zu des Lebens Maienluſt,
Reißen wir das Schwert der Pfaffen
Aus der Menſchheit wunder Bruſt.
Zwiſchen Jägern und Gehetzten
Sei entbrannt die wilde Schlacht,
Bis man Frieden auf dem letzten
Eingeſtürzten Tempel macht. —

Zittert, zittert, blöde Thoren,
Solcher Zukunft ehrnem Tritt —
Ja, die Zeit wird neu geboren,
Ja, und ohne Kaiſerſchnitt;
Und erobert wird das Leben,
Und wir jubeln gloria:
Alle Schulden ſind vergeben
Denn kein Gläubiger iſt da.

Durch die Wolken ſeh' ich's tagen
Und die Nebel ſie verwehn;
Mit dem Pegaſus am Wagen
Muß es endlich vorwärts gehn.
Laßt uns eine Falanx ſchlingen,
Die kein Henker brechen kann,
Und wie jener Römer ſingen
Nur: „die Waffen und den Mann"!

Ungeſtüm in tauſend Gliedern,
Tauſend Adern glüht der Streit,
Und ein Arſenal von Liedern
Liegt in Deutſchland kampfbereit:
Denn wir wiſſen, die Erhörung
Wird kein Flehender empfahn,
D'rum die Fahne der Empörung
Trag' die Poeſie voran.

Sommer 1844.

II.

1845.

Dem Glanz der Throne bin ich wohl entronnen
Und Niemand ſucht mich in den Schmeichler Chören.
Der bunte Tand, er kann mich nicht bethören,
Um keine kreiſ' ich eurer Tagesſonnen.

Doch hab' ich wenig oder Nichts gewonnen:
Nur Allen kann die Freiheit angehören,
Die ganze Welt muß ſich mit dir empören,
Sonſt haſt du nur ein eitles Werk geſponnen.

Ich fühl' es tief: ich bin kein freier Mann!
Und ob ich keines Fürſten Joch mehr ſchleppe,
So bleibt doch jeder Sklave mein Tyrann.

Ich flieh' umſonſt Palaſt und Marmortreppe,
Und Alles, was ich mir erobern kann,
Iſt Einſamkeit in dieſer Menſchenſteppe.

Ueber den „Briefwechſel eines Staatsgefangenen mit ſeiner Befreierin von Wilhelm Schulz" an die Frau Befreierin und den Herrn Befreiten von Arnold Ruge.

Meine Drohung geht in Erfüllung, verehrte Frau. Ihr Herr Gemahl hat ſich an einem neuen Hochverrath betheiligt, an dem Hochverrath gegen die Philoſophie und, wie ſich von ſelbſt verſteht, Sie noch einmal in ſein Schickſal verwickelt; ich drohte ihm dafür mit einem Sendſchreiben und ſchreibe jetzt nicht nur an ihn, ſondern auch noch an Sie. Sie haben ihn nicht gewarnt, im Gegentheil, Sie muntern ihn auf; Sie können ihn alſo auch diesmal nicht befrein; und ich eile Ihre Stelle einzunehmen, um, wenn es möglich iſt, ihn aus einer noch viel ſchlimmern Feſſel, als der äußerlichen, aus den Ketten ſeines verſtockten Herzens zu befrein. Soll ich nun ſagen, auch Ihr ſchönes Herz wäre verſtockt? Nein! die Damen haben das Recht Feinde der Philoſophie, fromm und gläubig zu ſein. Hab' ich Ihnen nicht geſtanden, wie mich die betende Albaneſerin, die der Maler Zeller mit aus Rom gebracht, entzückt hat? Ich ſtelle mir vor, daß ein ſchönes Mädchen, wie dies gemalte, mitten unter uns in aller Unſchuld ehrlich glaubt und ehrlich betet. Ein frommes Gretchen, vortrefflich! Ein frommer Fauſt, ein Unſinn!

Sind alle Männer Fauſte? fragen Sie mich. Sind alle Mädchen Gretchen? antwort ich Ihnen. Aber der Fauſt iſt nicht umſonſt vor vielen Jahren geſchrieben und die Nachfolger Göthe's ſind ihm verpflichtet; und Ihr Herr Gemahl ſollte ſich neben dem Brutus, auch den Fauſt in den Kopf ſetzen. Er kämpft für die Freiheit und gegen die Zäſaren, er hat den Degen gegen Napoleon geführt; jetzt aber, ſo lang' er die Feder führt, muß er für die Freiheit in jedem Sinne kämpfen. Um uns, die wir die Phi-

loſophie auf die Fahne der Zeit weben, verſchrieben zu ſein, braucht er ſeine Adern nicht zu öffnen, er braucht keinen Pakt zu machen, er braucht nur geſchrieben zu haben, wie er gethan, in ſeinem und in keines Andern Namen. Darum iſt er der Philoſophie verantwortlich.

Doch will ich es Ihnen anvertrauen, daß ich bei alledem Ihren Briefwechſel mit großem Intereſſe geleſen habe. Freilich weiß man es vorher, daß er davon kommt, aber bis auf den letzten Augenblick wartet man ängſtlich darauf, daß es gelingt. Beinahe hätte es einmal der Nachbar gehört und dann wieder der Sergeant vor der Zeit das loſe Gitter zerbrochen. Endlich, nachdem uns Odyſſeus die Kämpfe und Fahrten geſchildert, die er gegen und für die teutſche Freiheit vor Olims Zeiten beſtanden, nachdem er uns gründlich und weiſe, immer mit ſeinen gewohnten Hieben gegen die nichtgeleſenen Philoſophen, über das Lächerliche belehrt und dann ſelbſt, ein praktiſcher Philoſoph, faſt zu viel Humor in ſeiner Klauſe entwickelt — endlich ſchlägt er Feuer vor Ihrem Fenſter; alle Fenſter, Mauern, Gräben und Wälle ſind paſſirt und Sie tragen ihn im Strickbeutel über den Rhein.

Man hätte Urſach zu glauben, dieſe Erfahrungen, ſelbſt dieſes Glück würde ihn von der teutſchen Einheit und von den Deviſen des Freiheitskrieges, die ihn alle drei nur in die Dinte gebracht, kuriren. Nein! Ein Teutſcher iſt unverwüſtlich. Er reagirt ſelber mit gegen das Einzige, was uns jetzt noch retten kann, gegen die Philoſophie und predigt dagegen Religion und Poeſie. Als wenn es eine Religion und eine Poeſie geben könnte ohne die radikalſte Philoſophie, ſobald man nicht Mondkälber verehren und Mährchen für ewige Dichtung hinnehmen will.

Erlauben Sie mir daher, verehrte Freundinn, daß ich ihm zuſetze und ihn herumzuwenden ſuche, wo er von unſerm gemeinſamen Prinzip, der Freiheit, abfällt. Wir aber wollen uns das Göttliche und das Unſterbliche in einen Vers bringen. Ich weiß, Sie halten etwas darauf.

Das Göttliche.

Grauſam walten die Götter, ſie ſcheuen die goldene Freiheit;
Nur wo ſich Menſchen befrei'n, herrſchet ein edles Geſchlecht

Das Unſterbliche.

„Eins iſt allen gewiß, der Tod — doch bin ich unſterblich“?
Sterblicher, faſſe nur Muth: ſprich ein unſterbliches Wort!
Oder ſind Worte dir minder, als Thaten, geläufig; ſo handle,
Wirf ein unſterbliches Werk in die vergängliche Welt!
Sollte ſich aber dein Herz um des Daſeins Kürze betrüben;
Nun ſo zeugt ja die Roſ' ewig in Roſen ſich fort.

Und nun komm ich zu Ihnen, Sie neuaufgelegter Hochverräther! Ich verhafte Sie im Namen Sr. Majeſtät, des alten Hegel und klage gegen Sie wegen beleidigter Philoſophie. Die Haft, in die ich Sie nehme, iſt

aber nur die Haft Ihrer eignen Vernunft und die Strafe soll nichts anders sein, als die Anwendung Ihrer eignen Absicht auf Ihre abfälligen Thaten.

Wenn man Ihr Buch aus der Hand legt, so muß man gestehn: es ist nicht zweifelhaft, daß Sie überall die Freiheit wollen, es ist aber eben so gewiß, daß Sie oft genug gegen sie verstoßen. Sie wollen den Liberalismus und Rationalismus definitiv. Sie widersetzen sich also der Bildung, die hinter dem Rücken des Liberalismus und Rationalismus vor sich gegangen ist, und halten die Hegel'sche Philosophie und ihre Ausbildung für eine Kalamität, ja, nicht einmal das, sondern für eine sehr ohnmächtige Schulweisheit. Sie polemisiren daher, wie früher Börne und Menzel, gegen Hegel und die Philosophie, die er angeregt, und machen dem gegenüber, das „Volk" und das „Leben" zum Prinzip. Sie vergessen, wohin Menzel gekommen ist; Sie bedenken nicht, daß Börne jetzt entweder ganz anders denken, oder ebenfalls in die Reaktion gerathen müßte, wozu er allerdings mit seiner Vertheidigung der positiven Religion den besten Anfang gemacht hatte. Dennoch ist es richtig, Börne meinte mit der Religion, was Sie ebenfalls damit meinen, die Gemüthsbewegung des Volks für eine große allgemeine Angelegenheit; Sie prophezeihen der Freiheit nicht eher Erfolg, als bis sie wieder, wie in den Freiheitskriegen, religiös wird. Richtig verstanden, ist dies richtig. Religion und Poesie sind Ihnen urkräftige Bewegungen. Philosophie eine spätere Reflexion; Sie legen auf den Impuls und auf das Geniale ein großes Gewicht. Warum sollten Sie es nicht thun?

Wenn Sie nun mit der Religion eine richtige Absicht haben können, so ist es auch mit dem „Volk" und dem „Leben" der Fall. Ein Politiker kann nur mit dem Volk, wie er es vorfindet, operiren, er muß sein Vorurtheil so gut, als sein Urtheil in Anschlag bringen. Und die Schule korrigirt sich durch das „Leben"; im Leben setzt sich die Schule fort, und die Welt ist weiser, als der Weltweise, denn sie enthält ja auch seine Nachfolger, die ihn übersehn. Aber weder Religion, noch Volk, noch Leben hätte einen menschlichen Werth ohne Philosophie, und keins wäre im Stande für sich die Freiheit zu Wege zu bringen. Die Schweizer Urkantone enthalten einen wohlgebauten, noblen Menschenschlag, sie haben Religion im Ueberfluß, ein Volksregiment und ein Volksleben, wie es wenigstens der Form nach nicht demokratischer sein kann; aber es fehlt ihnen die wissenschaftliche, die philosophische, die eigentlich menschliche Bewegung, darum ist ihre Religion, ihr Leben und ihre Demokratie nichts werth, nichts als eine Rohheit. Was wäre auch das für ein Forscher, der bei der Weisheit des alltäglichen Lebens steh'n bliebe? was für ein Politiker, der sich mit dem Zustande des Volks, mit dem status quo seiner Bildung zufrieden gäbe? Welch' eine Freiheit endlich, die mit der religiösen Gemüthsbewegung für das höchste Gut identisch bliebe und nicht zu einer tieferen Auffassung des Idealen fortschritte, nicht von Zeit zu Zeit eine ganz neue Einrichtung auf dem Grunde einer neuen Gedankenwelt vornähme?

Die Ausdrücke Leben, Volk und Religion müßten Sie als Formen und Gefäße der Einen Freiheit und die Freiheit nie ohne Philosophie oder wissenschaftlich durchgearbeitete Vernunft denken. Sie unterlassen nicht nur diesen Zusammenhang nachzuweisen, sie dringen sogar auf die Trennung und polemisiren gegen „die Schulphilosophie", d. h. gegen die Schulung Ihrer „Religion", Ihres „Volks" und Ihres „Lebens" in der Philosophie.

Es begegnet Ihnen daher, daß Sie mit der Rohheit des Volks gegen die Philosophie zu Felde ziehen, ja, daß Sie sogar die französische Restauration des Katholizismus in der Ordnung finden, und also unter Religion ganz einfach Rohheit und Aberglauben, Kirche und Pfaffenthum verstehn. Sie glauben, ich thu' Ihnen Unrecht? Schlagen Sie Ihren Briefwechsel S. 318 auf und lesen Sie:

Nachdem Sie erzählt, wie die Soldaten verschiedener Konfessionen Anm. 13 und 15 sich aufgezogen, fahren Sie fort: „solche Plänkeleien greifen jedoch nie den Kern der religiösen Ueberzeugungen im Volk an. Die negative Schulweisheit wird es nie dermaßen auf den Kopf stellen, daß ihm bei dieser Operation die Ueberzeugungen vom Dasein eines höheren ordnenden und gesetzgebenden Wesens in den Dreck falle, während es eine Weltordnung vor Augen sieht; am wenigsten wird es sich einreden lassen, daß der Mensch aus dem unbestimmten Gedankenschleim eines sogenannten bewußtlosen Geistes herausgekrochen sei. (Siehe N. Z. Z.)

Davon überzeugt man sich leicht, wenn man das Volk in seiner Weise über die höchsten Dinge ernstlich philosophiren hört. Vielleicht kennst Du jene Anekdote von zwei Mainzer Schiffleuten, wovon der Eine Atheist war, der andere das Dasein Gottes vertheidigte? Sie fuhren eines Abends auf dem Rhein. „Siehst du da oben den Mond und die Sterne?" fragte der Vertheidiger. „Ja" antwortete der Atheist. „Ei nun," rief Jener im theologischen Eifer, „sind denn die dahin ge . . . .?!" Die leidige Prüderie der Mode verbietet mir zwar, das Schlagwort des Mannes im Briefe an eine Dame zu wiederholen. Du wirst indeß schon merken, daß dieser energische Widersacher der negativen Philosophie vom pictum non est caccatum in seiner Weise Gebrauch gemacht hatte. Das ist die Philosophie des Volks. Freilich erhebt es sich nie in's Nichts des „reinen Denkens," sondern treibt sich immer nur in der „schlechten Vorstellung" herum. Aber dabei wird es sein Bewenden haben. — **Das Volk mag sich wohl stoßweise gegen Pfafferei und Heuchelei ereifern; es hat sogar einmal in Frankreich Kirche und Kirchenthum über den Haufen gerannt; aber da es sich nüchtern gesprungen, stand es wieder auf dem Boden der Religion, um die Kultur im Kultus von neuem zu beginnen.**"

Ist es möglich? So tief steckt Ihnen der Pfaff im Leibe! Sie gerathen in Widerspruch mit Sich selbst. Und selbst in der angeführten Stelle, worin das Lob der Rohheit und der Reaktion eben nicht am besten riecht

ſprechen Sie in einem Athem von der Hartnäckigkeit des Volks im Feſthalten der Vernunft, wie Sie ſie wünſchen, und der Unvernunft, die Sie entſchieden verwerfen. Sie denken es ſich als etwas Vernünftiges, daß das Volk bei dem moſaiſchen Glauben von der Welt- und Menſchenſchöpfung bleibt, und den neuen Beweis dafür, daß die Sterne nicht ge . . . . wären, halten Sie für eine Volksphiloſophie von der beſten Art. Dagegen können Sie nach dem übrigen Inhalt Ihres Briefwechſels das Feſthalten der Franzoſen am Katholizismus nur unvernünftig finden. Sie ſind Proteſtant und haben den Erfolg der Philoſophie erlebt, daß aller Glaube bis auf den an Gott und Unſterblichkeit, für die Sie Ihre Lanzen fortdauernd brechen, in Aufklärung verſchwunden iſt. Warum triumphiren Sie alſo über die Wiederherſtellung des Katholizismus in Frankreich? Weil Ihnen im allgemeinen die religiöſe Reaktion behagt, obgleich Sie im beſondern kein Freund des 6. September in Zürich ſind. Ueber die Wiederſtellung des alten Kulturbodens im franzöſiſchen Kultus möchten Sie ſich aber doch bedeutend irren. Leſen Sie den Schluß von Eugene Buret über die arbeitenden Klaſſen in Frankreich und England, leſen Sie die offiziellen Berichte über die Einrichtung des „Werks des heiligen Franz Xaver“, leſen Sie die franzöſiſchen Journale, ſo oft dieſe Angelegenheit des Kultus, was nur ſelten der Fall iſt, zur Sprache kommt, und Sie werden finden, daß in Frankreich die untern Klaſſen, d. h. die Maſſen, die Kirchen nicht beſuchen und namentlich in den großen Städten nicht ſo ohne Weiteres zur „Kultur des alten Kultus“ zurückgekehrt ſind.

Wundern könnte man ſich, daß Sie die Deutſchen, wie man eine Hand umwendet, mit der „Volksphiloſophie“ des negativen Sternſch. . . . rs beglücken, da wir doch nicht erfahren, daß der Atheiſt im Schiffe auf dem Rhein nun überzeugt worden ſei. Sie laſſen ihn nur zugeben, daß er die Sterne ſieht und das Schifferargument ſcheint ſtärker auf Sie, als auf ihn gewirkt zu haben. Wenigſtens kann ich Ihnen eine Geſchichte, auch von zwei Schiffleuten auf dem Rhein, auch bei Mainz, (vielleicht waren es dieſelben) erzählen, die ganz umgekehrt ausfällt. Alſo: Zwei Mainzer Schiffleute fuhren einmal auf dem Rhein. Der Wind kam auf und ſtieß ihr Boot um; der Eine hielt ſich, der andere ſchien verloren. Da rief ihm der Gerettete zu: Johann, bet' zu Gott! — „I hunn's Seil“, antwortete Johann, der augenblicklich berechnet hatte, daß er beſſer thäte, ſich unter dieſen Umſtänden an das Seil, als an die Metaphyſik zu halten. Sie ſehn, es fahren nach Ihren und nach meinen Nachrichten immer zwei Gegner in Metaphyſizis auf dem Rhein, und es ſcheint, daß abwechſelnd der Gläubige und der Ungläubige Recht hat. Welches iſt alſo die Volksphiloſophie? Aber Sie haben ſich vorzugsweiſe damit beſchäftigt; ich gebe Ihnen alſo diejenige zu, welche Sie wählen. Wenn Sie aber mit dieſer Volksphiloſophie die Schulphiloſophie zu widerlegen gedenken, ſo reſtituir' ich nur das von Ihnen herumgedrehte Diktum: cacatum non est pictum.

Sie wiſſen dies recht gut; aber es ſchreckt Sie nicht ab. Sie ſind ein Freund des einfältigen Glaubens und ein Feind der neuklugen Freunde der Weisheit. Sie machen alle Sterblichen unſterblich und werfen die Unſterblichen in's Narrenhaus. Sie glauben an das Volk, wie es Gott geſchaffen hat; und an Hegel und Ariſtoteles, an Plato und Voltaire glauben Sie nicht. Sie könnten Voltaire und Plato wegen des Weltbaumeiſters und wegen der Unſterblichkeit für ſich zitiren und wenn nicht den Heiden Ariſtoteles, doch den göttlichen Hegel, wo er das Chriſtenthum rechtfertigt; aber Sie thun es nicht. Sie rufen aus: Hebet euch von mir, ihr Philoſophen, ihr Schulfüchſe, die ihr keinen Einfluß auf das Volk habt! Das Volk glaubt doch an ſeine Pfaffen, es hat ſie in Frankreich wiederhergeſtellt.

„Das Volk, ſagen Sie, wenn es die Weltordnung vor Augen ſähe, werde immer an ein höheres, ordnendes, geſetzgebendes Weſen denken.“ Natürlich, ſo lange das Volk nur in der theologiſchen Welterklärung unterrichtet wird. Aber Sie für Ihre Perſon wiſſen doch, daß dieſe eben gar nichts erklärt. Sie haben die unerklärliche Weltordnung vor Augen und Sie erklären ſie durch den unerklärlichen Weltordner. Sind Sie das Unerklärliche nun los geworden? Sie haben in Ihrer abſtrakten, negativen, alle wiſſenſchaftliche Welterklärung negirenden Katechismusphiloſophie von der reellen Erklärung der Welt abſtrahirt, um dann eine göttliche Perſon zu ſtatuiren, von deren Erklärung Sie wiederum von vornherein abſtrahiren müſſen, weil ſie unbegreiflich iſt. Was haben Sie alſo gewonnen? Sie ſehn von der Welt weg und ſehn auf Gott hin; nun aber ſehn Sie erſt recht in die Sonne, an der Sie vor lauter Licht gar nichts ſehn. Und dies Verfahren, das Unerklärliche durch ein abſolut Unerklärliches verſtändlich zu machen, finden Sie darum vernünftig, weil es durch die Herrſchaft der Theologen über den Volksverſtand unauslöſchliche Tradition geworden iſt? Eben ſo klug ſind die Indier, welche die Welt, damit ſie nicht in's Bodenloſe falle, auf dem Rücken eines Elephanten ruhen laſſen. Von der Erklärung, wie der Elephant ſich denn nun halte abſtrahiren dieſe Volksphiloſophen, wie Sie von der Erklärung, wie Ihr Schöpfer entſtanden ſei, ja, wie er wirke, da gegenwärtig offenbar nichts mehr für ihn zu thun übrig iſt, nachdem nämlich die Natur einmal im Zuge iſt.

Dann kommen Sie auf Ihren Skrupel zurück, den Sie ſchon wiederholt mit großem Eifer ausgeſprochen haben, „der bewußte Menſch könne nicht aus dem Unbewußten hervorgehn, das Bewußtloſe nicht in's Bewußtſein überſchnappen.“ Sie überſetzen ſich die Schwierigkeit, den Menſchen aus der Natur entſpringen zu laſſen in einen Ausdruck, der Ihnen abſurd genug ſcheint, um durch ſeine bloße Erſcheinung alle Welt zu bekehren. Menzel ſagte einmal, Hegel habe ſich, den Profeſſor im ſchwarzen Frack auf ſeinem Katheder für Gott erklärt. Menzel glaubte ohne Zweifel, nun hätte er dieſen Verrückten vernichtet. Es iſt ſo ziemlich umgekehrt gekom

men; aber Menzels Beiſpiel hat Sie nicht abgeſchreckt, den Satz zu fabriziren, die Philoſophen dächten: „daß der Menſch aus dem unbewußten Gedankenſchleim eines ſogenannten bewußtloſen Geiſtes herausgekrochen ſei.“ So denkt niemand, als Sie ganz allein.

Aber, wie Menzel ſich darauf verließ, daß ſein Gott für Hegel's Frack und Katheder zu groß ſein werde, ſo haben auch Sie Ihren ſiegsgewiſſen Hintergedanken. Sie denken „Gott hat nothwendig die beiden erſten Menſchen gemacht, erſt nachher läuft auch dies Stück Natur in ſeinem eignen Geleiſe von ſelbſt fort.“ Aber iſt denn die Philoſophie eine Kosmogonie? Wenn Sie Sich die Frage aufwerfen: *iſt* der Menſch überhaupt einmal nicht geweſen und dann entſtanden? *Wann*, *wie* und *wo* iſt er entſtanden? Und wenn Sie damit den Urſprung des Menſchengeſchlechts meinen; ſo begreift ſich leicht, daß die Frage eine empiriſche (wenn auch nicht, wie Sie feuriger ſagen würden eine „*empyriſche*“) iſt. Meinen Sie dagegen die Entſtehung des Bewußtſeins in jedem Einzelnen von uns, ſo iſt Ihnen leicht zu beweiſen, daß aller Bewußtſein aus dem Bewußtloſen entſpringt. Wer ſich einer Sache bewußt *wird*, muß nothwendig vorher derſelben ſich *nicht* bewußt geweſen ſein. Daß aber das Bewußtſein nicht im Allgemeinen, ſondern immer nur im ſpeziellen Fall entſtehen kann, werden Sie zugeben. Eben ſo die Natur nimmt am Bewußtſein nur Theil, indem ſie in den Organismus des Menſchen aufgelöſ't wird. So wirkt ſie aber auch entſchieden, als Leben- und als Tod-gebend, als Nahrung und als Gift Dieſe Frage überſieht die Philoſophie, und ſie iſt empiriſch kein Problem mehr. Die empiriſchen Probleme dagegen, ſind noch nicht reif zu philoſophiſchen Löſungen. Nicht über problematiſche Thatſachen, erſt über bekannte kann ich philoſophiren. Erſt was wir *kennen* können wir *erkennen* oder begreifen.

Wollen Sie alſo etwas über den Urſprung des Menſchengeſchlechts, über die Möglichkeit eines Anfangs der Menſchenwelt, über die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie einmal wirklich auf unſerm Planeten angefangen habe oder umgekehrt über die Wahrſcheinlichkeit, daß die Menſchen mit der Erde nothwendig gegeben ſeien, wiſſen; ſo müſſen Sie die Phyſiker, die Naturforſcher, die Geologen, die ſich um die Geſchichte der Erde oder gar des Kosmos, bemühen, fragen; der Philoſophie würden Sie mit Unrecht ſolche Fragen nach Thatſachen ſtellen.

Worin liegt nun Ihr Fehler? Offenbar darin, daß Sie Sich zutrauen, ein Problem der empiriſchen Wiſſenſchaft durch Ihre theologiſche Vorſtellung und durch die ebenfalls theologiſche Vorſtellung, die das Volk „*in ſeiner* Weiſe“ von der Sache hat und die Sie ganz richtig im Weſentlichen mit der Ihrigen identiſch finden, zu löſen. Aber erledigt denn Ihre und des Volkes Vorſtellung die Sache? Iſt es eine Erklärung, wenn der ſelbſtbewußte Menſch von dem ſelbſtbewußten Gott gemacht iſt? Bringt dies Sie und das Volk nicht vielmehr immer wieder auf den indiſchen Ele-

phanten? Denn wer hat den selbstbewußten Gott gemacht? Und ist es leichter, daß ein selbstbewußter Gott, als das Alles wird, wie wir es werden sehn? Ist es nicht tausendmal leichter zu begreifen, daß Alles mögliche ist, als daß eben im Anfange gar nichts ist und dann plötzlich Alles zum Vorschein kommt? Ist Ihnen der Anfang geläufig zu begreifen? und wenn er es nicht ist, warum lassen Sie Sich von ihm chikaniren? Ist es jetzt nicht leichter zu begreifen, daß die Himmelskörper frei im Aether schwimmen, sich um sich und um einander wälzen, als daß der Elephant sie trägt?

Sobald Sie sich alle diese Fragen vorgelegt haben, werden Sie auf Ihre hochmüthige, religiöse, volksphiloſophiſche, proktophantaſtiſche Erklärung verzichten und, wie jeder kultivirte Mensch, das Problemätiſche problematiſch nennen, und wenn tausend Theologen es erklärt hätten, bis die Wissenschaft darüber entscheidet, wie über den weltragenden Elephanten, den himmelstützenden Atlas und den unteren Hades.

Was haben Sie also mit dem Kern der religiösen Volksmeinung vertheidigt? Nichts anders, als die Zähigkeit des Volks bei seinen Vorurtheilen zu bleiben, wenn es nämlich immer von neuem darin eingeschult wird. Wären nicht so viel unwissende Obskuranten Volkslehrer, das Volk würde bald vernünftig denken; denn es ist leichter vernünftig, als unvernünftig denken. Wo liegt also die Schwierigkeit, die Bildung allgemein zu machen? In der Unwissenheit der Pfaffen. Und Sie wollen sich dafür ereifern, daß diese Schwierigkeit bestehen bleiben soll? Ich glaube es nicht. Mit ihrem Hohn also gegen die wissenschaftliche Philosophie im Namen der „Volksphiloſophie" — sagen wir einfach der Pfaffenlehre — sind Sie nicht in den rechten Ton gefallen; denn wer wird über eine miserabele Geschichte triumphiren?

Wenn sich das Volk für seine Vorurtheile begeistert, und wären es auch die Dogmen des Rationalismus, so ist diese Religion nicht besser, als die des Bauern, der sein Scheit Holz zu Hussens Richtstätte schleppt.

Wenn sich dagegen das Volk für die Freiheit, für eine große Zeitfrage begeistert, so ist das ein förderlicher Aufschwung, die befreienden Gedanken sind in die Köpfe der Menge gekommen. Das Volk muß für seine Bildung, nicht für seine Dummheit Partei ergreifen, wenn es zu etwas Gutem kommen soll.

Folgt das Volk seinem dummen Instinkt und dem Antrieb der Pfaffen, so erfolgt eine Bewegung, wie die Zürcher vom 6. Sept. 1839; folgt es seinem noblen Instinkt und dem Antriebe der Philoſophie, so erfolgt eine Bewegung, wie die großen französischen Befreiungen.

So richtig also Ihre Meinung ist, die Freiheit müsse zur Volksreligion werden; so gefährlich ist Ihr Eifer für veraltete Vorurtheile und für religiöse Dogmen.

Ich habe Ihnen nun widersprochen, ich theile Ihren Glauben nicht, habe ich Ihnen darum „Atheismus" gepredigt? Nein, ich predige überhaupt

nicht, und am allerwenigſten würde ich von einem atheiſtiſchen Dogma erwarten, da ich gegen das Dogma überhaupt bin. Mich kümmert die theologiſche Kontroverſe gar nicht, eben ſo wenig der theologiſche Schimpfname. Ich habe das Recht darüber hinaus zu ſein, da unſere ganze klaſſiſche Literatur, namentlich unſer größter Dichter, da neulich wieder Humbold in ſeinem Kosmos, da alle Philoſophie ſchlechthin über den beſchränkten Standtpunkt des Glaubens hinaus iſt. Der Vorwurf des „Atheismus“ iſt ein bornirtes theologiſches Schimpfwort, unter aller Würde der Wiſſenſchaft und Humanität. Und eben darum iſt Ihre Lehre ſo gefährlich, weil Sie aus dem Glauben, welcher es auch ſei, eine Gewiſſens-, eine Staats- und eine Polizeiſache machen, weil ſie Vernunft und Wiſſenſchaft verachten und aus Glaubens- und Gewiſſensrückſicht zu verbieten im Stande wären. Die Theorie iſt aber ſchlechthin anarchiſch und muß über alle Polizei, auch über die Glaubenspolizei erhaben ſein.

Ihnen zu zeigen, daß Sie den „Glauben und ſeine Satzungen“ in unſerer Zeit nicht mehr zum Prinzip machen dürfen, daß vielmehr Wiſſenſchaft und Philoſophie unſere Zeitgenoſſen befreien und bewegen müſſe, war der Mühe werth. Ein Schriftſteller iſt dem Zeitgeiſt verantwortlich und Ihnen darf man zugeſtehen, daß Sie mit vielen andern Schriftſtellern eine ausgebreitete Anſicht vertreten, nämlich den Liberalismus, der alle Probleme der Freiheit unabhängig von der neueſten Philoſophie und Wiſſenſchaft zu löſen denkt, und daher immer geneigt iſt, alles was über dieſem Horizonte liegt, gleich den ärgſten Obſkuranten, mit Holla und Huſſa zu verfolgen. Ich hab' es erlebt, daß ein Advokat in Dresden, der ſich für ſehr liberal hält, mit dem Fuß auf die „5 Wälzer der deutſchen Jahrbücher wies, die er nicht geleſen hätte“ und auf ihre Unterdrückung noch nachträglich antrug. Der liberale Fuß dieſes würdigen Mannes ſteht allen Denen zu Gebote, die einen neuen Bildungsmorgen verſchlafen haben und dann zornig werden, wenn die Sonne ihnen in's Geſicht ſcheint.

Anders wie mit dieſem öffentlichen, dem Partei- und gelegentlich Regierungs-Glauben, iſt es mit dem harmloſen Privatglauben.

Der Unſterblichkeitsglaube hat ſchon mehr dieſen Charakter, denn es iſt klar, daß er weſentlich ein Privatbeneſiz iſt. Sie denken z. B. unſterblich zu ſein. Wer ſollte was dagegen haben? Halten Sie ſich in Gottes Namen für den ewigen Juden, denken Sie eine Ausnahme von der Regel zu machen, denken Sie, das Leben jedes Thiers und jeder Pflanze ſei allerdings nur in der Fortzeugung, das des Menſchen dagegen ſei unmittelbar zu erhalten; der Tod wird ſie zeitig genug belehren, daß Sie unter den Lebendigen das Schickſal der Thiere zu erdulden haben, ſo wie Sie, gleich allen andern Körpern, vom Kirchthurm herunter fallen würden, wenn Sie ſich überbögen und Ihrer Schwere überließen. Wenn Sie aber aus dem Gefühl des eignen Werthes die Fortdauer des Lebens ableiten, ſo iſt das zu wenig verlangt, Sie müſſen daraus die Geltung eines geiſti-

gen Werthes in der Geſchichte der Menſchheit, Sie müſſen den unſterblich fortwirkenden Geiſt daraus ableiten. Die Menſchenwelt hat der Menſch ſich geſchaffen, die Erhaltung und Fortwirkung der Thaten des Einzelnen in ihr, iſt die Unſterblichkeit, die edle Männer ſchon vor der Erfindung des Chriſtenthums gekannt und erſtrebt haben.

Dieſe, die Fortdauer der Werke großer Männer vertheidigen Sie wiederum mit vollem Recht. Sie wollen daher den wahren Sinn des Chriſtenthums retten und verwirklichen. Sie unterſcheiden mit Feuerbach, einem Ihrer Hauptfeinde, das jenſeitige dogmatiſche und das dieſſeitige Chriſtenthum, die Liebe. Richtig verſtanden, iſt das allerdings richtig. Aber Sie irren ſich, wenn Sie dieſe chriſtliche Liebe die Praxis der Freiheit nennen. Es iſt gerade umgekehrt. Die Freiheit iſt die Praxis der Liebe. Denn das allgemeine Wohlwollen, das Prinzip des Humanismus, die Liebe, wird erſt eine Realität, wenn die Welt in Sitte und Geſetz nach ihr konſtituirt und bewegt iſt. Dieſe Form und dieſe Bewegung in derſelben nennen wir die Freiheit. Zu dieſer Aktivität und Praxis iſt das allgemeine Wohlwollen der chriſtlichen Humanität und Liebe nur der innerliche Anfang der Geſinnung.

Dieſen und alle Ihre übrigen Fehler würden Sie vermieden haben, wenn Sie nicht mit der Philoſophie über den Fuß geſpannt wären. So aber, indem Sie ſich von der Schule frei halten wollen, fallen Sie in den Zug einer früheren Richtung, der nicht minder den Charakter einer Schule hat, freilich nur für den Beobachter, der nicht ſelbſt bewußtlos darin verwickelt iſt. Ihre Schule, die ich Ihnen ſo oft vorgehalten habe, erſtreckt ſich bis auf den Stil herunter. Er iſt aus der aufgeklärten, populären Demagogenſchule und da die religiöſe Bonhommie hinzukommt, ſo iſt Claudius und der Erlanger Schubert überall durchzufühlen. Sie ſind der Wandsbecker Bote im Frack und reden einen forzirten Volkston. Zum Beiſpiel: „Wir meinten, daß es Unrecht ſei, wenn Fürſten vom Schweiße des Landes praſſen, oder Einzelne Reiche und Vornehme **gar** üppig und ſchwelgeriſch leben könnten, ſo lange noch irgend ein ehrlicher Bürgers- und Bauers**mann** Hunger und Kummer leiden müſſe.“ Ferner: „mit dem Treiben im Jahr 1832 war's auch noch nicht beſonders weit her. Zwar waren damals von allen großen Mäulern die Schleußen aufgezogen, und der Liberalismus ſpritzte auf gut Glück nach allen Richtungen umher.“ — Leſen Sie dergleichen ungehobelte, mit Fleiß in die idealiſirte d. h. verderbte Bauernſprache überſetzte Paſſus noch einmal und ſchlagen Sie dann den Wandsbecker Boten und Schubert nach, und Sie werden entdecken, daß Sie eine Schule haben „**gar** altfränkiſch ausſtaffiret, in deren ſtattlich friſirten Zöpflein Sie zwar wohl mit **eitel** Schalkheit im Nacken, jedoch immer, wenn auch in Ihrer Weiſe, **ſattſam** dreſſirt einhergehen.“ Sie nolens volens Schulfuchs Sie! Noch eine Stelle:„ das liberale und radikale und demokratiſche und **ſonſtige** Treiben bleibt **eitel**

Pfuſcherei, ſo lange die ſogenannten Vorkämpfer der Volksrechte in Eigendünkel und Eigenwillen jämmerlich zerfahren ſind, ſo lange es die Volksmaſſen noch nicht fühlen und wiſſen, daß ſie den höchſten aller hohen Willen, eines Gottes der Liebe ſelbſt erfüllen, indem ſie ihr menſchliches Recht und ihre Freiheit von großen und kleinen Räubern zurück fordern, ſo lange noch die Begeiſterung für die Freiheit keine religiöſe geworden iſt.“ — Die Begeiſterung für die Freiheit aus Begeiſterung für die Autorität des höchſten aller fremden Willen predigen iſt „eitel Pfuſcherei“ in einer „jämmerlich zerfahrenen“ und „ſonſtigen“ Philoſophie: „der Speck dieſes Stils aber, mein verehrter Freund, ſcheint mir ſo ranzig, daß mit ihm das Sauerkraut des lieben teutſchen Vaterlandes wohl nicht gar füglich mehr geſchmelzt werden kann.“ — Hol der Teufel Ihren Zopf und ſchreiben Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachſen iſt.

Orla. Dramatiſche Dichtung. Zürich und Winterthur. Literariſches Comptoir. 1844.

Wir wollen hier auf eine Dichtung aufmerkſam machen, welche bei allem Reichthum an Ideen und poetiſchen Schönheiten unſeres Wiſſens nicht ganz die Beachtung gefunden hat, die ſie verdient. Es mögen allerdings Gründe hiervon in dem Buche ſelbſt liegen; denn ein dramatiſches Werk von 20 Bogen des größten Oktavformats iſt eine Lektüre, zu der beim erſten Anlauf einiger Muth gehört. Bei einer ſolchen Ausdehnung iſt ſchon die dramatiſche Gedrungenheit und die Lebendigkeit des Verlaufes nicht möglich, von der die Popularität abhängt. Der Dichter, welchem ausgezeichnete Mittel zu Gebote ſtehen, hat ſich durch die Bedeutungsloſigkeit und Unfreiheit unſerer Bühne abhalten laſſen, für dieſe zu arbeiten; aber er hat Unrecht daran gethan, denn die Rückſicht auf die Bühne würde ihm ſeine Hauptfehler unmöglich gemacht haben. Statt in einer Dichtung „die ganze Welt ſeiner Anſchauungen“ darzuſtellen, wie er es hier gethan, würde er ſich zu einer Reihe von Dramen gezwungen geſehen haben, von denen jedes dieſe Welt ſeiner Anſchauungen unter einem ganz beſonderen Geſichtspunkte gezeigt hätte. Auch ſein Irrthum, daß die Vollendung dramatiſcher Form der Idee Opfer koſte, würde ſich ihm berichtigt haben. Er hätte ſich ganz klar machen müſſen, daß die Idee im Kunſtwerk überhaupt nicht als ſolche, ſondern als anſchaubares Ideal auftreten muß, und daß ſie namentlich im Drama nur als Charakter und Handlung wirken kann, daß alſo der Denker entweder Philoſoph bleiben, oder die Umwandlung des nur Gedachten in Seiendes und Geſchehendes ganz vollbringen muß. Dieſe

Umwandlung, wenn ſie ganz vollbracht wird, führt immer zu jener Einfachheit im Plane und Wenigbedürftigkeit in den Mitteln, — zu jener einfachen Größe, welche die größten dramatiſchen und damit die größten ſittlichen Wirkungen hervorbringt. Denn es geht hierin dem Dichter, wie dem wiſſenſchaftlichen Forſcher, welcher eines großen Reichthums empiriſcher Thatſachen bedarf um darauf ſichere Induktionen zu bauen, für den aber nachher eine kleine Zahl von Thatſachen beſonders prägnanter Natur genügt, und jede Ueberhäufung die Entwickelung der Theorie nur ſtört. Für den Künſtler, wie für dieſen Theoretiker, iſt es der Beweis der Virtuoſität, mit kleinen Mitteln große Wirkungen hervorbringen zu können, und die ſo hervorgebrachten Wirkungen ſind nicht nur die größten ſondern auch die tiefſten.

Doch der Tadel iſt hier nicht unſere Abſicht, ſondern wir wollen umgekehrt den Werth des poetiſchen Werkes hervorheben. Viele Scenen ſind auch in dramatiſcher Beziehung, und gerade in dieſer, ausgezeichnet gelungen; die Charaktere wenigſtens zum Theil ganz vortrefflich und mit einem pſychologiſchen Blicke gezeichnet, welcher ſehr bedeutendes dramatiſches Talent verräth. Unter den Charakteren verfolge man den Berthold und die Luiſe um unſer Urtheil gerechtfertigt zu finden; als Beiſpiel für die ſchönſte dramatiſche Lebendigkeit und wahrhaft Shakespeariſche Darſtellung leſe man Akt I. Auftr. 7 und eine Menge von Stellen bis zum 23. Auftritte.

Der Dichter ſelbſt legt indeſſen bei ſeiner Selbſtbeurtheilung den Hauptwerth nicht auf dieſe Ausführungen, ſondern auf die allgemeinen Ideen, welche in ſeinem Werke ihren Ausdruck finden ſollen. Wir müſſen alſo vornehmlich dieſen nachſpüren, um ihn von ſeinem eigenen Standpunkte aus zu beurtheilen.

Verſtehen wir recht, ſo liegt dem Orla folgender Gedankengang zum Grunde:

Für den von der Autorität freigewordenen Menſchen iſt die Sittlichkeit nicht eine Regel, welche gelernt werden muß, ſondern ihre Möglichkeit beruht in der freien Entwickelung des perſönlichen Charakters. Wahre, freie Sittlichkeit macht den Menſchen zum Zwecke, verlangt alſo eben ſo wohl, daß der Menſch ſich ſelbſt Zweck ſei, als daß er den Anderen zu ſeinem Zwecke habe. Auf dieſe Weiſe fordert die Tugend nicht Ausrottung des Egoismus, ſondern ſeine Erfüllung mit den Intereſſen der Vernunft und Sittlichkeit, den Intereſſen der freien und ſchönen Entfaltung des menſchlichen Weſens in jedem Einzelnen. Der mißgünſtige, neidiſche, gehäſſige Egoismus iſt der, welchem dieſer Inhalt fehlt, für welchen Mangel der Grund vor Allem in den Ungerechtigkeiten geſelliger Verhältniſſe liegt, die gerad wenn ſie am feinſten ſind auf geiſtige Naturen den tiefſten und ſchädlichſten Eindruck machen. Freie Entwickelung des Charakters iſt alſo eine Vorausſetzung wahrer Sittlichkeit. Zu dieſer Entwickelung aber bedarf der Menſch der freien Entfaltung ſeiner Gemüthskräfte eben ſo wohl wie der

des erkennenden Geiſtes. Wie der letzte dem Willen ſeine Zwecke, ſo gibt die Liebe, in der das Leben des Gemüthes beſteht, ihm ſeine Ideale. In der Kultur nun verbinden ſich die Ideale der Liebe, welche nichts anders ſein können, als die des ſchönen und glücklichen menſchlichen Lebens, mit den Zwecken der Politik, oder verwandeln ſich vielmehr in dieſe; in der Natur aber hat die Liebe ihre Wurzeln im Geſchlechtsverhältniß. Das Geſchlechtsverhältniß liegt auf der Grenze von Natur und Kultur. Es kultivirt im Individuum die Natur und naturaliſirt die Kultur, und indem es durch dieſes Ineinandergreifen der beiden großen Lebensgebiete die Befangenheit der erſten wie der letzten überwinden hilft, enthält es die Hauptbedingung für das Freiwerden der Charaktere.

Das Verhältniß der Geſchlechter iſt daher von jeher als eine Thatſache vom größten ſittlichen Intereſſe angeſehen worden, und Religion und Politik in ihren Geſetzgebungen über Ehe, Familie und geſchlechtliche Moralität haben ſich viel mit demſelben zu ſchaffen gemacht. Das Chriſtenthum hat die geſchlechtliche Enthaltſamkeit zu einer ſpezifiſchen Tugend erhoben und nicht ſelten verſteht das beſchränkte Urtheil unter Immoralität noch jetzt nichts anders, als das Verſtoßen gegen gewiſſe geſchlechtliche Konvenienzen. Für das unbefangene Urtheil behält das Verhältniß ſeine ſittliche Wichtigkeit, aber das Ergebniß iſt ein anderes. Die falſchverſtandene Sittlichkeit hat ſich angeſtrengt, die Geſchlechtsliebe einzuſchränken und möglichſt zu unterdrücken, — die wohlverſtandene Sittlichkeit hat ein Intereſſe an der Befreiung derſelben. Die Geſellſchaft braucht Charaktere, welche ſich zu voller Klarheit, zu Ueberwindung aller myſtiſchen Befangenheit durchgebildet haben. Dieſe Befangenheit iſt die wahre Stütze des falſchen Egoismus. Sie iſt Befangenheit der Natur und Befangenheit der Kultur, weibliches und männliches Entwickelungs-Bedürfniß, welchem nur in der Schule der Geſchlechtsliebe genügt werden kann. Freier, bewußter, ſich ſelbſt beſitzender Charakter, wahre Humanität, iſt ein Ergebniß der entwickelnden Wirkung, welche, im vielſeitigen Verkehre, beide Geſchlechter auf einander ausüben. So entſteht die Forderung, daß der geiſtige — und der leibliche — Geſchlechtsverkehr, jede Unfreiwilligkeit, jedes Nebenintereſſe, auch jede Idealität ohne Gehalt ausſchließend, ſich auf die reellen Bedürfniſſe der Entwickelung, auf das reelle Verhalten der Individualitäten oder Charaktere gründen, und demnach aus freier, charaktervoller Zuneigung und Leidenſchaft hervorgehe.

Dieſer Zuſammenhang der Geſchlechtsliebe mit wahrer ſittlicher Ausbildung, — dieſe Einheit der gemüthlichen, intellektuellen und praktiſchen Freiheit, macht den Grundgedanken des Orla aus, welcher durch die Lebensverhältniſſe einer Zahl männlicher und weiblicher Charaktere zur Darſtellung gebracht wird; als Ideal aber lebt die Freiheit in dem ganzen Stücke und macht, wie es ſein ſoll, ſelbſt den Inhalt des Genuſſes aus.

Orla, Graf von Strahlberg, ein veredelter, zu allgemeiner philosophischer und politischer Bedeutung erhobener Don Juan, ist als Charakter der Mittelpunkt des Stückes. Der Dichter führt diesen durch die Schule der Liebe und eines edlen und kräftigen Lebensgenusses bis zu der Klarheit und Festigkeit, welche für das politische Handeln erfordert wird. Dieser Lebenslauf beginnt mit einer schwärmerischen Jugendliebe, die den Jüngling, bei dem frühen Tode der Geliebten, selbst den Tod suchen läßt. Die Lebenskraft trägt den Sieg davon, und es folgt ein unbefangenes, heiteres Hingeben an den Einfluß weiblicher Charaktere, mit denen er in Berührung kommt. Dann tritt das politische Interesse in ihm hervor. Die Liebe zur Freiheit macht ihn zum Führer einer Verschwörung, bei deren Ausbruch er seinen Tod findet. Man erkennt in diesem Aufstande den Frankfurter Versuch. Ihm steht ein verrätherischer Freund gegenüber, welcher später offener Feind wird, — Berthold — ein von verzehrendem Neide getriebener Mensch, tief intriguant, kalt, stolz, mit großen Fähigkeiten begabt und mit vollendeter Feinheit und Selbstbeherrschung sich im Leben bewegend. Bruno, ein für Orla schwärmerisch begeisterter Jüngling, und einige untergeordnete männliche Figuren vollenden die Darstellung des männlichen Elementes im Stücke.

Auf der anderen Seite sehen wir eine Anzahl weiblicher Charaktere, in denen sich auf verschiedene Weise das Verhalten der weiblichen Natur zur Freiheit und Liebe ausspricht. Emilie, die Braut des Bruno, gibt sich mit fast kindlicher Unbefangenheit dem Eindrucke hin, welche die glänzende und edle Erscheinung Orla's auf sie macht, während sie dabei ihren Bruno nichts destoweniger von Herzen liebt. Louise, ein scharf ausgeprägter Charakter, mit einer Tiefe der Empfindung, die durch vollendete Selbstbeherrschung und große Schärfe und Klarheit des Verstandes verhüllt wird, ein Charakter, dessen große Energie dennoch ganz entschieden und durch und durch weiblicher Art ist, wird durch die entsprechenden Eigenschaften im Charakter Berthold's zur Bewunderung hingerissen. Aber die Bewunderung kämpft in ihr mit der unheimlichen Ahnung von der Falschheit und inneren Kälte dieses Mannes. Dann scheint Orla einen kaum merkbar werdenden Eindruck auf sie zu machen, bis sie Berthold's ganze Natur zu durchschauen Gelegenheit erhält; und in einer nun ihr zur Klarheit kommenden Liebe zu Orla, für die sie im Gefühle des edelsten weiblichen Stolzes auf Erwiederung verzichtet, findet sie die Kraft, für dessen Rettung aus dem Gefängnisse der Inquisition zu Rom Alles zu wagen. Sie findet dabei den Tod; aber Orla wird auf andere Weise gerettet. Sie ist im Stücke der Repräsentant weiblicher Charakterstärke und Heldenmüthigkeit, und ihr Tod für Orla entspricht Orla's Tod für die Freiheit. Die gemüthliche Kraft der weiblichen Natur, welche auf einem anderen Wege zu einer anderen Art von Hoheit und Heldenmüthigkeit führt, ist in Anna Bella dargestellt. Sie ist das poetische Weib, wie Louise das po-

litiſche; Orla der poetiſche Mann, wie Berthold der eigentlich politiſche, nur iſt von dieſen der Letzte eine verbitterte und vergiftete Natur, während unter den weiblichen Charakteren in dieſer Beziehung kein Gegenſtück zum Berthold vorhanden iſt.

Anna Bella ſoll die wahre zu Orla gehörige, ihn weiblich ergänzende Perſönlichkeit ſein, die er für immer liebt, ſo bald er ſie geſehen hat. Auch ſie, die durch ihn in einem wüthenden Pöbelaufſtande gerettet worden iſt, bei welchem das Haus ihres ariſtokratiſchen Oheims geſtürmt wird, hat einen nicht mehr verſchwindenden Eindruck von ihm empfangen. Aber beide haben ſich nur einige ſtürmiſche Minuten geſehen und ſind von den Umſtänden für lange Zeit wieder auseinander geführt worden. Anna Bella iſt Berthold's Braut geworden, der auf eine ihr zufallende reiche Erbſchaft ſpekulirt. Wie alſo Louiſe, ſo ſteht, auf andere Weiſe, nun auch Anna Bella zwiſchen Berthold und Orla. Eine Italienerin, Joſepha, eine Gräfin Ida u. a. ergänzen das weibliche Element im Stücke.

Unter den Charakteren ſind Berthold und Louiſe die bedeutendſten Schöpfungen des Dichters. Wer das Böſe in Berthold übertrieben, unwahr, nicht genügend motivirt findet, den könnte man auf Shakspearſche Charaktere, z. B. auf den Baſtard im Lear verweiſen. Berthold iſt von der Natur nicht vernachläſſigt; im Gegentheil, er hat ausgezeichnete Talente und weiß auch dieſe geltend zu machen. Aber er muß ſie gebrauchen und arbeiten, um zu einer Stellung im Leben zu gelangen, welche Orla, dem mit dem Glanze ſeiner perſönlichen Erſcheinung, ſeiner poetiſchen liebegewinnenden Natur, ſeiner freien, offenen Männlichkeit, zugleich der hohe „Stand“ zugefallen iſt, nicht erſt zu erwerben braucht. Berthold iſt ein geiſtreicher Parvenu, der ſein Emporkommen ſich hat Fleiß und Arbeit koſten laſſen, und der nun ſeinem begünſtigtern Freunde es nicht verzeihen kann, daß dieſer nicht zu denſelben Anſtrengungen gezwungen war, — es nicht verzeihen kann, daß Orla das Leben ſo leicht nehmen darf und mit ſeiner heiteren, offenen Sicherheit alle Herzen gewinnt, wo er ſelbſt, in ſein einmal verfinſtertes Innere verſchloſſen, erſt über Plänen brüten und Intriguen ſpinnen muß. So nährt ſich in ihr der Neid und Haß durch ſeine eigenen Folgen. Louiſe iſt ein ſo gewaltreicher Charakter, daß der Mangel an Raum, ſich im Stücke zu entwickeln, für ſie ſehr zu bedauern iſt. Sie hätte verdient, Hauptcharakter eines bedeutungsvollen Dramas zu ſein.

Anna Bella, welche der Dichter zur Sonne unter ſeinen weiblichen Charakteren macht, vereinigt ſehr viel Hohes und Schönes; aber es fehlt ihr durchaus an individuellem Leben, — an Naturell. Sie iſt ſchön, mild, reich, ſtark, groß, rein, beſonnen, verſtändig, poetiſch, muthig. Sie vereinigt alle Vollkommenheiten; es iſt Einem aber dabei, als ſollte man den Dichter einer ungerechten Vorliebe anklagen, daß er den an ſich nur ſchwach gezeichneten und matt gefärbten Charakter mit ſo reichen Gaben überſchüttet.

Sie iſt nichts als eine ungenügend individualiſirte Repräſentantin des Vollkommenſten von allem dem, was der Teutſche in der Fülle ſeines Herzens weiblich nennt. Dieſe fixe Idee der Weiblichkeit gehört aber zu den unglücklichſten Fiktionen des gebildeten Michel, und iſt eine ſchlüpfrige Stelle auf dem Pfade zum Gipfel unſeres dramatiſchen Parnaſſes. Selbſt in der Liebe und Bewunderung der Schönheit kann der Teutſche ein ſolcher Theoretiker ſein, daß er die göttliche Aphrodite unter Umſtänden „unweiblich“ finden könnte. Vor dieſer Theorie gilt keine Legitimation des Geſchlechtes; denn unſere teutſchen Weiber ſelbſt zerbrechen ſich die Köpfe, wie ſie es anſtellen müſſen, um wirklich weiblich, wenn's möglich iſt „echt weiblich“ zu ſein. So lange Michel ſolche fixe Ideen hat, und dieſe ſeiner Frau beibringt, und ſo lange er ſo viel Muſik macht, wie bisher, wird er weder ein guter Dramatiker noch ein guter Politiker. Vorzüglich gezeichnet, wenn ſchon von minder tiefer Bedeutung, iſt der Charakter der Emilie, einer unbefangenen kindlichen Natur voll Geiſt, Leben und Eigenthümlichkeit. Um aber ihre ganze Natur zu entwickeln, müßte ſie mehr Raum haben und eine wichtigere Rolle ſpielen, als ihr hier zu Theil werden kann. Den Charakteren unſeres Dichters geht es wie Virtuoſen, die ſich dazu verſtehen müſſen, im Orcheſter zu ſpielen.

Wie unter den weiblichen Charakteren Anna Bella, die Hauptfigur, als Charakter am wenigſten individualiſirt iſt, ſo iſt Orla, der Held des Ganzen, wenigſtens nicht konſequent durchgeführt, was ohngefähr eben ſo viel heißt, als daß der Grundgedanke des Stückes nicht konſequent durchgeführt iſt. Hier liegt der Fehler weniger am Poeten als am Philoſophen im Verfaſſer. Wir meinen die Inkonſequenz, daß Orla am Ende für ſein freies, unbefangenes Leben, mit welchem er doch keinem Menſchen etwas zu Leide gethan hat, Entſchuldigung zu bedürfen glaubt. Dieſe Schwäche iſt eine ſchwache Stelle im ganzen ethiſchen Syſteme des Stückes. Das, was wir für den Grundgedanken des Stückes erklärt haben, tritt in der wichtigen Scene Akt III. Auftritt 6, ganz in den Hintergrund. Hier will Orla nur die Freiheit des Genuſſes für ſich in Anſpruch genommen haben. Er hat die Schönheit geſucht, wo er ſie finden konnte, und iſt nicht der Meinung geweſen, daß ſich „des Lebens Reichthum“ durch Eine Liebe erſchöpfen laſſe, wofür Anna ihn nicht verdammen will, da ſie nicht zu entſcheiden wagt, „was ein Herz ſich erkühnen konnte,“ welches „groß und edel“ iſt, wie ſeines. Dankbar will nun Orla an ihr hangen und ſein „wild und unverſtändig Weſen ſühnen.“ Anna Bella ſoll ihm ihre Liebe lehren, denn „die Liebe iſt die allerhöchſte Schule.“ — Gut! — aber nach Allem, was Orla ſchon durchgemacht, ſollte er endlich kein Schüler mehr ſein. Die Löſung, welche der theoretiſche Knoten in dieſer Scene erhält, bleibt gänzlich hinter den beſſern Theilen des Stückes zurück. Hier zeigt ſich, wie weit der Dichter noch davon entfernt iſt, mit ſeiner Ethik im Reinen zu ſein.

Die Stelle, in der ſich ſeine Theorie zuſammendrängt, iſt dieſe:

Orla: Lernt in der Liebe doch der ganze Menſch! ...
Anna: Und iſt wohl gar verſucht, das Lernen ſelber
Schlechtweg Genuß zu nennen. ...

womit ganz richtig geſagt iſt, daß Genuß nichts als Gefühl der Lebensentwickelung iſt. Aber dieſer Gedanke tritt nicht ſcharf genug hervor, und vor Allem widerfährt in Bezug auf ihn nicht beiden Geſchlechtern gleiches Recht. Dem Dichter geht der Sinn für weiblichen Charakter und weibliche Würde nicht ab, und dennoch ſind die Weiber im ganzen Stücke nur als Bildungsmittel des Mannes vorhanden. Am Anblick und Genuſſe aller ſchönen „Blumen" entwickelt ſich der Charakter Orla's; ſie ſcheinen alle nur für ihn gewachſen zu ſein. Die umgekehrte Situation fehlt im Stücke. Die Frage, wie ſich die Entwickelung eines bedeutenden weiblichen Charakters zur Freiheit in der Liebe verhält, hat der Dichter ſich gar nicht aufgeworfen. Der Dichter emanzipirt das Weib, aber nur zum Beſten des Mannes, und überall, wo im Stücke das weibliche Gefühl in Kolliſionen kommen könnte, wird die Kriſis umgangen. Hat uns alſo, wie augenſcheinlich der Fall iſt, der Dichter ſeine ſozialen Ueberzeugungen über das Verhältniß der Geſchlechter mittheilen wollen, ſo hat er gerade die ſchwierige Seite der Frage ohne Entſcheidung gelaſſen. Die fixe Idee oder ein angelerntes Ideal der Weiblichkeit ſcheint ihn in ſeiner freien Bewegung gehemmt zu haben, und es fehlt ihm am poſitiven Studium des Weibes auf dem weiblichen Standpunkte. Den Mann im Leben frei zu machen, iſt keine Kunſt; er hat die Freiheit größtentheils ſchon; aber eine Kunſt iſt es, die rechte Linie zu finden für die Freiheit der weiblichen Lebensentwickelung. In dieſer Beziehung läßt uns die Dichtung ganz unbefriedigt. Dieſes Urtheil ſprechen wir indeſſen nur aus, in ſo fern der Dichter hier ein ganzes Syſtem hat darlegen wollen; in techniſcher Beziehung würden wir ſelbſt nicht begreifen, wie ſich der überreiche Gehalt des Stückes durch Hinzufügung neuer Geſichtspunkte noch hätte dürfen vermehren laſſen. Hier iſt alſo Material zu einer neuen Arbeit des Dichters, wenn nicht etwa die Intereſſen der politiſchen Freiheit, wie bei ſeinem Helden Orla, bei ihm über die der gemüthlichen die Oberhand bekommen haben.

Auch darin hat der Dichter ſich die Sache leicht gemacht, daß alle ſeine Charaktere den höheren Ständen angehören und ihre freie Bewegung im Leben keine Schwierigkeiten kennt. Die reichen und höheren Stände haben ſich von jeher der engen Feſſeln entledigt, die dem Bürgersmanne die „bürgerliche Moral" angelegt hat. Es iſt immer ſchön, daß dies hier in unſerem Stücke auf ſo edle Weiſe, mit ſo viel Geiſt und Berechtigung geſchieht; aber es iſt verdrießlich, und man begreift den Charakter des Berthold recht gut, wenn man ſich dies vergegenwärtigt, — daß man, zu allen möglichen glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes und Körpers, auch noch *ein Graf* ſein muß, um ſich Freiheiten zu nehmen und zu reuſſiren, wie Orla. Dieſe

aristokratische Anlage des Stückes wird freilich dadurch gerechtfertigt, daß Orla für die Freiheit des Volkes stirbt. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß direkt der Dichter eine größere Wirkung im Publikum hervorgebracht haben würde, wenn sein Held plebejischen Ursprungs gewesen wäre. Vielleicht hat der Dichter ganz speziell auf die aristokratische Jugend einwirken und diese der Zeitbewegung gewinnen wollen. Aber die Orla's sind unter unseren jungen Aristokraten nicht zu finden, und ihre Nacheiferung würde plump genug ausfallen.

Doch kehren wir zum Grundgedanken zurück. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Geschlechtsverhältniß einen Theil der Lebensmomente ausmacht, welche einer neuen Gestaltung entgegengehen. Die Bewegung der Kultur *mußte* aus anthropologischen Gründen, mit Herrschaft des Mannes und Sklaverei des Weibes beginnen, weil im Manne die Kultur sich selbstständig zu machen anfängt. Dem Manne, welcher eben erst den Weg der Reflexion und der reflektiven Lebenspraxis betreten hat, mußte das auf dem Standpunkte der Natürlichkeit verharrende Weib als bloßes Mittel, als eins der Güter des Lebens, als Besitz oder Eigenthum erscheinen. Aber gegen diese Sklaverei des einen Geschlechtes hat sich sogleich eine mächtige Reaktion des sittlichen Gefühles erheben müssen. Diejenige Sklaverei, welche unter allen Arten sich am vollständigsten auf die Person bezieht, diejenige Sklaverei, in welcher, wie für den Kannibalen, die Person selbst Genußmittel wird, mußte das Gefühl der persönlichen Ehre und Würde auf das tiefste erregen. Es mußte ein Widerspruch entstehen zwischen der Entwürdigung der Persönlichkeit des Weibes und dem regierenden Ehrgefühle, welches in dieser Beziehung eine ganz spezifisch geschlechtliche Form annehmen mußte, die Form des *Keuschheitsmystizismus* und der *männlichen Eifersucht*. Die letzte ist die mahomedanisch-asiatische, die erste die christlich-europäische Form des Ueberganges von der Sklaverei des Weibes zu ihrer vollen sittlichen Freiheit. Jene ist mehr realistisch, diese mehr idealistisch gemeint, weßhalb letztere den weiteren Fortschritt in sich schließt.

Diesem Uebergange klebt die Brutalität der roheren Stufe noch an. Demgemäß ist eine Mischung von *Brutalität* und halb frivoler halb mystischer *Galanterie* der wesentliche Charakter der mittelalterlich christlichen Geschlechtsliebe, – natürlich vom Standpunkte des Mannes, der dabei allein in Betracht kommt. Die Galanterie ist dabei das Charakteristische, indem sie eine idealistische Anerkennung der persönlichen Würde des Weibes ist. Aber eben nur eine idealistische. In der Wirklichkeit blieb das Weib Sklavin; dafür behandelte man es, als ob es Herrin wäre. Man betrug sich kindisch, wie damals in allen Dingen. Aber wie nach und nach an die Stelle plumper und mystischer Ansichten von weiblicher „Zucht" und Tugend richtigere Gedanken über das wahre Wesen geschlechtlicher Ehre getreten sind, ist die Galanterie überflüssig, lächerlich und verächtig geworden. Galant aus Zucht ist kaum noch ein verlorner Nachzügler des Ritters von Mancha, galant um Glück zu machen nur noch ein Hasenfuß; wer sich aber durch Ga-

lanterie auszeichnet, der ist sicherlich nicht frei von innerer Brutalität gegen das Weib. Das Weib selbst aber wünscht nicht mehr Gegenstand eines komisch gewordenen romantischen Kultus zu sein, sondern verlangt sein Recht auf freie individuelle Entwickelung und Charakterausbildung, und es wird dieses Recht um so sicherer erlangen, als der Mann einsehen muß, daß er dabei nur gewinnen kann.

Mit dem Verschwinden der ernsthaften Romantik des Mittelalters hat, indem die Interessen der Persönlichkeit schärfer hervorgetreten sind, die Mischung von Brutalität und Galanterie sich in eine Mischung von Konvenienz und Sentimentalität umwandeln müssen. Damit hat das Geschlechtsverhältniß sich der Freiheit um einen Schritt mehr genähert, denn auch die Konvenienz hat ihre sittlichen Funktionen als Zähmerin der bloßen Natürlichkeit, und in der Sentimentalität ist wenigstens die Sehnsucht nach Realität und Charakter an die Stelle der leeren Idealität getreten. Endlich, in unserer Zeit, scheint, mit den tiefeingreifenden Veränderungen, welche unstreitig allen gesellschaftlichen Beziehungen der europäischen Welt bevorstehen, die Geschlechtsliebe sich aus dem Gemisch von indifferenter Gemeinheit und unbestimmtem lyrischem Pathos, in welchem sie sich zuletzt verloren hatte, herausretten zu wollen. Um dies zu thun, muß sie eine wahrhaft dramatisch-sittliche Natur entwickeln, wozu die volle Anerkennung der persönlichen Selbstständigkeit des Weibes erforderlich ist. Die wahre sittlich freie Geschlechtsliebe muß sich auf das reelle Verhältniß der Charaktere stützen, und muß auf diese Weise zu einer Pflanzschule der Kraft, des Charakters und der Freiheit werden.

Man wird vielleicht sagen, daß Emanzipationsgedanken nicht neu seien. Sehr wohl! Aber hier handelt es sich erstlich um Fortschritte in diesen Gedanken und zweitens um das Verhältniß des Gedankens zur Wirklichkeit.

Es gibt Zeiten, in denen die Wirklichkeit so ganz vom Geiste verlassen ist, daß sich kein guter Gedanke mit ihr in Verbindung setzen läßt. In solchen Zeiten findet man zwar erhabene Ideen und starke freie Gefühle zuweilen auch in den Trauerspielen und Romanen, aber Menschen, welche diese nicht ganz von der Wirklichkeit zu unterscheiden wissen — nur in den Narrenhäusern und auf den Wegen zu ihnen. Je gesunder und kräftiger aber eine Zeit ist, um so mehr verschwindet in ihr der Gegensatz zwischen der Idee und der Wirklichkeit, und in demselben Grade wird ganz von selbst der Gedanke sich geberden, als ob er auch sogleich ausgeführt sein wollte. Der Glaube an die Wirklichkeit ist das Merkmal der Gesundheit und Kraft des geistigen Lebens im Großen, — einer Lebenskraft, die sich mit dem Gedanken nur in so ferne beschäftigt, als er auf die Wirklichkeit Einfluß ausüben kann und ausüben soll. Diese Lebenskraft wächst täglich in unserer Zeit. Sollte also der Leser die Gedanken, denen er im Orla begegnet, zum Theil nicht neu finden, so möge er sich den Unterschied zwischen Gedanken, die nur auf literarische, und solchen, die auf praktisch-soziale Existenz Anspruch machen,

zum Bewußtsein bringen. Der Leser wird sich übrigens im Orla weder an die Misere des Werther, der Wahlverwandtschaften und der Stella, noch an die Frivolitäten, der Luzinde erinnert finden. Die Forderung der Freiheit geht hier, wenn auch der Dichter nicht zur völligen Klarheit durchgedrungen ist, von einem neuen Standpunkte aus. Mit dieser Forderung steht Orla keineswegs auf dem Standpunkte des Materialismus, welcher zu beschränkt ist, um zu begreifen, daß er der Rechtfertigung durch den Geist bedarf, — nicht auf dem der Frivolität, welche die erste Frage nach Berechtigung leichtsinnig abweist, — nicht auf dem der moralischen Schwachheit, welche um Nachsicht für ihre Sünden bittet, nicht auf dem der genialen Liederlichkeit, welche, weil sie nichts zu verwirklichen hat, das wirkliche Leben wie einen poetischen Witz betreibt. Er steht auf dem Standpunkte der Sittlichkeit, deren Bedingung überall die Freiheit ist.

Wir haben dieser Dichtung eine in den Grundgedanken eingehende Beurtheilung gewidmet, weil dieser Grundgedanke mit allen anderen politischen und sozialen Ideen der Zeit in der engsten Verbindung steht. Die freie Familie an die Stelle der erzwungenen und den freien Staat an die Stelle des erzwungenen zu setzen ist eine und dieselbe Aufgabe. Die politische Reformation kann nicht ohne die sittliche gedacht werden.

Als sozial und politisch revolutionär zugleich hat der Orla vielfache Analogieen mit den Schriften der George Sand. Er hat mehr System als diese, aber er hat dabei den Nachtheil, daß die einzelnen sittlichen Gesichtspunkte in der Allgemeinheit des Systemes sich verlieren. Hier eine Reihe Dramen wie dort eine Reihe von Romanen, in denen sich die Gesichtspunkte der Reihe nach entfalten, wären der Absicht entsprechender gewesen.

Jedenfalls könnte der Dichter des Orla einen nicht geringen Einfluß auf die glückliche Entwickelung des freien Geistes in Deutschland ausüben, wenn er recht bald mit neuen dramatischen Arbeiten hervortreten wollte.

Don Juan Filosofo.

Memoiren der Schwester Friederichs „des Großen", Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Baireuth. Nach dem Französischen, übersetzt von Th. Hell. Braunschweig, Verlag von Vieweg und Sohn, 1845.

Dem Anschein nach wird für uns erst dann die Zeit kommen, eine wahre Geschichte zu veröffentlichen, wenn es überflüssig geworden ist, sie zu schreiben. Gibt es eine teutsche, gibt es eine preußische Geschichte? Ihr Schreiber soll erst kommen. Was wir bis jetzt besitzen, ist theils wegen der

Unzugänglichkeit der wahren Quellen, theils durch die Schuld derer, welche ſie benutzen ſollten, nur ein Lügenbild oder Fragment der wahren Geſchichte. Die Grundſätze über Geſchichtſchreibung werden ſich noch bedeutend ändern. Man wird einſehen lernen, daß die Geſchichte nicht bloß mit der ſtrengſten Rückſichtsloſigkeit, ſondern auch vom jedesmaligen Standpunkt der vorgeſchrittenen Zeit müſſe geſchrieben werden, in welcher der Geſchichtſchreiber lebt und wirken will. Der wahre Geſchichtſchreiber muß ſtets mit einem Fuß in der Zukunft ſtehen. Eine objektive Geſchichtſchreibung kann es vernünftiger Weiſe gar nicht geben. Wozu ſollte ſie nützen und was ſteht objektiv in der Geſchichte feſt? Wer will den Standpunkt zu ihrer Beurtheilung fixiren, wenn man nicht gelten laſſen will, daß der neueſte Standpunkt ſtets der richtigſte ſei? Soll man z. B. die Geſchichte des Mittelalters vom mittelalterlichen Standpunkt aus ſchreiben? Soll man die Begeiſterung der Pfaffen und Raubhelden mit durchmachen, um ihre Handlungsweiſe im richtigen Lichte zu betrachten? Was Reinmenſchliches und Ungewöhnliches in der Geſchichte auftaucht, wird zu allen Zeiten die entſprechende Aufmerkſamkeit fordern können, aber was die ſonſtigen Triebfedern der Handlungen und den Standpunkt der Anſichten betrifft, ſo darf die Zeit, in welcher wir ſie in Wirkſamkeit finden, nicht den alleinigen Maßſtab zu ihrer Billigung oder Verwerfung darbieten. Dürfte ſie dies, ſo wäre alle wahre Kritik von der Geſchichtſchreibung ausgeſchloſſen; und was iſt wahre Geſchichtſchreibung Anderes, als wahre Kritik der Geſchichte? Was iſt die Geſchichte Anderes als ein Entwickelungsprozeß der Menſchheit, und wer kann den Gehalt und Zweck dieſes Prozeſſes prüfen und darſtellen wenn er nicht von dem jüngſten Stadium desſelben auf ihn zurückblickt? Vor ſolchem Rückblick werden viele Geſtalten der Geſchichte ſich anders darſtellen, als ſie uns von gouvernementalen Dozenten und befangenen Romantikern überliefert worden ſind. Es hat tauſend Menſchen gegeben, die von ihrer Zeit und von unſern Lehrern für große Männer gehalten wurden, während man ſie in Zukunft für Räuber, Finſterlinge und Betrüger erklären wird. So lang namentlich der Glanz der Dynaſtieen und der Ruhm der Waffen noch das Hauptgewicht in die Waagſchale der Geſchichtſchreibung legen können, iſt die Geſchichtſchreibung nur eine Hofdame und eine Sklavin. Die Romantiker und die „Hiſtoriker" haben bis jetzt, wie die Geſchichte, ſo auch die Geſchichtſchreibung vorzugsweiſe okkupirt. Sie müſſen in der einen wie in der andern aus dem Sattel gehoben werden.

Der Standpunkt für die neue Geſchichtſchreibung iſt der demokratiſche resp. republikaniſche, mit beſonderer Berückſichtigung der ſo genannten ſozialen Verhältniße. Die neue Geſchichtſchreibung hat nach dem vernünftigen Recht derjenigen zu fragen, welche das Feld der Geſchichte okkupirt haben, ſie hat nach der Rechtmäßigkeit der Mittel zu fragen, welche dabei angewandt wurden, ſie hat nach dem Nutzen zu fragen, welcher den Völkern und der Menſchheit durch die geſchichtlichen Handlungen gebracht worden iſt, ſie

hat an die Motive dieſer Handlungen den Maaßſtab des allgemeinen Rechtes zu legen, ſie hat die Zwecke nur nach ſittlichen Begriffen zu prüfen und alles dies thut und kann ſie nur, indem ſie den Einzelnen der Allgemeinheit, das Mittel dem Zweck, die Regierung dem Volk, die Dynaſtieen dem Staat unterordnet und aufopfert. Eine ſolche Geſchichtſchreibung wird einen guten Theil derer degradiren, die bisher mit dem Beinamen „der Große“ geprunkt haben und an ihren Platz vielleicht Männer erheben, die von den „Großen“ mit Kerker, Bann und Beil verfolgt worden ſind. Sie wird den Völkern klar zu machen ſuchen, daß ſie bisher zum größten Theil der Spielball von Betrügern, Gewaltmenſchen und Dummköpfen geweſen ſind, welchen ſie ihr Glück und ihre Kraft geopfert haben. Sie wird die Betrüger demaskiren, die Götzen von ihren Poſtamenten herunter reißen, die Gewöhnlichkeit ihres Prunkes entkleiden und die Heuchelei in das geheimſte Kabinet ihrer Gemeinheit verfolgen. Eine nach ſolchen Grundſätzen geſchriebene Geſchichte, in unſere Zeit hineingeworfen, würde im Großen uns plötzlich das Bild einer Schaubühne vor Augen führen, vor welcher unvermuthet der Vorhang und die Koulissen weggezogen wären. Die plötzliche Aufdeckung des ganzen Trugs, aller Schmink- und Verſchönerungsanſtalten, aller ordinairen Menſchlichkeiten, aller Intriguen und Zänkereien, aller Schurkenſtreiche und Gemeinheiten, welche hinter den täuſchenden Malereien der dynaſtiſchen und diplomatiſchen Vorhänge und Koulissen verborgen ſind, würde die Illuſionen der Völker ſo wirkſam zerſtören, daß ſie ſicher den Geſchmack an den Komödieen und Tragödieen verlören, durch welche ſie ſich bisher um ſchweres Geld Erſatz für ein wirkliches und eigenes Leben haben aufdrängen laſſen.

Unter den jetzt noch beſtehenden Staaten wüßte ich keinen, der für die neue Geſchichtſchreibung einen intereſſanteren Stoff darböte, als der preußiſche. Wer den Stoff bearbeiten will, wird ſicher die Quelle nicht unbenutzt laſſen, welche das oben angezeigte Buch ihm darbietet. Daſſelbe iſt zwar ſchon vor mehreren Dezennien veröffentlicht worden, aber jedenfalls noch nicht verbreitet genug, weshalb die neue Herausgabe deſſelben immerhin verdienſtlich iſt. Auch bietet es ſchon an ſich eine angenehme Lektüre, da die Verfaſſerin Geiſt und Beobachtungsgabe beſitzt und außerdem von Charakter ſo liebenswürdig und achtenswerth iſt, wie eine Dame von ihrer Erziehung nur ſein kann.

Worüber dieſe Memoiren der Markgräfin von Baireuth das meiſte Licht verbreiten, das iſt der Charakter und die Hofgeſchichte Friedrich Wilhelms, des Vaters Friedrichs „des Großen“. Die Epitheta, welche man den Gewalthabern beilegt, bedeuten ſehr häufig das Gegentheil von dem was ſie ausdrücken. Um der „Große“ genannt zu werden, muß man recht viel mit dem ſoldatiſchen Kommandoſtab umgegangen ſein und Andere, die vielleicht von wirklicher Größe beſeelt waren, als ſeine Werkzeuge zu Kleinen gemacht und geopfert haben. Um der „Gerechte“ zu heißen, muß man durchaus ein Despot ſein, der allenfalls aus Laune dann und wann eine Ge-

rechtigkeitskomödie aufführt. In den aſiatiſchen Despotieen, wo gar kein Begriff von eigentlicher Gerechtigkeit exiſtirte, wimmelt es von „Gerechten“: Koshru, der Gerechte (Nushirvan), Harun, der Gerechte (al Raſchid), Giafar, der Gerechte (al Sadek) u. ſ. w. Die Preußen haben dafür geſorgt, daß ſie in ihrer Geſchichte außer einem „Gerechten“ ſchon zwei „Große“ haben. Ein Paar andere ihrer Regenten haben nahe daran geſtreift, ebenfalls mit dieſer Auszeichnung beehrt zu werden, unter dieſen auch der genannte Friedrich Wilhelm. Sympathie für die Größe hatte dieſer Mann allerdings, nämlich für die körperliche. Sein größter Stolz beſtand bekanntlich darin, ein Regiment ſechs- bis ſieben-füßiger Körper, Soldaten genannt, zu beſitzen, die ſeiner Menagerie von allen Enden der Welt zugetrieben wurden. Außerdem zeigt ihn uns ſeine Tochter als ein Gemiſch von einem Kannibalen und einem Wahnſinnigen, einem Säufer und einem Frömmler, einem Heuchler und einem Geizhals. Es gibt wenig widerwärtigere Erſcheinungen in der Geſchichte, als dieſer Despot war. An ihm zeigt es ſich mehr, als an irgend einem, was aus der Mittelmäßigkeit wird, wenn ſie mit unumſchränkter Gewalt ausgerüſtet iſt. Dieſer König würde unter anderen Verhältniſſen wahrſcheinlich ein ganz brauchbarer Unteroffizier oder Feldwebel geworden ſein. Und vor ſolch einer Begabung mußte ein ganzes Land im Staube kriechen, es mußte jede ſeiner Launen als ein göttliches Gebot reſpektiren und ſich jede ſeiner Brutalitäten in Demuth gefallen laſſen. Die Brutalität ſpielt bekanntlich vorzugsweiſe in den nordiſchen Dynaſtiegeſchichten eine große Rolle, aber keiner hat ſie in Preußen brutaler geübt, als Friedrich Wilhelm I. Der Stock oder die Füße waren ſeine gewöhnlichen Organe des Affekts und er nahm bekanntlich nicht bloß das Volk, ſondern auch ſeine Familie in beſondere Affektion. „Als ich eines Morgens, erzählte Friedrich der Große ſeiner Schweſter, in des Königs Zimmer trat, ergriff er mich ſogleich bei den Haaren und warf mich zu Boden, wo er dann, nachdem er die Kraft ſeiner Arme an meinem armen Leibe geübt, mich trotz meines Widerſtandes zu einem nahen Fenſter ſchleppte. Er hatte im Sinn, das Handwerk der Stummen im Serail auszuüben, denn er nahm dort die Vorhangsſchnur und ſchlang ſie mir um den Hals. Ich hatte zum Glück noch Zeit genug aufzuſtehen, ergriff ſeine beiden Hände und fing an zu ſchreien. Ein Kammerdiener kam mir ſogleich zu Hülfe und riß mich aus ſeinen Händen.“ Dies Faktum reicht für hundert aus. Wenn es nun mit der Schnur geglückt wäre? Dann hätte zunächſt das berühmte „Kammergericht“ den Königlichen Mörder, wie ſich von ſelbſt verſteht, hinrichten laſſen, ſodann hätte die Welt keinen Friedrich den „Großen“ erhalten und das Königreich Preußen wäre jetzt längſt vergeſſen. Wir preußiſche „Unterthanen“ haben wahrlich Urſache, fromm zu ſein, nachdem wir unſer Glück und unſere Exiſtenz an einer ſeidenen Schnur haben hangen ſehen.

Bei Erzählung der Geſchichte Katt's, der bekanntlich für ſein Freundſchaftsverhältniß mit Friedrich II. (welcher der Exekution auf Befehl ſeines

Erzeugers beiwohnen mußte) enthauptet wurde, berichtet die Markgräfin u. A. Folgendes: „Die Generale Denhof und Linger (Mitglieder des ernannten Kriegsgerichts) ſtimmten auf Pardon, aber die Andern verurtheilten, um dem König den Hof zu machen, — meinen Bruder und Katt zur Enthauptung.“ Großartig! Einem König macht man dadurch den Hof, daß man ſeinem Sohn wegen eines Verſuchs zur Flucht aus den väterlichen Klauen an den Hals will. Wie wird man erſt den Hof machen, wenn es ſtatt dem Königsſohne den „Unterthanen“ gilt!

Auch über eine hübſche Probe von den ſogenannten „preußiſchen Pfiffen“ berichtet uns die Markgräfin. Ein gewiſſer Klement, ein „großes Genie“, ſollte eine Verſchwörung angezettelt haben, war deshalb nach Holland geflohen „und der König hatte nicht dahin gelangen können, ihn in ſein Land zu locken.“ „Er bediente ſich endlich (erzählt die Verfaſſerin) des Beiſtandes eines kalviniſtiſchen Geiſtlichen, Namens Gablonski, um dieſes Menſchen habhaft zu werden. Gablonski, der mit Klement ſtudirt hatte, begab ſich nach Holland und wußte dieſen ſo ſehr von der freundlichen Aufnahme und den Ehren, die ihm der König gewähren würde, zu überzeugen, daß er ihn endlich dahin brachte, nach Berlin zu gehen. Sobald Klement ſeinen Fuß auf kleviſches Gebiet geſetzt hatte, wurde er verhaftet.“ Nun kommen die „Ehren“, die ihm widerfuhren. Sein Prozeß dauerte ſechs Monate, nach deren Verlauf das Urtheil gefällt wurde. Es lautete, daß Klement mit Zangen dreimal zerriſſen und dann gehangen werden ſollte. Er hörte es mit heldemüthiger Faſſung vorleſen, ohne das Geſicht zu verändern. (Seine Standhaftigkeit blieb bis zum letzten Hauch dieſelbe). „Der König iſt Herr meines Lebens und Todes“, ſagte er; „ich habe dieſen letzteren nicht verdient und nur gethan, was die Geſandten des Königs alle Tage thun. Sie ſuchen die der andern Mächte zu hintergehen und zu überliſten und ſind nichts als honnete Spione an den Höfen. Wäre ich gleich ihnen akkreditirt geweſen, ſo wäre ich vielleicht jetzt auf dem Gipfel des Ruhmes, ſtatt am hohen Galgen enden zu müſſen.“ Warum hat ſich noch kein dramatiſcher Dichter an dieſen Klement gemacht? Es darf aber keiner ſein, der aus der Geſchichte des „pfiffigen“ Despoten nichts Andres zu machen weiß, als ein — Luſtſpiel über deſſen „Zopf!“ Durch dieſe geſinnungsloſe Frivolität der Gutzkow'ſchen Aftermuſe hat ſich noch Niemand empört gefühlt?

Nach dem Klement'ſchen Prozeß u. ſ. w. „wurde der König täglich mißtrauiſcher und verdachtbegender. Seit der Entdeckung der Intriguen von Klement ließ er ſich alle Briefe vorlegen, die nach Berlin kamen und von da abgingen (ein König als Vorſteher eines „ſchwarzen Kabinets!“ H.), und begab ſich nie zu Bett ohne ſeinen Degen und ein Paar geladene Piſtolen daneben.„ Requiescat in pace!

Wir haben jetzt genug von dieſem gekrönten Unteroffizier gehört. Mögen dem Geſagten ein Paar Urtheile über ſeinen „großen“ Sohn Friedrich II.

folgen. Die Markgräfin hatte dem Arzte Süperville, welcher dem preußiſchen Hof diente, zugeredet, an den ihrigen nach Baireuth zu kommen. Süperville ſprach ſich auf dies Anerbieten alſo aus: „Ich habe nicht gewagt, mit Ihnen ganz offen zu ſprechen, jetzt aber, wo ich die Ehre habe, Ihro Königl. Hoheit zu kennen, fühle ich, daß ich ohne Umſchweife und ohne Gefahr, mich unglücklich zu machen, ſprechen kann. Mein Plan, aus des Königs Dienſte zu treten war ſchon fertig, ehe ich hierher kam; ich hatte die Abſicht, nach Holland zu gehen, die Annehmlichkeiten aber, die ich an dieſem Hofe finde, haben meine Anſicht geändert. Ich kann nicht leugnen, daß ich bei dem Kronprinzen ſehr gut angeſchrieben ſtehe, aber, gnädige Frau, ich habe nur allzuviel Zeit gehabt, ihn zu ſtudiren. Dieſer Prinz iſt ein großes Genie, beſitzt aber einen böſen Charakter; er iſt verſteckt, mistrauiſch, voll Eigenliebe, undankbar, laſterhaft, und wenn ich mich nicht ſehr täuſche, ſo wird er noch geiziger werden, als der König, ſein Vater, jetzt iſt. Er hat keine Religion und hat ſich eine Moral nach ſeiner Art gebildet: ſein ganzes Studium geht nur darauf, das Publikum zu verblenden, aber trotz ſeiner **Verſtellung** haben doch viele Perſonen ſeinen Charakter ergründet. Jetzt zeichnet er mich aus, um ſeine Kenntniſſe zu vermehren, da eine ſeiner größten Leidenſchaften wiſſenſchaftliches Studium iſt. Wenn er mir aber die entlockt haben wird, die er noch nicht weiß, wird er mich im Stiche laſſen, wie er es mit vielen Andern (ſpäter Voltaire) gemacht hat, und deshalb habe ich es für angemeſſen gehalten, im Voraus meine Maaßregeln zu ergreifen.“ Dieſem Urtheil des klugen Arztes fügt die Markgräfin ihr eignes über ihren geliebten Bruder an einem andern Ort hinzu. Sie war einige Zeit nach deſſen Thronbeſteigung in Berlin. „Ich bemerkte, ſagt ſie, während dieſes kurzen Aufenthalts, daß im ganzen Lande ein allgemeines Mißvergnügen herrſchte und der König viel in der Liebe ſeiner Unterthanen verloren habe. Man ſprach laut von ihm in nicht eben gemeſſenen Ausdrücken. Die Einen beklagten ſich über die wenigen Rückſichten, welche er darauf nehme, Diejenigen zu belohnen, die ihm als Kronprinzen zugethan geweſen, Andere ſchuldigten ſeinen Geiz an, der, wie ſie ſagten, noch den des verſtorbenen Königs überſteige, noch Andere ſeine Hitze, und endlich auch ſein Mißtrauen, ſeine Verächtigungen, ſeinen Hochmuth und ſeine **Verſtellung**. Mehrere Umſtände, bei denen ich ſelbſt gegenwärtig war, ließen mich dieſen Mittheilungen Glauben ſchenken.

So weit über den Mann, der bei ſeinem Ende müde war, „über Sklaven zu herrſchen.“ Ihm folgte Einer, der bei ſeinem Ende müde war, ein Sklave der Pfaffen und Maitreſſen zu ſein. Doch es wird hier keine Skizze über die preußiſche Dynaſtiegeſchichte beabſichtigt. Wer dieſelbe aber ſtudiren will, der halte vor Allem die mehrerwähnte „Verſtellung“ im Auge.

Noch lehrreicher, als die Winke über die damaligen preußiſchen Regenten, iſt die Darſtellung des Treibens an deren Hofe. Schurkenſtreiche verkaufter Miniſter, Diplomatenränke, Maitreſſenintriguen, Weibergeklatſch,

Spionerie und Verrätherei an allen Enden und Ecken, Brutalitäten, Heucheleien, kurzum alle mögliche Nichtswürdigkeiten in ſtetem Gewimmel durcheinander lieferten die Ingredienzien, aus denen dort die Geſchichte des Landes gebraut wurde. Aber, kann man fragen, ſollten ſich die Zeiten ſo geändert haben, daß über dergleichen jetzt nichts mehr zu berichten wäre? Glaube das, wer mag. Wer ſich über die Geſchichte derſelben unterrichtet, wird finden, daß es im Allgemeinen wenig beſſer geworden iſt. Nur beſitzt man jetzt mehr Geſchick in Vermeidung des Eklats und in Verdeckung des geheimen Getriebes — Alles für das Wohl der Völker, welche voll Andacht und Inbrunſt vor den Sitzen dieſer Tugenden und Herrlichkeiten im Staube liegen.

Unſere malitiöſe Markgräfin begnügt ſich übrigens nicht damit, den Schleier von den Hofgeheimniſſen ihrer eigenen Familie wegzuziehen, ſie liefert uns auch Material zur Beurtheilung anderer Hohen und „Großen.“ So erzählt ſie ein Paar intereſſante Geſchichten von Peter dem „Großen.“ Derſelbe beſuchte mit Gemahlin und Gefolge den preußiſchen Hof. „Die Czarin begann (beim Empfang) damit, der Königin die Hand zu küſſen, was ſie mehrere Male that. Sie ſtellte ihr dann den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, welche ſie begleitet hatten, und 400 ſogenannte Damen, die in ihrem Gefolge waren. Größtentheils waren dies teutſche, weibliche Dienſtboten, welche die Geſchäfte von Damen, Kammerfrauen, Köchinnen und Wäſcherinnen verrichteten. Faſt jedes dieſer Geſchöpfe hatte ein reich gekleidetes Kind auf dem Arm und wenn man ſie fragte, ob es die ihren wären, ſo antworteten ſie, indem ſie Salamalekas auf ruſſiſche Art machten: „Der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieſes Kind zu machen Die Königin wollte dieſe Geſchöpfe gar nicht grüßen Dafür rächte ſich die Czarin dadurch, daß ſie die Prinzeſſinnen von Geblüt mit großem Hochmuth behandelte“ u. ſ. w.

Bei dieſem Berliner Beſuch beſah der „große“ Peter u. A. ein Kabinet mit alten Statuen. „Unter dieſen befand ſich, wie man mir ſagte, eine, welche eine heidniſche Gottheit in einer ſehr unanſtändigen Stellung zeigte. Der Czar bewunderte ſie ſehr und befahl der Czarin, ſie zu küſſen. Sie wollte ſich dagegen wehren, er ward aber böſe und ſagte in gebrochenem Teutſch zu ihr: „Kop ab!,“ welches ſo viel heißen ſollte, als, ich laſſe dich enthaupten, wenn du nicht gehorchſt. Die Czarin hatte ſo große Furcht, daß ſie Alles that, was er verlangte.“

Solche Züge, die in modifizirter Geſtalt auch heute noch anzutreffen ſind, muß man ſich vergegenwärtigen, um ſeine Verehrung vor Denen zu nähren, die ohne Konkurrenz berufen ſind, mit Kerker und Polizei die Völker zur Sittlichkeit und Menſchlichkeit zu erziehen. Doch es kommt noch beſſer. Die Markgräfin berichtet über einen Beſuch, den ihr Vater und Bruder in Dresden beim König Auguſt von Polen (auch beinahe einem „Großen“) machte. „Mein Bruder hatte ſich dort leidenſchaftlich in die Gräfin Orfelska verliebt, die zugleich die natürliche Tochter und Mai-

treſſe des Königs von Polen war. Dieſes Mädchen verdankte ihr Glück dem Grafen Rudofski, ihrem *Bruder*, *deſſen Maitreſſe* ſie war, und der ſie mit dem König von Polen, ſeinem Vater, bekannt machte, der, wie ſchon geſagt, ſo viele Kinder hatte, daß er nicht für alle ſorgen konnte (nämlich 354). Doch wurde er durch die *Reize* der Orſelska ſo ergriffen, daß er ſie ſogleich als *Tochter anerkannte*. Er liebte ſie leidenſchaftlich. Die Bemühungen meines Bruders um dieſe Dame ſtößten ihm eine furchtbare Eiferſucht ein. Um dieſes Verhältniß zu zerſtören, ließ er ihm die ſchöne Formera unter der Bedingung anbieten, daß er die Orſelska verlaſſe. Mein Bruder ließ ihm verſprechen, was er wünſchte, um in den Beſitz dieſer Schönheit zu gelangen, welche ſeine erſte Maitreſſe wurde."

Solche Geſchichten ſind in der That Geld werth. Doch es kommt noch beſſer. Eine Markgräfin, welche eiferſüchtig auf ihre liebenswürdige und tugendhafte Tochter war, „beſchloß, dieſe arme Prinzeſſin in's Unglück zu ſtürzen. Der Markgraf, ihr Gemahl, neigte ſich ſehr zu einer Vermählung ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Kulmbach. Die Markgräfin warf, um dem entgegen zu arbeiten, die Augen auf einen gewiſſen Wöſer, Kammerjunker ihres Gemahls. Dieſem ließ ſie 4000 Stück Dukaten verſprechen, wenn er ſich bei der Prinzeſſin ſo einſchmeicheln könnte, daß ſie ein Kind von ihm bekomme. Lange machte er nun der Prinzeſſin den Hof, aber ohne andern Lohn, als Verachtung und Mißfallen. Als die Markgräfin ſah, daß ſie auf dieſe Art nicht zum Ziel gelange, ließ ſie Wöſer ſich in einer Nacht im Schlafzimmer der Prinzeſſin verſtecken. Die Dienerſchaft derſelben war beſtochen. Man ſchloß ſie mit ihm ein. Trotz ihres Schreiens und ihrer Thränen gelang es ihm endlich, ſie ganz zu beſitzen," indem er ihr vorlog, daß er zum Markgrafen werde erhoben werden u. ſ. w. Kurz die Prinzeſſin wurde ſchwanger und kam mit Zwillingen nieder. Als ſie entbunden war, nahm ihre Mutter die Kinder weg und lief mit ihnen bei aller Welt umher, um zu zeigen, welch eine ungerathene Tochter ſie habe. Bei dieſer Gelegenheit hatte ſie „mit den beiden Kindern ſo geſcherzt, daß ſie beide ſtarben." Hat Alles nichts zu ſagen. Genug, man hatte ſeinen Zweck erreicht, die arme Prinzeſſin war um ihr Glück und überdieß wurde der Kammerjunker noch fürſtlich um die ſo ſauer verdienten 4000 Dukaten betrogen.

Das ſind Hofgeſchichten und, man ſage was man wolle, die Hofgeſchichten ſind bis jetzt mittelbar oder unmittelbar zum größten Theil — die *Volks*geſchichten geweſen. Wird ſich das bald umkehren? Um dahin zu wirken, würden Memoiren im Genre der beſprochenen, aber über die Höfe der *Gegenwart*, ein kräftiges Mittel abgeben. Bis jetzt ſind ſolche Memoiren *immer zu ſpät gekommen*. Ihr, die ihr Perſonalkenntniß in dieſen Regionen beſitzt, was deucht euch von dem Projekt, über alle Perſonen von politiſchem Einfluß „öffentliche Konduitenliſten" zu ſchreiben?

K. H.

Ueber den unnatürlichen, verdienſtloſen Zuſtand in der Schweiz und die Mittel, denſelben zu verbeſſern. In zwei Abſchnitten, von Joh. Märier. Zürich u. Winterthur, Litr. Compt. 1843*).

Der Verfaſſer fordert auf, kräftige Mittel zu ergreifen, wenn man der Gewaltſamkeit des Kommunismus entgehen wolle. „Laßt uns, da es noch Zeit iſt, Hand ans Werk legen, den Zuſtand der ärmern Klaſſe zu verbeſſern und dadurch eine Kataſtrophe verhindern, die den Umſturz aller ſozialen Ordnung, ja ſelbſt den Ruin des Vaterlandes zur Folge haben müßte."

Den Nothſtand der arbeitenden Klaſſen in der Schweiz, welche einestheils nur mit ſaurer Mühe das nackte Leben friſten, anderntheils nicht einmal die dazu nöthige Arbeit finden, leitet der Verfaſſer zunächſt aus der kommerziellen Einſchnürung der Schweiz durch ihre ſämmtlichen Nachbarn her, als Haupturſache aber bezeichnet er „die Ausartung der bürgerlichen Geſellſchaft, die Verhöhnung der natürlichen Menſchenrechte." Das erſte dieſer Menſchenrechte, die Exiſtenz, bleibe bei den heutigen Zuſtänden, namentlich denen der Fabrikation, (welche nur Einzelne bereichere, während die Maſſe des Volks nach und nach in Armuth verſinke,) unbefriedigt.

Als Mittel der Abhülfe wird vorgeſchlagen: unter Zurückführung der Fabrikation auf ein dem innern und äußern Verbrauche entſprechendes Maß, die arbeits- und verdienſtloſen Menſchen dem Landbau auf zweckmäßige Weiſe zu übergeben. Die Anſicht des Verfaſſers iſt in kurzem dieſe: Manche Strecke Boden in der Schweiz könnte noch urbar gemacht werden, und das angebaute Land bei beſſerer Benutzung weit mehr abwerfen. Die Urſache davon iſt das beſtehende Mißverhältniß im Grundbeſitze: einige beſitzen zu viel Land, andere zu wenig, die große Mehrzahl gar keins. Eine Folge dieſes Zuſtandes iſt außer der unzureichenden Ausbeute auch der Wucher der großen Grundbeſitzer, welche durch Aufſpeicherung die Preiſe der Lebensmittel hinauftreiben. Das Mißverhältniß des Grundbeſitzes, gegen welches ſchon die Iſraeliten, Griechen, Römer, Germanen geſetzliche Anordnungen trafen, kann und muß aufhören, (und zwar nicht bloß in der Schweiz, ſondern auch in allen übrigen Ländern.) Der Boden muß als Nationalgut betrachtet werden. „Das Eigenthumsrecht

*) Der Verfaſſer dieſer Schrift iſt, wie ich vernehme, ein ſchweizeriſcher Fabrikarbeiter. Ohne von der Exiſtenz derſelben irgend etwas zu wiſſen, habe ich in dem Aufſatz „Gegen die Kommuniſten" ein ähnliches Projekt angedeutet, wie das Märier'ſche. Ich erwähne das nicht bloß, um den Verdacht eines Plagiats abzuwenden, ſondern weil ich in dieſem überraſchenden Zuſammentreffen einen Grund mehr finde, jenes Projekt in Betracht zu ziehen. Wenn übrigens Herr Märier von der Noth in der Schweiz ſpricht, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihn nicht Vergleichung mit teutſchen Zuſtänden dazu gebracht hat. H. L.

kann ſich billigerweiſe nur auf die Erzeugniſſe des Bodens, nie aber auf den Boden ſelbſt erſtrecken, und deßhalb ſollte auch kein Bürger mehr Land beſitzen, als er zu bebauen im Stande iſt.“ Da der Staat ſchon jetzt die Abtretung von Grundeigenthum des öffentlichen Nutzens wegen fordern darf, ſo ſoll er auch die Ungleichheit des Grundbeſitzes ausgleichen. Wer zuviel hat, ſoll das Uebermaß dem abtreten, der zu wenig oder nichts hat, und zwar, in Betracht der einmal beſtehenden Eigenthumsrechte gegen Entſchädigung. Die Entſchädigungsſumme ſoll in einer gewiſſen Reihe von Jahren mittelſt jährlicher Abſchlagszahlungen abgetragen werden, jedoch ohne Zins, weil der abgetretene Boden doch nur todtes Kapital war. (Der letztere Grund reicht zwar nur ſoweit aus, als der Boden ſchlecht oder gar nicht benutzt wurde, allein der Grundgedanke des Verfaſſers verliert darum ſeine Anwendbarkeit nicht, weil die ganze Entſchädigung vom Staate auf einmal geleiſtet und in einem längeren Zeitraume von dem neuen Eigenthümer erſetzt werden könnte.) Die jährlichen Abſchlagszahlungen dürften billigerweiſe durch Progreſſivbeſteuerung der im Ueberfluſſe lebenden Bürger gedeckt werden. Das abgetretene Land bleibt unveräußerliches Staatsgut und wird unbemittelten Familien gegen einen mäßigen Zins, der für das Wohl anderer bedürftiger Bürger verwandt wird, überlaſſen. Die nöthigen Häuſer und Geräthſchaften liefert theils der Staat, theils die Gemeinde gegen mäßigen Zins oder jährliche Abtragung.

Der Verfaſſer zeigt die Ausführbarkeit ſeines oder eines ähnlichen Planes, Beiſpielsweiſe an dem Kanton Zürich.

Wie die Menſchen jetzt noch größtentheils ſind, möchte die Verwirklichung einer ſo ſchönen und gerechten Einrichtung ſchwerlich gelingen. Denn man bedenke doch: der Plan iſt zwar nicht kommuniſtiſch, da er das Eigenthum nicht aufhebt, aber er riecht nach Kommunismus. Darauf hin wird die Mehrzahl der großen Grundeigenthümer ihn ſchon verdammen. Ein anſehnlicher Theil wird ſchöne Worte machen, die Sache ſei ſehr edel und löblich; aber weiter wird bei dieſen Leuten die Menſchenliebe nicht gehen, ſchon deßhalb, weil ſie warten, bis andere erſt das Beiſpiel geben. Endlich ein ganz winziges Häuflein iſt bereit, auf dem Altar des Menſchenrechts zu opfern; aber Schade, daß ſein Grundbeſitz ſo klein iſt; was ſie bringen, das reicht gerade aus, ein Paar Ziegen zu ernähren. Ab und an findet ſich auch ein großer Grundeigenthümer mit den trefflichſten Geſinnungen; aber — eine Schwalbe macht keinen Sommer. — Der großen Mehrzahl der Reichen aber wird, das iſt gar keine Frage mehr, die Geſchichte das Ende vom Liede vorſingen. Sie werden auf doppelte Weiſe klug werden, in einigen Ländern durch Sozialrevolution (da kommt die Klugheit zu ſpät,) in anderen durch Sozialreform, wenn die Klugheit noch zur rechten Zeit kommt. Eben ſo gut, wie Befreiung des Grund und Bodens, werden einige geſcheute Staaten auch die Ausgleichheit des Grundeigenthums durchzuſetzen wiſſen. K. Nauwerk.

Anton Vilnay's Adalay, ein Gemälde aus Kaukaſiens Gegenwart. (Mannheim bei Baſſermann.)

Herr Vilnay iſt wegen ſeiner Schickſale und wegen der Verſuche, dem Publikum aus ſeinen reichen Anſchauungen und Erlebniſſen poetiſch abgerundete Bilder vorzulegen, eine ſehr beachtenswerthe Erſcheinung, ausgezeichnet vor allen den proſaiſchen Geſtalten, die nie den Fuß über die Schwelle des Büchermarktes hinausſetzen und nur von einem Buch in's andere ſchreiben. Vilnay's nähere Verhältniſſe ſind uns nicht bekannt; die Aphorismen, die an unſer Ohr ſchlugen, reichen aber vollkommen aus, und die ganze Haltung der vorliegenden Schrift beweiſet ſeine Herkunft aus einem neuen, friſchen Element. Der tiefſte Ruſſenhaß und die genauſte Kenntniß dieſer aufſtrebenden und ſchon verderbten Nation ziehn durch dies Tſcherkeſſengemälde hindurch. Als die Zeitungen die letzten Niederlagen der Eroberer in den kaukaſiſchen Gebirgen und Woronzows ſchlecht verhehlten Rückzug berichteten, als neue Polenzuzügler ſich in Marſeille einſchifften, um, wie ein Ertrinkender den Grashalm ergreift, hier Rettung und Rache ihres untergegangenen Vaterlandes zu ſuchen, nahm ich Adalay von neuem zur Hand. Der edle Pole Neyvil, das heroiſche Mädchen Adalay, die verſtändigen und unerſchütterlichen Anführer der Tſcherkeſſen, die Pläne gegen die Ruſſen — das Alles regt das Intereſſe lebhaft auf. Dann kommt noch eine ganz eigne Intrigue hinzu. Ein Ruſſe, Sellow, ſchleicht ſich in Neyvil's und der Tſcherkeſſen Vertrauen und kundſchaftet ihre Pläne aus; er erfährt auch Alles, als er vorher, um ſich zu legitimiren, 200 Ruſſen mit Mann und Maus der Vernichtung preißgegeben, und verräth dann den ganzen Feldzugsplan der Bergvölker. Dies gibt die Kataſtrophe, in der zwar ſchließlich die Ruſſen doch das Feld verlieren, aber eine Unzahl Tſcherkeſſen geopfert werden. Adalay's Gefangennahme, ihre Befreiung durch Neyvil, Neyvil's Abreiſe mit gebrochener Seele über die nur halb gelungene und durch Verrath um ihren vollen Triumph betrogene Unternehmung, Adalay's kalte Sympathie, die Tragödie des Untergangs ſo vieler edlen Männer — das bildet den Schluß des Gemäldes.

Der Verfaſſer hat mit edlem Sinn den Stoff benutzt, und vornehmlich gegen den Schluß das Intereſſe aufs lebhafteſte geſpannt. Er hat einen gewaltigen Vorzug, die Schule der Welterfahrenheit, vor den teutſchen Schriftſtellern in dieſer Gattung voraus; es wäre nur zu wünſchen, daß er die engliſch-franzöſiſche Manier der einfachen, ſpannenden Erzählungsform der verwickelten Anlage und der ſchließlichen Löſungen mehr angewendet, mehr Fabel, als Gemälde gegeben, und ſich nicht perſönlich in die Darſtellung hätte hereinreißen laſſen.

Selbſt durch einen minder günſtigen Erfolg ſeiner erſten Verſuche ſollte er ſich aber nicht abſchrecken laſſen. Es iſt leichter ſich zu beſchränken, als ſich zu bereichern. Ein ſo reicher Stoff, wie der vorliegende iſt, mehr

aus der Form der Schilderung herausgerissen und in das Gewand einfacher Vorgänge, die aber alle zu Einer Entwickelung hin drängten, eingekleidet würde einer ungemeinen Wirkung fähig sein. Jetzt kommen, namentlich wenn der Faden der Geschichte abgerissen wird, ermüdende Passus vor. Auch die Poesieen, die eingeflochten sind, lassen meist kalt. Das Fieber der Entwickelung, die Fabel und ihre Reize, müssen im Roman vorzugsweise gepflegt werden.

Auch die Sprache ist nicht ganz rein. „Weinet ob der klein gewordenen Menschheit!“ Das Pretiöse solcher Formen und die Verstellung der Verben, wie im Judendeutsch, z. B., „möcht' er sie reißen aus euren Armen,“ hört man nicht einmal in der Lyrik gern. Dennoch hat auch diese frische körnige Sprache ihre Verdienste und die doppelte Intention des Dichters, große Dinge in einer edlen Form vor die Augen der Welt hin zu stellen, verdient in unserer prosaischen Zeit die entschiedenste Theilnahme aller derer, die um eine Erfüllung der Welt mit größeren Interessen, mit dem Aufschwung des Geistes und mit dem Muth der Thaten, bemüht sind. Die Tscherkessen werden geschildert und fühlen sich selbst als den letzten Rest der kühnen, vollen Freiheit. „Groß ist die Erde, sagt Kara Byares, der Häuptling; zum Paradies der Freiheit geschaffen ist sie; doch klein nur ist die Scholle, worauf euere Hütten stehen, klein der Raum, den kämpfend euer Arm versicht — daher weinet auch die verdrängte Freiheit auf ihrem letzten Hort, dort oben am schneeigen Kulm des Elborosch — sie weinet ob der kleingewordenen Menschheit und blicket herab, durch die Thräne, auf euch. Und ihr? — Kampfgerüstet umschaaret ihr der Freiheit Krystallsitz und wollet sie schützen und retten vor dem millionenköpfigen Dränger. — Ihr steht allein unter diesem blauen Himmel; die einzigen, auf die noch hoffend herabblickt die bedrängte Freiheit, die würdig und auserwählt sind von allen Nationen der Erde für sie zu kämpfen.“

Das ist es allerdings. Nicht nur der Heldenmuth und der unbeugsame Geist der Bergvölker interessirt uns. Es ist auch wirklich jeder Sieg der Tscherkessen ein Sieg über das barbarische russische Prinzip. Rußland ist der Alp, der auf der zivilisirten Welt drückt. Der Koloß rückt seine Gränzen immer weiter hinaus. Teutschland hat ihm nicht gewehrt, durch die Vernichtung Polens sein Nachbar zu werden. Preußen taumelt bereits von seinen bösen Einflüssen ergriffen; Oestreich liegt, wie der Vogel vor dem Rachen der Klapperschlange, regungslos zu seiner Disposition, wehrlos bei seinen Uebergriffen. Was die Tscherkessen thun, was die Polen vergeblich versuchten, das hätten die Teutschen längst unternehmen sollen: und es war sehr leicht, es zu vollenden. Wir konnten Polen retten und dem Despotismus den Fuß auf den Nacken setzen. Wir schliefen. Wir sahen es nicht, als die kurzsichtige preußische Politik Polen ans Messer lieferte. Jetzt, wo die Gefahr drohend heran rückt, wo das System des puren Despotismus immer offener vorschreitet, wo die russischen Vorposten schon unsere

Gränzen nicht mehr reſpektiren, jetzt iſt es ſehr zeitgemäß, durch die Thaten der edlen Bergvölker, die auch an der roheſten Natur immer noch ein unſchätzbares Gut gegen die ruſſiſche Unnatur, dieſe bodenloſe Entſittlichung zu vertheidigen haben, unſern Muth aufzurichten, unſern Haß zu ſchüren, unſere Entſchlüſſe zu reifen.

Wir wünſchen daher Herrn Vilnay's Roman eine weitverbreitete Lektüre; dem Autor aber den Muth und die Ausdauer, alle Hinderniſſe zu überwinden, die der Einführung ſeiner kühnen Richtung in das große Publikum entgegentreten; was er dagegen in ſeiner Gewalt hat, durch die einfachere Klaſſizität der Sprache und durch die verwickeltere Kompoſition des Romans zu verführen und hinzureißen, — dieſe Hebel wird er gewiß, wenn er wieder auftritt in ſeinem und im allgemeinen Intereſſe in Wirkſamkeit ſetzen. Die Palme winkt und iſt des Kampfes werth.

A. R.

Die Seherin. Ein dramatiſches Gedicht von Emil Mecklenburg. Leipzig, bei G. Brauns. 1845.

Ein merkwürdiges Erzeugniß der teutſchen geiſtigen Gährung, ein Zeitbild, welches mit unerhörter Kühnheit die Schleier der Dame Teutſchland lüftet. Die Seherin bedeutet Teutſchland ſelbſt; in ihrem ſomnambulen Zuſtande ſtreiten ſich Gott und Satan um ſie; der Philoſophie, die in dem Jüngling Frei um ihre Liebe warb, wird ſie abwendig gemacht durch den König. Der König iſt leicht zu errathen. Die Philoſophie wird verfolgt und in Ketten geworfen. Die Jugend verſammelt und beräth ſich um ihre Befreiung, die Politiker wollen handeln, der Dichter perorirt, der Geiſt Shakeſpeares redet durch den Mund William Bulls, der Geiſt verrauſcht, alle Tugend geht unter, die Männer wenden dem Vaterlande den Rücken, der Teufel holt die Somnambule. Mög' er ſie holen; mög' es endlich Tag werden in dem alten Dämmerlande!

Das Gedicht umfaßt 23 Bogen im Druck und drei Parthieen; es iſt der Reflexion und dem philoſophiſchen Element der meiſte Boden eingeräumt, die Charaktere ſind ſcharf unterſchieden, aber die Fabel ganz vernachläſſigt. Vielleicht rechtfertigt ſich dieſer Mangel des Dramatiſchen und der Verwickelung mit der Abſicht, Teutſchland recht naturgetreu zu ſchildern, vielleicht ſind eben aus demſelben Motiv die langen, oft allzulangen phyſiologiſchen und philoſophiſchen, poetiſchen und rhetoriſchen Ausführungen entſprungen und zu entſchuldigen. Dennoch iſt es eine ſtarke Zumuthung, ein Drama von ſo vielen Bogen ohne die gewöhnliche Spannung des Intereſſes

an der Handlung, lediglich mit dem revolutionären, dem idealen und dem reellen Zeitintereſſe zu überwältigen. Das letztere Intereſſe, das auflöſende, revolutionäre und das rekonſtituirende philoſophiſche, wird dagegen in überraſchend reichen Doſen befriedigt. In einer Art Ballade ſpricht ſich das Motto aus, welches über das Bild der Gegenwart hinausdeutet:

Es war einmal ein König
Und war einmal ein Abt,
Die haben ſich nicht wenig
Einander lieb gehabt.

Viel Ritter beim Male ſaßen,
Wie Purpur das Geſicht.
Der Abt und König aßen
Ihr eigenes Gericht.

Und aßens alle Tage;
Der Braten ſchmeckte gut,
Und tranken beim Gelage
Den Wein ſo roth wie Blut.

Trara, trara, es lebe,
Der König dreimal hoch!
„Abt, ſiehſt du, wie ich bebe?
Sieh nach der Eule dort!“

Und viele Geiſter kamen
Wie eine Waſſerfluth,
Und nannten ihre Namen
Und forderten ihr Blut.

Geſchlachtet waren alle
Zu ihres Königs Luſt.
„O weh', o weh', ich falle;
O hätt' ich das gewußt!“

„Hinweg, verfluchte Geiſter!
Ich leide Todesnoth!“
Der König und ſein Meiſter —
Sie waren beide todt.

Die philoſophiſchen Parthieen, die ſatiriſchen, die leidenſchaftlichen und himmelsſtürmeriſchen, die vornehmlich William Bull mit gewaltiger Energie vorträgt, überlaſſen wir dem Leſer ſelbſt aufzuſuchen; heben dagegen noch ein Paar poetiſch ausgezeichnete und anziehende Paſſus hervor. Der Dichter unterſcheidet den lyriſchen Vers durch Einfachheit und Abſchluß

mit dem Reim, den dramatiſchen durch Hinüberziehen des Begriffs in den folgenden Vers. Dies Verfahren dehnt er vielleicht zu weit aus. Das Gedicht iſt durchweg gereimt.

Der Philoſoph Frei ſpricht:

Der Sauerſtoff der Freiheit kann allein
Der teutſchen Erde Bindekräfte geben.
— — — — — — — — —
Laßt denn in euern Seelen froh erblühen
Den Glauben, der mich aufrecht hält
In aller Noth, daß Teutſchland bald erglühen
Die Sonne wird der höchſten, geiſt'gen Welt. —
Die Freiheit, und, vor allen Paradieſen
Der Erde, Teutſchland ſei voran geprieſen.

Als man verſammelt iſt, um die Befreiung des gefangenen Frei zu berathen und ſtatt alles Reſultates nur Feigheit und Zwieſpalt zu Tage kommt, ſagt der lyriſche Dichter

Schmerz.

Ihr regt durch eurer Meinung Widerſpruch
Thörichten Zwiſt und leeres Wortgefecht
Unrühmlich an, und werdet einen Bruch
Bewirken, vergeſſend alles Recht,
Das Unheil nährt und euch Verderben bringt:
Wie bei dem Brande, der ein Haus vernichtet,
Wenn ſchon die Gluth um ſeinen Gipfel ſchlägt
Die Feuerarme, freventlich verzichtet
Auf Hülf' und Rettung eine Löſchercharr,
Die Trägheit oder Eigennutz entzweit.
Erwägt, die euch bedrohet, die Gefahr,
Der Freundſchaft Schatz mit eurer Einigkeit,
Wie mit dem Haus, die Habe zu verlieren.

Und darauf:

William Bull.

Wem ruf'ſt das wohlgemeinte Wort du zu,
Friedfert'ge Seele? Deine Phantaſie
Hebt dich ſo gerne in das Reich der Ruh
Gemüthlich dichteriſcher Melodie.
Mal' deine Träume nur auf das Papier,
Schreib ſie, wie Archimedes, in den Sand,
Reit' durch die Lüfte auf dem Muſenthier,
Entdecke dir ein neues Dichterland:
Du wirſt vielleicht den teutſchen Ruhm vermehren
In angeſtammten hohen Regionen,
Wirſt neue Götter uns und Geiſter lehren,
Die weder Zion, noch Olymp bewohnen,
Du wirſt vielleicht des Heldenthumes Kranz

Aus Eichenlaub auf teutſcher Stirne preiſen,
Du wirſt auf alter Thaten alten Glanz
In trauernder Erinnerung verweiſen; —
Und haben deine ſeelenvollſten Lieder
Geliebt, geehrt dein neues Griechenland,
So wird der Zwietracht dreißigköpf'ger Hyder
Das Nachbild, wie das Urbild einſt, zum Pfand.
Was hier geſchieht in einem kleinen Kreiſe,
Das wogt durch Teutſchland weit in großen Ringen,
Und was du ſprachſt — er müßt' in Einer Reiſe
Durch mehr als dreißig teutſche Gauen dringen.

Wir haben den Dichter reden laſſen, um auf ſeine eigenthümliche Art, auf ſeinen Vers und zugleich auf die verſchlungene und dadurch abſichtlich etwas verdunckelte Diktion aufmerkſam zu machen. Nimmt man ſich die Mühe, gehaltreiche Stellen wiederholt zu leſen, und die vielen entſtellenden Druckfehler zu verbeſſern, ſo entdeckt man eine Menge poetiſcher Schönheiten, die eine flüchtige Lektüre, eben wegen der verſchlungenen Verſe, leicht überſehen läßt. Freilich verhehlen wir dabei nicht, daß eben ſo manche Einzelheiten durch Vernachläſſigung der Sprache, durch Bedeutungsloſigkeit und Kraßheit den Wunſch hervorrufen, der augenſcheinlich noch in gährender Entwickelung befindliche Verfaſſer mögte ſein Werk etwas länger im Pult behalten haben. Das Ganze verdient ſogar den Tadel, manche langweilige Stellen zu enthalten, z. B. die Szene in dem öffentlichen Hauſe, die viel zu ſehr nach der gewöhnlichen Natur gezeichnet iſt, und die Längen in dem Streit zwiſchen Gott und Satan. Selbſt der Satan redet zu viel und ermüdet, da er doch ſonſt, wenn auch keine ſchöne, wenigſtens eine intereſſante Figur zu ſein pflegt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Intention und der Gegenſtand den Grundfehler, den dramatiſchen Mangel, aller Abhülfe entziehn. Auch Verkürzungen und präziſere Wendungen würden wenig helfen. Es iſt alſo nur abzuwarten, ob dies Zeitbild, ſo wie es iſt, und eben darum, weil es die inneren, ſonſt ſo ſorgfältig geheim gehaltenen Gährungen und Konflikte kühn n's grelle Tageslicht ſetzt, die Gunſt des Publikums erlangen wird

Die Aehnlichkeit mit der dramatiſchen Dichtung Orla iſt frappant; nur daß Orla dramatiſcher und voll ſogenannter ſozialer Elemente iſt, die hier fehlen. Der Verfaſſer iſt troß ſeiner philoſophiſchen Anſchauungsweiſe ein konſtitutioneller und nationeller Freidenker. Sonſt könnte auch der unerwartete Ausgang an Orla erinnern. Beide zuſammen deuten auf den Anfang einer größeren, reicheren, politiſchen und geiſtigen Welt in Teutſchland, und ſind daher, troß der Ungnade der Polizei, (beide ſind verboten) höchſt beachtenswerthe Literaturerzeugniſſe. Wann wird man es endlich verſtehen lernen, daß die Unterdrückung der Symptome nicht die Kur der Krankheit iſt? Die Kur der teutſchen Krankheit, der geiſtigen und politiſchen

Sklaverei, iſt die Freiheit. Und einige Jahre mehr oder minder — gleichviel; je ſpäter, je gründlicher wird dieſe Kur vorgenommen werden.

Nichts beweiſt deutlicher, als die jetzige Literatur der 20 Bogen-Bücher, wie ſehr der teutſche Geiſt den alten Kinderſchuhen entwachſen iſt.

A. R.

Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Leipzig bei Jurany, 1846. Zwei Bände.

Erſt beim Abſchluß der „Oppoſition“ kommt uns dies gedankenreiche Buch Ruge's zu. Wir müſſen uns daher auf eine kurze und flüchtige Anzeige deſſelben beſchränken, wie günſtig die Gelegenheit hier auch wäre, ein wahres Verdienſt um die Zeitbeſtrebungen in einer längeren Beſprechung anzuerkennen.

Der erſte Band des Werkes enthält eine Ueberſicht der Haupterlebniſſe und Beobachtungen des Verfaſſers ſeit ſeiner Ueberſiedelung nach Paris bis zur Entfernung von da. Wir geſtehen, daß wir in dieſer Ueberſicht, wie viel Intereſſe ſie auch im Einzelnen erregt, mehr Pikantes erwartet hatten, beſcheiden uns aber in dieſer Beziehung, wenn wir bedenken, wie unendlich viel bereits von Teutſchen aus und über Paris und Frankreich geſchrieben worden, ſo daß ein Schriftſteller von Geiſt dort mitunter mehr über das in Verlegenheit kommen mag, was er weglaſſen, als über das, was er geben ſoll. Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt es nicht zu mißbilligen, daß Ruge ſich hauptſächlich an Themata gehalten, welche die neueſte Zeit an die Reihe gebracht hat, nämlich an die neuen Geſellſchaftstheorieen und ſeine Beziehungen zu denſelben.

Bekanntlich hatte Ruge ſchon in den „teutſchen Jahrbüchern“ das Problem einer „Abſorbirung des Pöbels“ aufgeſtellt. Zur Löſung dieſes Problems auf teutſchem Boden etwas Weiteres beizutragen, hinderte ihn die unwiderlegliche Beweisführung der Polizei durch Unterdrückung ſeiner Zeitſchrift. Man hatte die Jahrbücher noch geduldet, ſo lange ſie ſich in Auffaſſung und Ausdruck auf der „philoſophiſchen“ oder „wiſſenſchaftlichen“ Höhe hielten, zu welcher der Blick des größern Publikums ſich nicht hinaufbemüht und hinaufbemühen kann; ſobald ſie aber begannen, praktiſch zu werden, und aus der philoſophiſchen Pfote die demokratiſchen Krallen hervorblickten, war ihr Schickſal entſchieden. Ohne den ſächſiſchen Gewaltſtreich würden die Fragen, deren Beſprechung jetzt ſo viel Bewegung hervorruft, zum großen Theil ſchon damals in den „Jahrbüchern“ verhandelt worden ſein. Nach Unterdrückung der letzteren gedachte Ruge ſeine Wirkſamkeit in Paris fortzuſetzen, wo ſich zu ſeinen übrigen Geſichtspunkten der einer gei-

ſtigen Vermittelung zwiſchen den Franzoſen und Teutſchen hinzugeſellte. Ein ſolches Unternehmen war eben ſo ſchön und großartig, als es nach teutſch-nationalen Begriffen ſündhaft und unerhört war. Es ſcheiterte mehr aus äußern, als aus innern Gründen. Die ſuperiore Abneigung der Franzoſen gegen die in politiſchen Dingen ſo gering geſchätzten Teutſchen hätte ſich mit der Zeit ſchon überwinden laſſen, eben ſo die nationalen Vorurtheile der teutſchen Bornirtheit gegen die Franzoſen; aber die Teutſchen ſelbſt kehrten ihre Abneigung gegen einander und dieſes Hinderniß würde die Zukunft des Unternehmens auch dann in Frage geſtellt haben, wenn es nicht an pekuniären Mitteln zur Fortſetzung deſſelben gefehlt hätte. Die auf teutſchem Boden gebliebenen Schriftſteller ſcheinen weniger aus Prinzip, als aus einer gewiſſen unklaren, nationalen Scheu demſelben nicht die verdiente Aufmerkſamkeit zugewandt zu haben; auch hat vielleicht das bloß ſcheinbare Hinderniß der räumlichen Entfernung ſie abgehalten. Dazu kam nun aber die Differenz, welche ſich zwiſchen den Theilnehmern in Paris ſelbſt herausſtellte. Ruge hat, wie ſchon die Jahrbücher gezeigt, weder früher, noch, wie ſein neues Werk beweiſt, ſpäter die „ſozialen“ Fragen ignorirt; aber als Mann von klarem Blick, gereiftem Urtheil und männlicher Gehaltenheit hat er ſich auch durch die Berührung mit den Franzoſen nicht zu Einſeitigkeiten, Unbeſonnenheiten und Extremen hinreißen laſſen, hat er den „ſozialen“ Standpunkt nicht vom politiſchen getrennt wiſſen wollen und vor allen Dingen die politiſche Grundlage feſtgehalten. Dies bildet den Hauptdifferenzpunkt zwiſchen ihm und den unpraktiſchen „Sozialiſten“, welche ſich Hals über Kopf in die neuen Doktrinen der Franzoſen ſtürzten, in dieſelben die Ideen der neuen teutſchen Philoſophie aufnahmen und in der Verarbeitung und Ausſpinnung dieſer Stoffe ſich mitunter ſo weit vom Boden der Wirklichkeit verirrt haben, daß zwiſchen ihrer Extravaganz und der praktiſchen Beſonnenheit Anderer wenigſtens augenblicklich keine Anknüpfung mehr möglich erſcheint. In ihrem vorſchnellen Uebermuth wünſchten ſie Ruge, dem ſie früher als andächtige Jünger nachgeſtrebt hatten, plötzlich als einen Zurückgebliebenen betrachten zu können, und hinter *ihnen* „zurückbleiben“ und impotent werden, iſt natürlich identiſch. Durch ſein neues Werk hat Ruge in beider Beziehung diejenigen beſchämt, welche, während er früher „alle Menſchen für Sozialiſten gehalten, plötzlich den Sozialismus erfunden haben“ und bei dieſer „Uſurpation“, wobei es nur auf den Ruhm einer neuen Richtung abgeſehen zu ſein ſcheint, jeden Strebenden nur dulden, wenn er ſich unter *ihre* Fahne ſtellt. Namentlich heben wir den zweiten Band des Werkes hervor, der, wie er an Inhalt gewichtiger, ſo auch in der Ausarbeitung noch ſorgfältiger behandelt iſt, als der erſte. Er führt uns die Hauptfragen der neuern teutſchen Philoſophie in einer zunächſt für Franzoſen berechneten, aber auch für teutſche Leſer lehrreichen, weil klaren Ueberſicht vor Augen und erweitert ihre Beſprechung aus originalem Fond durch eine ausgezeichnete, vom Standpunkt des Humanismus aus geſchriebene

Abhandlung über den Patriotismus, ein in dieſer Weiſe noch nicht bearbeitetes Kapitel. Das iſt gerade das Hauptverdienſt Ruge's, daß er, aus der abgeſchloſſenen Wiſſenſchaft in das Leben hervortretend, mit ſtrenger Konſequenz jede Befangenheit des Kopfes und Herzens zerſtört, in allen Regionen dem freien Verſtandesblick durch Romantik und Myſtizismus hindurch Bahn bricht und platterdings keine Berechtigung, ſelbſt die des heiligen „Patriotismus“ nicht, beſtehen läßt, wo ſie ſich nicht auf die höchſten und letzten Prinzipien zurückführt, welche ſich als ſtichhaltiges Fazit der bisherigen Entwickelung der Menſchheit herausſtellen. Sich bei ſolchem Streben betheiligen und davon Nutzen ziehen, iſt leichter, als die Bahn dazu brechen. Ruge hat ſeit dem Beginn ſeiner Jahrbücher ſtets vorauf die Hand im praktiſchen Spiel der Bewegung gehabt, ſeine Kritik hat überall mit Kraft am rechten Ende eingegriffen, er hat ſtets als ſchlagfertiger Kämpe den Vertretern der alten Zeit die Spitze geboten und wer ſich ein ſolches Verdienſt erworben, der kann ſich eben ſo leicht über die Angriffe Derer tröſten, welche über die eigentliche Bewegung unverſtändig hinausfahren, als über die Feindſchaft Derer, welche den Werth der Wiſſenſchaft und die Aufgabe „produktiver Philoſophie“ darin ſuchen, daß ſie ſich möglichſt fern vom Leben halten, oder gar darin, daß ſie die Aufklärung in gelehrte Feſſeln ſchlagen. Wer von der einen Seite bloß die Extravaganten und von der andern die Obſkuranten zu Gegnern hat, der kann immerhin mit ſeiner Stellung zufrieden ſein. Die „produktive Philoſophie“ iſt recht eigentlich diejenige, welche That und Leben produzirt. Ruge iſt einer der erſten Vermittler des teutſchen Gedankens mit der That und dem Leben. Dies iſt er in ſeiner neueſten Schrift noch weit mehr geworden, als in ſeiner frühern. Wer nach der Lektüre dieſes Buchs ſeine Anſichten nicht aufgeklärt und ſeine Geſinnungen nicht humaniſirt fühlt, dem iſt nicht zu helfen. Wenn in derſelben auch noch hier und da unpopuläre Nachklänge der „philoſophiſchen Sprache“ ſich bemerkbar machen, ſo iſt doch das Werk im Ganzen ſo klar, lebendig, überzeugend und eindringlich geſchrieben, daß es ſich bei jedem Gebildeten Eingang verſchaffen wird; in formeller Hinſicht kann es in ſeinen Haupttheilen wegen der plaſtiſchen Abrundung und treffenden Präziſion bei aller Kraft der Sprache ſogar klaſſiſch genannt werden. Es kann übrigens Anleitung dazu geben, die Doktrin wie die Kritik über ſämmtliche Hauptfragen in derjenigen Form zu verſchmelzen, welche nach dem Bedürfniß der Zeit wie nach der Natur der Sache überhaupt in unſern Tagen die meiſte Geltung und Wirkung haben muß, nämlich in der Form der Publiziſtik. Der gelehrte Olymp des abgeſchloſſenen Wiſſens muß geſtürmt werden und ſeine purzelnden Götter müſſen unter dem Gelächter des Volks erliegen. Aus ihren Schätzen muß Münze geſchlagen und aus ihren aufgeſpeicherten Vorräthen muß Brod gebacken werden. Ruge hat das Seinige zur Stürmung des Olymps gethan; die Früchte der Eroberung nutzbar zu machen iſt ſein ſer-

nerer Beruf. In dieſem Beruf hoffen wir ihn künftig auch als populären Publiziſten auftreten zu ſehen. Die Trennung, wie die Abſperrung, der menſchlichen (und wiſſenſchaftlichen) Fragen wird mit der Zeit immer mehr verſchwinden und es wird keine Wiſſenſchaft und keine Philoſophie mehr Werth haben, wenn ſie nicht ihre Methode zugänglich und ihren Inhalt zum Gemeingut werden laſſen kann oder will. Derjenige wird alſo am meiſten mann ſeiner Zeit ſein, welcher die Fragen der Menſchheit oder des Volks am richtigſten erfaßt, am leichteſten beherrſcht und am populärſten behandelt.

K. H.

Notizen.

Teutſcher Serviliſmus. In Hannover exiſtirt ein gewiſſer Herr von Malortie, Reiſemarſchall des Königs Ernſt Auguſt. Dieſer Herr von Malortie iſt in geiſtiger Beziehung ſo unbedeutend, wie irgend eine der tauſend höfiſchen Perſonagen; er ſteht aber in der Gunſt ſeines „Königlichen Herrn“ und hat ſich um die Hofwelt das Verdienſt erworben, deren Küchen und Etikettenangelegenheiten in ein Syſtem zu bringen. Dies Syſtem hat er der Welt in einem Buch mitgetheilt, welches, ſo viel wir uns erinnern, bis zu einer Stärke von mehr als zwanzig Bogen gebracht worden iſt, wahrſcheinlich um die kühnen Reformatorideen, welche darin über das Auſterneſſen, Kaffeekochen, Hemdenwaſchen und ähnliche Gegenſtände der oberthänigen Metaphyſik entwickelt werden, vor der Malize der Zenſur ſicher zu ſtellen. Kürzlich nun meldeten die Zeitungen, daß die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Göttingen den Herrn von Malortie zum Ehrendoktor der Philoſophie ernannt habe. Näheres iſt über die Angelegenheit nicht bekannt geworden. Wir können daher auch das Gerücht nicht verbürgen, das als Gegenſtand der Diſſertation, welche der Doktor von Malortie geſchrieben, die Erfindung eines neuen Zahnſtechers für Allerhöchſte Herrſchaften angibt, müſſen ſogar zugeſtehen, daß wir das fernere Gerücht, wonach der Neuernannte die Diſſertation durch das geiſtreiche Kapitel ſeines Buchs über den Verbleib des Abfalls von der Allerhöchſten Tafel zu beſonderer Zufriedenheit der Fakultät erſetzt habe, für eben ſo glaubwürdig halten. Die Anſicht, wonach der Fakultät die philoſophiſche Begabung des Herrn von Malortie dadurch aufgefallen ſei, daß er ſogar das Kaffeekochen, Tiſchdecken, Kammerdienern u. ſ. w. in ein Syſtem zu bringen verſtanden, zeugt zwar von ſcharfſinnigem Eindringen in die Räthſel der Sache, wir können ihr indeß nicht beitreten; eher noch würden wir die Hypotheſe theilen, daß die Göttinger Fakultät durch die Ernennung eines Mannes, welcher gleich ſeiner Umgebung ein eifriger Anhänger des

Abſoluten iſt, ihre Hinneigung zum Schellingianismus habe kund geben wollen, welcher die Philoſophie „die Wiſſenſchaft des Abſoluten“ nennt. Dieſer Hypotheſe wird nun freilich wieder von Andern entgegengetreten, welche die Göttinger Fakultät als Anhängerin des Epikuräismus bezeichnen, ſeitdem die Göttinger Sieben zu den Peripatetikern übergegangen ſind. Welcher Anſicht ſoll man nun Recht geben? Vielleicht iſt die vollſtändige Aufklärung über die wichtige Sache erſt von einer künftigen Geſchichte der neuern Philoſophie zu erwarten. Uebrigens iſt zu hoffen, daß die Zuvorkommenheit, Hofbediente zu Philoſophen zu machen, dadurch anerkannt werde, daß man die Philoſophen zu Hofbedienten macht. In Berlin haben die Philoſophen ſchon eine Feſtuniform erhalten und tragen „bleu de Prusse“ wie die Lieutenants; vielleicht gibt es dort in ſpätern Jahren noch einmal Lieutenants der Philoſophie, Generäle, Korporäle u. ſ. w. der Philoſophie. In Hannover, wo das Militäriſche nicht ganz ſo vorherrſcht, wie in Preuſſen, iſt es angemeſſener, die Philoſophen mit den Hofbedienten zu verſchmelzen: Mundſchenk der Philoſophie, Vorſchneider der Philoſophie, Leibhuſar der Philoſophie, Vorreiter der Philoſophie, Reiſemarſchall der Philoſophie u. ſ. w. Schließlich müſſen wir noch auf die Bedenken hinweiſen, von denen künftig Diejenigen werden geplagt werden, welche, ohne Malortie'ſche Stellung und Verdienſte zu haben, ſich nach dem ſo ſelten gewordenen Titel eines Doktors der Philoſophie ſehnen. Sie mögen ſich vor allen Dingen auf das Studium der Auſtern und des Kaviars verlegen, welche in dem Malortie'ſchen Syſtem eine bedeutende Rolle ſpielen. Wer bürgt ſogar dafür, daß dies Syſtem nicht noch Dozenten finden und die übrigen Syſteme verdrängen werde? „In dieſer Zeit der Erſchöpfung der philoſophiſchen Spekulation, wird es in der künftigen Geſchichte der teutſchen Philoſophie von den Vierziger Jahren heißen, tauchte plötzlich aus den höhern Regionen des Abſoluten ein Mann auf, welcher durch die Macht ſeines praktiſchen Geiſtes die Philoſophie wieder auf ſolidem Boden zu begründen verſtand. Dieſer Mann heißet von Malortie, Hof- und Reiſemarſchall des Königs Ernſt Auguſt. Er ſtammt aus einem altadlichen Geſchlecht u. ſ. w. Von der tiefblickenden Anſicht ausgehend, daß das Weſen und der Zuſammenhang der Dinge nicht erkannt werden könne ohne ein Eingehen auf ihren Urſprung, und daß dieſer Urſprung in den tiefſten und innerſten Regionen der Schöpfung ergründet werden müſſe, verſenkte er ſich in die Tiefen des Meers und erhob deſſen unterſte Bewohnerinnen, genannt Auſtern in die höchſten Regionen des Staats, drang er in das Innere ungeſchlachter Waſſerrieſen, Störe genannt, und förderte deren embryoniſche Füllung, Kaviar genannt, bis auf die Tafel ſeines Königlichen Herrn und wies die Reproduktionskraft jener niedrigen thieriſchen Subſtanzen und ſomit den Zuſammenhang der Dinge in unerwarteten Erſcheinungen nach, welche das ganze Land in freudige Aufregung verſetzten und die Glocken der Kirchthürme in Bewegung brachten. Die philoſophiſche Fakultät zu Göttingen,

über den Tiefblick dieſes Mannes außer ſich, ernannte denſelben ſofort zum Ehrendoktor und erwarb ſich dadurch das Verdienſt, deſſen Syſtem den Weg in das offiziell-wiſſenſchaftliche Gebiet anzubahnen u. ſ. w."

Die unerwartete Geburt eines älteſten Sohnes des Kronprinzen von Hannover erfolgte bekanntlich faſt gleichzeitig mit dem beſprochenen philoſophiſchen Ereigniß. Sie bietet Gelegenheit, in Sachen des Servilismus der Theologie den ordnungsmäßigen Rang hinter der Philoſophie anzuweiſen. Nach dem teutſchen Profeſſor folgt der teutſche Pfaffe, verſteht ſich, der evangeliſche. Als beſagte Geburt bekannt wurde, verſammelte ſich einiges „Volk" um den Palaſt und von Seiten dieſes Volks beging man auf Veranlaſſung eines Pfaffen die unerhörte Kühnheit, durch eine Deputation Allerhöchſten Orts um die Erlaubniß zur Darbringung eines „Hoch!" allerunterthänigſt zu bitten. Ernſt Auguſt befand ſich grade an der Mittagstafel, welche nach dem Malortie'ſchen Syſtem angeordnet war, und ließ die Deputation, wie ſie es verdiente, 1½ Stunden warten, um ſich den Appetit nicht zu verderben. Sodann wurde die Deputation vorgelaſſen und das „Hoch!" Allergnädigſt akzeptirt. Selbiges wurde darauf noch mit dem urſprünglichen Feuer, welches den erſten Entſchluß dazu eingegeben hatte, ausgebracht, obſchon es ſo lange Zeit in ſeinem loyalen Behälter mit der größten Anſtrengung hatte zurückgehalten werden müſſen. Nachdem dies geſchehen, wandte ſich beſagter Pfaffe abermals an das verſammelte Volk und auf ſeine Aufforderung ſtimmte man entblößten Hauptes das Lied an: „Nun danket alle Gott!" Nachdem ſie Alle Gott gedankt hatten, begaben ſie ſich nach Hauſe, um ſich über einiges Fenſtereinwerfen wegen unterlaſſener Illumination zu berathen mit ihren Brüdern, den

Philiſtern. Die Philiſter bilden den dritten Rang. Im Juli des Jahrs 1845 (acht Jahre nach 1837) wurde bei einem Schützenfeſt ein von Ernſt Auguſt geſchenkter Ehrenbecher eingeweiht und zwar durch einen Toaſt auf „den Vater des Vaterlandes — mit teutſchem Weine und teutſcher Treue!" Es ſcheint mit der „teutſchen Treue" zu gehen wie mit dem „teutſchen Weine:" je länger man den einſchließt, deſto beſſer und berauſchender wird er. Und wenn die teutſchen Philiſter ſich einmal an dem Wein der teutſchen Treue berauſcht haben, dann ſind ſie gar nicht wieder nüchtern zu machen. Man kann ſie mit Ruthen hauen und mit Füßen treten; wenn man ihnen dabei ſagt, es geſchehe mit teutſchen Ruthen und mit teutſchen Füßen, ſo wälzen ſie ſich in teutſcher Treue und ſingen das teutſche Lied: „Nun danket Alle Gott!" Sie treiben den Servilismus mit Inbrunſt und Fanatismus. Wahrlich, Napoleon iſt viel zu früh geſtorben und die Schlacht bei Leipzig iſt ein großes Unglück für Teutſchland geweſen. Der franzöſiſche Despot hätte nicht eher ſterben dürfen, als bis er dies ganze ſervile teutſche Geſindel in Staub und Koth getreten, daß nicht die Spur mehr von ihm übrig blieb. Nur er hat es verſtanden, dieſen Auswurf der Menſch-

heit, dies Speichelfressende Geschlecht einiger maßen nach Gebühr zu behandeln. Doch ereifern wir uns nicht! Wir haben noch den vierten Rang übrig, nämlich

Das literarische Spekulanten- und Lumpengesindel. In Leipzig bei Weber erscheint eine „Illustrirte Zeitung," ein Blatt, welches Alles überbietet, was bisher an Servilismus in den teutschen Hundesstaaten aufgetaucht ist. Es bildet eine förmliche Propagiranstalt für servile Vorstellungen und Gesinnungen, die es in allen möglichen Illustrationen von höfischen Festen, Personagen, Prunkgelegenheiten und Schaustellungen mit einem Text voll servilster Schamlosigkeiten in alle Klaisen des Volks (es soll bereits 15000 Abonnenten haben) zu verbreiten sucht. Und wer liefert die Illustrationen? Nun, sie kommen von sogenannten Künstlern her und diese Künstler sind bekanntlich schon längst zu den Handwerkern übergegangen, welche da arbeiten, wo man ihnen am Besten bezahlt, und ihre höchste Stufe dann erreicht zu haben glauben, wenn sie sich Hofschneider und Hofschuster tituliren können. Aber wer liefert den Text? Er wird von sogenannten Literaten geschrieben, von der Klasse jener literarischen Lumpen, die für Geld und Gunst ihre Feder zu jeder Niedrigkeit und jedem Götzendienst gebrauchen lassen, wodurch der Nimbus des verrotteten Feudalismus noch erhalten werden kann. Diese Menschen sind es, welche auf der Stufenleiter des Servilismus am Tiefsten gestellt werden müssen, damit die schamrothe Literatur sie wenigstens als ihren hinabgeschüttelten Auskehricht und Auswurf, der nicht mehr zu ihr gehört bezeichnen kann. Es sollen sich unter den Mitarbeitern des besprochenen Blatts vielgenannte Namen befinden, die sich denn, im Gefühl der Verächtlichkeit ihres Handwerks, hinter Numern verstecken. Um zu zeigen, bis zu welcher Virtuosität es diese Menschen in der Kriecherei gebracht haben, mögen hier ein Paar Proben aus der „Illustrirten Zeitung" folgen.

In dem Text zu den Bildern des Sohnes des Königs von Hannover und dessen Frau liefert sie eine ganz raffinirte Apologie der Hannover'schen Politik, bedenkt auf das Sorglichste das dynastische Interesse für die Gegenwart wie für die Nachfolge, empfiehlt den blinden Kronprinzen als ein Muster in jeder Beziehung und ergießt sich dann über die besagte Geburt u. A. folgendermaßen: „Worauf mit gespannter Sehnsucht die Hoffnungen des Königlichen Vaters und des ganzen Landes gerichtet waren, das ging am 21. September durch die Geburt eines Erbprinzen in Erfüllung. Unbeschreiblich war die Freude des greisen Königs, die lebendige Theilnahme des ganzen Landes. „Engel, du machst mein Alter glücklich!" rief Ernst August der jungen glücklichen Mutter zu. Wenige Stunden nach der Entbindung zogen die Bürger Hannovers vor das Schloß, um die schönste, edelste Feier und Freudenbezeigung durch frommes Absingen des Liedes: „Nun danket Alle Gott!" darzubringen, woran der König den gerührtesten Antheil nahm. Drei Tage hinter einander war die Stadt erleuchtet und in

gleicher Weiſe ging es durch das ganze Land. Möge des Himmels gnädiger Segen, der ſich in dieſen hoffnungsreichen Ereigniſſen offenbaret hat, auch mit dem Neugeborenen ſein und ihn zu einem Fürſten erziehen, der in Geiſt und Muth, in Kraft und Treue, in Weisheit und Frömmigkeit ſeinem hohen Berufe gewachſen iſt und den Welfenruhm auf die ſpäteſten Zeiten fortpflanzt!"

In einer Beſchreibung der „Taufe des Großfürſten Alexander in Petersburg", ohne deren Kenntniß Teutſchland ſchwerlich das Jahr 1845 würde überlebt haben, heißt es u. A. alſo:

„Dann begann die heilige Liturgie, die der Metropolit von Nowgorod und St. Petersburg abhielt, und Se. Maj. der Kaiſer geruhte den hohen Neugeborenen zum heiligen Abendmahl zu tragen. Während des Liedes „Es fülle ſich unſer Mund" überreichte Sr. Maj. dem Kaiſer der Kanzler der ruſſiſchen Kaiſerlichen und Königlichen Orden auf goldener Schüſſel den Orden des heiligen Apoſtels Andreas des Erſtberufenen, womit Se. Maj. den hohen Neugeborenen bekleidete." Solche ſchnöde Nichtswürdigkeiten wagt man dem teutſchen Publikum noch im Jahr 1845 mit einer ſo unbedenklichen Miene aufzutiſchen, als gehörten ſie in die Dogmen ſeines Unterthanenthums.

In dem Text zu dem Bildniß des Kronprinzen von Würtemberg (Herr Hackländer, wer hat den Artikel geſchrieben?) ſagt die Illuſtrirte Zeitung: „Für ſeine Theilnahme an der ſchönen Literatur ſpricht am Lauteſten die Wahl ſeines Sekretairs, des rühmlichſt bekannten F. W. Hackländer aus Aachen." — Dann werden wir davon unterrichtet, was am Lauteſten für ſeine Popularität und Leutſeligkeit ſpricht: „In Stuttgart fliegen alle Fenſter auf, wenn er vorüberfährt, links und rechts mit der Peitſche leutſelig grüßend." Damit wird der Leſer genug haben und ſich ſo eine „leutſelige Peitſche" wünſchen, um die „Illuſtrirte Zeitung" mit ihrem literariſchen Lumpengeſindel angemeſſen zu „begrüßen."

Wir haben nun dem Leſer Proben von Serviliſmus, von hündiſchem Serviliſmus, der ohne alle Bedenken und ohne alle Gegendemonſtrationen ſeine Luſt büßen konnte, aus den verſchiedenſten Klaſſen vorgeführt, diejenigen „Stände" ganz ungerechnet, deren eigentliches Amt in der Ausübung jener Tugend beſteht. Jetzt fragen wir das teutſche Volk, wo es den Kern aufzuweiſen habe, der unangefault ſo viel Keim der Manneshre und des Freiheitſtolzes bewahrt habe, daß er mit ſeinen Sproſſen das tödtende Gewucher jener weitverſchlungenen Sklavengeſinnung wird durchbrechen und überwachſen können? So lange ihr nicht anfangt, den Serviliſmus mit Füßen zu treten, wo er ſich zeigt, ſo lang habt ihr noch vollgültige Anſprüche darauf, ſelbſt mit Füßen getreten zu werden.

Der König von Preußen und der Dr. Schwetschke.

Bei der viel beſprochenen Audienz in Halle ſchloß der Dr. Schwetſchke ſeinen Vortrag mit den Worten: „die Sache des Paſtors Wislizenus' hat nicht nur die Sympathie der Gemeinde, ſondern die der Stadt und der Provinz."

Die improviſirte Antwort, welche der König von Preußen hierauf gab, iſt in Teutſchland nicht allgemein vollſtändig bekannt geworden. Wir haben ſie aus guter Quelle vollſtändig erhalten und theilen ſie mit, um eine kleine geſchichtliche Lücke auszufüllen:

„Sympathie? Meinen Sie die 35 Leute, welche Wislizenus' Predigten beſuchen? Ja, bei Denen, welche überhaupt die Kirchen nicht beſuchen, da mag er Sympathie haben. Aber glauben Sie nicht, daß man mir durch Erklärungen imponirt. Ich laſſe mir nicht imponiren und wenn ſich noch ſo viel Lichtfreunde in Köthen und in Wirthshäuſern verſammeln. Ich bin ein mächtiger Herr (ich ſag' es ungern), ich dulde keine eidbrüchige Prieſter. Oppoſition in dieſem Sinne kann mich nur zum entgegengeſetzten Extreme führen. Was die Wislizenus'ſche Sache insbeſondere angeht, ſo miſche ich mich nicht in dieſelbe. Das Geſetz wird entſcheiden."

Es iſt uns bekannt, daß man dieſe Antwort getadelt und ſich namentlich an die Worte geſtoßen hat: „Ich laſſe mir nicht imponiren." Wir können dieſem Tadel nicht beipflichten, müſſen vielmehr in dieſe „ächt Königliche" Worte aus vollem Herzen einſtimmen und fordern das ganze Volk auf, das Nämliche zu thun mit dem Ruf: „Wir Alle laſſen uns nicht imponiren!"

Schriftſtellerleiden.

Wir haben früher geglaubt, es ſei bloß die Polizei, die greifende wie die ſtreichende, was dem teutſchen Schriftſteller das Leben verbittert und das Streben verdirbt. Unterdeſſen ſind wir durch die Erfahrung auf eine ſehr überraſchende Weiſe überzeugt worden, daß er auch im eigenen Lager auf der Hut zu ſein, daß er die Feinde hinter wie vor ſich zu ſuchen hat. Wer hätte daran denken ſollen, daß es auch umgedrehte Zenſoren gibt; daß der Autor ſich nicht bloß vor Leuten zu hüten hat, die ihm den eignen Geiſt ausſchneiden, ſondern auch vor ſolchen, die ihm einen fremden einpfropfen? Wir haben dieſen neuen Feind unter dem Geſchlecht der Korrektoren und Setzer entdeckt. So weit geht die Tücke des Geſchicks gegen den teutſchen Schriftſteller, daß ſogar ſeine nächſten Freunde, die Korrektoren und Setzer zu Verräthern an ihm werden und ſeine Schriften wie eine Poſt zu benutzen anfangen, um durch ihn ihre Weisheit als blinden Paſſagier in die

Welt der Oeffentlichkeit einzuschmuggeln, nachdem schon der Geist des Autors selbst als verbotene Waare in stete Todesgefahr versetzt worden. Man hat gewiß alle Ursache, solche Versuche zur Häufung von Verbrechen auf die Schultern der verfolgten Schriftsteller an's Licht zu ziehen. Möge folgende Mittheilung über einen wahrhaft unerhörten Fall nach der einen wie nach der andern Seite hin als Warnung dienen.

Von dem Herausgeber dieses Buchs erschien vor Kurzem zu Belle-Vue bei Konstanz unter dem Titel: „Preußisches und Teutsches" eine Brochüre, welche im Vergleich mit dem Manuskript an vielen Stellen total unkenntlich geworden war. Mag der Setzer oder Korrektor eine puristische Kaprize von Hause aus gehabt haben, oder mag er durch das teutonisch klingende Wort „Teutsches" verleitet worden sein; genug, er hatte auf eigne Faust fast alle Fremdwörter und grade die unentbehrlichsten aus der Schrift ausgemerzt und dafür Uebersetzungen eingefügt, die bald alle Begriffsnüancen verwischten, bald den Sinn völlig entstellten, bald ihn gradezu in Unsinn verkehrten. Ueberdies kam er durch Einschiebsel und Erläuterungen dem Autor in einer Weise zu Hülfe, als hätte er ihn gradezu zum Narren oder mindestens zum dummen Jungen machen wollen. Doch wir stellen dieses unerhörte Attentat auf den Verstand und das Recht der Schriftsteller dem Leser in einzelnen Proben vor Augen:

Der Autor hatte gesagt:	Der Korrektor hat gesagt:
Die Kinder der verbotenen Liebe sind lebhafter und intelligenter, als diejenigen der legitimen.	Die Kinder u. s. w. sind lebhafter und verständiger u. s. w.
Die Intelligenz und sittliche Bildung des preußischen Volks ꝛc.	Die Verständigkeit u. s. w.
Die Kultur dem Despotismus zur Folie dienen lassen.	Die Kultur der Willkürherrschaft zur Unterlage (Folie) dienen lassen.
Dieß ist es, was sowohl an sich als in seinen Konsequenzen die preußische Politik so verhaßt macht.	Dieß ist es was u. s. w. in seinen Folgerungen u. s. w.
Der eklatanteste Wortbruch.	Der offenbarste Wortbruch.
Den Tod des Königs zum Gegenstand einer offiziellen Volkstrauer machen.	Den Tod u. s. w. einer pflichtgemäßen u. s. w.
Die Pietät gegen denselben übertrieben kultiviren.	Die Ergebenheit kultiviren.
Diese Manifestationen (nämlich die Kultivirung der Pietät, die offizielle Trauer u. s. w.)	Diese Bekanntmachungen.
Die Frage zum Eklat bringen.	Die Frage zum Aufsehen bringen.

Reaktionäre und pietistische Richtung.	Rückgängige und frömmelnde Richtung.
In der Praxis.	In der Ausführung.
Offensive Stellung.	Angreifende Stellung.
Preußische Hegemonie.	Pr. Obergewalt.
Direkter Widerspruch mit den Ansprüchen des Volks.	Mittelbarer Widerspruch.
Die eigentliche Intelligenz ist bei den Landtagen nicht vertreten.	Die Vernünftigkeit.
Konsequentester Ausleger.	Folgerechtester.
Demokratische Natur der Landtage.	Volksthümliche Natur.
Demokratischer Sinn.	Volksthümlicher Sinn.
Demokratische Verfassung.	Volksthümliche Verfassung.
Die negative Seite.	Die verneinende Seite.
Reelle Beförderung.	Werkthätige Beförderung.
Den Absolutismus kultiviren.	Den Abs. ausbilden.
Bornirte Nationalabsperrung.	Beschränkte Volksabsperrung.
Die holländischen Sympathieen ködern.	Die holl. Mitempfindungen.
Die Antipathie der Engländer erregen.	Die Widerstrebung der Engländer.
Protestantische Liaison.	Prot. Verbindung.
Aristokratische Elemente.	Arist. Stoffe.
Mit den Staatseinrichtungen die in ihnen wirksamen Elemente übernehmen.	Die wirksamen Grundstoffe.
Geheime Konferenzen.	Geh. Geschäftsverhandlungen.
Preußische Zollprotektion.	Pr. Zollobhut.
Die Kölner Affaire.	Die K. Geschichte.
Den Geist despotisiren.	Den G. gewaltthätig niederdrücken.
Der Jesuitismus ist die letzte Phase des Katholicismus.	Der J. ist die letzte Wandlung.
Ein Hauptsitz der Reaktion.	Ein H. der Gegenwirkung.
Ueber die Trier'sche Komödie eine Kritik schreiben.	Ueber die Tr. K. ein kunstrichterliches Urtheil schreiben.
Exzesse von Fanatikern.	Gewaltthätigkeiten von Glaubensschwärmern.
Die praktische Folge für die Politik.	Die wirksame Folge.
Das Projekt einer Staatskirche.	Der Entwurf einer St.
Die Nöthigung ignoriren.	Die N. nicht erkennen wollen.
Die Demokratie.	Die Volksherrschaft.

Eine Konzession machen.	Eine Nachgiebigkeit machen.
Festigkeit und Konsequenz zeigen.	F. und Folgerichtigkeit zeigen.
Alle Reaktion unserer Zeit ist in verzweifelter Defensive.	Aller Widerstand u. s. w. ist in verzweifelter Abwehr.
Antipathie.	Natürlicher Widerwille.
Absolutistisches Prinzip.	Unbeschränkter Regierungsgrundsatz.
Hegemonieprojekte.	Entwürfe einer Oberherrschaft.
Regierungsprinzip.	Regierungsgrundsatz.
Volksprinzip.	Volksgrundsatz.
Moralische Wirkungen.	Sittliche Wirkungen.
Moralische Unterstützung.	Sittliche Unt.
Blinde Loyalität.	Bl. Unterthanentreue.
Loyalität.	Unterthanengehorsam.
Passives Demonstriren.	Leidendes Beweisführen.
Der Menge imponiren.	Der M. Achtung einflößen.
Loyale Erniedrigung.	Pflichtgetreue Erniedrigung.
Loyale Phrase.	Treugehorsame Redewendungen.
Loyale Konfusion.	Pflichtmäßige Verwirrung.
Kultivirung des Gehorsams.	Anbauung des Gehorsams.
Das beantragte Petitum.	Das beantragte Gesuch (Petitum)
Unter der Hand eskamotirt.	U. d. H. wegstipitzt (eskamotirt.)
Reformen.	Verbesserungen.
Moralischer Effekt.	Sittlicher Erfolg.
Posto fassen.	Stand fassen.
Repräsentativverfassung.	Volksvertretungs-Verfassung.
Volkssouverainetät.	Volkshoheit.
Indirekt.	(Indirekt) auf versteckte Weise.
Große Ostentation.	Großes Gepränge.
Loyal diplomatisiren.	Pflichtschuldig dipl.
Büreaukratie.	Beamtenherrschaft. (Büreaukratie).
Halbliberal.	Halbfrei.
Attribute.	Merkmale.
Ueber die Logik stolpern.	Ueber die Denkkunde stolpern.
Seinen Kursus in der Logik machen.	Seinen Lehrgang (Kursus) machen.
Citirung einer Bibelstelle.	Herbeiziehung ꝛc.

Loyales Gejammer.	Pflichtgetreues Gej.
Die Schmeichler tyranniſiren bis auf's Blut.	D. Sch. hart behandlen b. a. B.
Dimenſionen.	Größenverhältniſſe.
Loyalität.	Pflichtmäßige Treue.
Loyale Konfuſion.	Loyales Kauderwelſch.
Emphatiſch.	Nachdrucksvoll.
Offizielle Redensarten.	Amtliche R.
Demonſtration.	Redensart.
Offizieller Nationalknechtſinn.	Amtlicher N.
Jede Erbärmlichkeit nach Innen mit einer Sottiſe nach Außen verbrämen.	J. E. n. J. m. e. Albernheit n. A. einkleiden.
Korruption der Rechtsinſtitutionen.	Verderbniß d. R.
Demokratiſche Elemente.	Volksthümliche Stoffe.
Neutraliſirung des ſelbſtſtändigen Volksgeiſtes.	Parteilosmachung d. ſ. V.
Oppoſition.	Gegenpartei.
Inkonſequenz.	Unfolgerichtigkeit.
Oppoſition.	Widerſtandspartei.
Im Intereſſe der Sache.	Im Nutzen der Sache.
Iſt man bei der Volksvertretung zu zwei Dritteln bloß loyal, ſo ſchlägt ſich das dritte Drittel auch dazu.	Iſt man ꝛc. bloß pflichttreu ꝛc.
Kollegen eines Deputirten.	Gefährten e. D.
Vorher konzipirte Rede.	V. abgefaßte R.
Geiſtloſer Mechanismus im Staatsweſen.	G. Getriebe.
Militairpomp.	Militairſtand.
In succum et sanguinem.	In succum et sanguinem (in Saft und Blut).
Adoptirte Redensarten.	Angenommene R.
Stereotyper Unſinn.	Feſtſtehender U.
Demokratiſche Würde.	Volksthümliche W.
Gegebene Mittel der Oppoſition.	Angegebene M. des Widerſtandes.
Wer nicht ſpezieller Diener der preußiſchen Dynaſtie und Diplomatie mit ihren Hegemonieprojekten ꝛc. ſein will.	Wer nicht beſonderer Diener der pr. Herrſcherfamilie u. Staatsunterhandlungskunſt mit ihren Oberherrlichkeitsentwürfen ꝛc. ſein will.

Dynaſtie.	Herrſcherreihe.
Monarchiſches Prinzip.	M. Grundſatz.
Vom monarchiſchen Thron auf die Tribüne der Republik herabſteigen.	V. m. T. auf die Rednerbühne (Tribüne) der R. h.
Im Nothfall ſoll ein entſchiedener Politiker ſich zu der Lehre bekennen, welche das Wort Peſſimismus an die Hand gibt.	Im Nothfall ꝛc. Peſſimismus (die Meinung, daß die Welt durchaus ſchlecht ſei).
Adoptirung einer Anſicht.	Ausnahme einer Anſicht.
Praktiſche Beſtrebungen.	Werkthätige B.
Preußiſche Kultur.	Pr. Geiſtesbildung.

Wir haben uns die Mühe geben müſſen, die Hauptbeiſpiele dieſer neuen Zenſirmethode auszuziehen, theils um die ſeltene Hartnäckigkeit darzuthun, womit hier ein Korrektor, Berichtiger oder Setzer „auf ſeinem Prinzip (Grundſatz) herumgeritten", theils um den Autor (Verfaſſer) aus dem nahliegenden Verdacht herauszubringen, daß er in der ſchweizeriſchen Athmoſphäre (Aether) den Verſtand verloren habe. Uebrigens wird man zugeben, daß dieſe neue Zenſur den Schriftſtellern verderblicher werden kann, als die alte, und nachdem wir dies Geheimniß verrathen, wüſſen wir es darauf ankommen laſſen, ob man jetzt in Teutſchland vielleicht die Zenſoren und Bücherpoliziſten abſchafft und ſich dafür hinter die Korrektoren und Setzer ſteckt.

Man entſchuldige es, daß dieſe Notiz an dieſem Ort erſcheint. In den Zeitungen war kein Platz dafür und doch kann man ſich nicht ſtillſchweigend auf ſolche Weiſe lächerlich machen laſſen. Der Zuſtand der teutſchen Zenſurpreſſe iſt ſo vom Polizeigeiſt durchknechtet und die Höllenangſt der Reaktion und ihrer Diener iſt ſo nichtswürdig groß, daß mißliebige Schriftſteller mit der Zeit nicht mehr ſicher ſind, die Ankündigungen von der Niederkunft ihrer Frauen in die Oeffentlichkeit zu bringen, ſie müßten denn eine Zwanzigbogenſchrift darüber ſchreiben.

Der Rabbi Moſes und Moritz Heß.

Herr Moritz Heß erklärt im Geſellſchaftsſpiegel, die beiden Paletot-Taſchen des Rabbi Moſes aus den „zwei Jahren in Paris" für ſein Cigarrenetui und ſich in dem Rabbi für durchaus nicht getroffen. Ich habe nicht den empiriſchen M. Heß, ſondern den idealiſirten Rabbi gezeichnet. Wäre Herr Heß nicht in dem Irrthum, daß ſeine naturwüchſige Figur und ſeine wirklichen Worte und Thaten ſich zur Mittheilung für das Publikum eigneten, ſo würde er ſelbſt nicht öffentlich zu werden ſuchen, und ein Ideal

wie den Rabbi (auch wenn in der Wirklichkeit ſein ganzer Paletot ein Cigarrenetui wäre) nicht verleugnen. Will er aber durchaus ſeinen Kopf durchſetzen und dem Publikum ganz wahr erſcheinen, ſo iſt ihm das ſehr leicht, auch in dem Verhältniß zu mir: er braucht nur ſeinen Brief nach Zürich über die Art, wie er Liebesdienſte erwidert und poſitive Verflichtungen erfüllt, in dem „Geſellſchaftsſpiegel“ abdrucken zu laſſen, um alle Welt zu überzeugen, daß weder Moritz noch Moſes Heß der Kommuniſtenrabbi iſt, den ich ein Intereſſe hatte vor's Publikum zu bringen. Eine Abſchrift ſeines Briefes, der den empiriſchen Heß authentiſch darſtellt, ſteht der Redaktion des „Geſellſchaftsſpiegels“ zu Dienſten. Dort wäre er am Platze. Die alte „Geſellſchaft“ hat neben der Verpflichtung, ſich ſelbſt zu erkennen, Anſpruch darauf, die Denkungsart und die Ideale der „Gründer einer neuen“ kennen zu lernen. Aber ſelbſt, wenn „Weitlings Evangelium der armen Sünder,“ zu deſſen Druck ich nicht beiſteuern wollte, mit all ſeiner naiven Gemeinheit ungedruckt geblieben wäre; hätte ich doch vermuthet, daß Herr Heß und ſeine Freunde ihren wirklichen Inhalt ſelbſt immer wahr enthüllen würden. Deswegen ſchilderte ich nicht den gegen Treu' und Ehre und gegen alles mögliche Ideale aufgelehnten Naturknollen, ſondern den liebenswürdigen, humanen Rabbi.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Rabbi klarer redet, als der konfuſe Moritz Heß, deſſen leitende Abhandlung in „Püttmanns rheiniſchen Jahrbüchern“ ich zum Nutzen derer, die ſein altphiloſophiſches „theopophages“ Kauderwelſch etwa für eine neue Offenbarung halten ſollten, oben erläutert habe.

Diejenigen Jünglinge, welche kopflos genug ſind, um den Sieg des Kommunismus quand-même zu wünſchen, mögen ſich bei Zeiten anſtrengen, ſowohl die Verrücktheit der Theorie, als den Schmutz der Geſinnung aus den Schriften, Reden und Thaten ſeiner Propheten zu entfernen. Denn es hoffe nur keiner, das Produkt werde beſſer ausfallen, als ſeine Produzenten.

Wenn der Sklave den Herrn mit ſeiner eignen Kette erwürgt, ſo iſt das nur die Härte der ewigen Nemeſis; wenn aber der Sklave nach ſeinem Siege kein edler Menſch wird, wenn nicht alle Ideale der freien Humanität ſein Ziel ſind; ſo hat nur die Rache, nicht die Menſchheit geſiegt. Streicht alle Gemeinheit aus eueren Schriften, eueren Briefen und eueren Köpfen.

Endlich, Herr Heß, wer von uns ein größerer Schriftſteller und ein größerer Liebling der beſten Menſchen unſerer Zeit iſt, „der alte Ruge“ oder der junge Heß, das wollen wir nicht ſelbſt entſcheiden (genug daß wir den Ehrgeiz haben, den Sieg zu wünſchen), ſondern dem guten Genius unſeres Jahrhunderts anheimſtellen.

Ich begreife, daß ſie ein Intereſſe haben, „die letzten Philoſophen„ und „die Charlatanerie der Philoſophen“ wiederholt zu verkündigen. Erſt wenn das Denken und die Kritik, die Beſonnenheit und der wahre Begriff alles Menſchlichen und Schönen verſchwunden ſein werden; kann die theo-

retiſche Verwirrung und die ethiſche Rohheit, die ſich in Ihrer Auflehnung gegen Philoſophie und Ideal, und wäre es auch nur Ihr eignes, ausſpricht, zur Herrſchaft gelangen.

Nie ſiege dieſer Kommunismus! — Nur der Kommunismus (die Gemeinſchaft) aller Vernünftigen und der edlen Humanität ſelber; nur das ewige Prinzip aller wahren Philoſophie, nur die Ahndung aller Religion und Poeſie, nur die wahre Löſung des alten Oedipusräthſels — der Menſch in ſeiner edelſten, ſchönſten Geſtalt, liebenswürdiger noch, als ſelbſt der Rabbi — ſei unſere Hoffnung und die Inſchrift aller Fahnen der Zukunft!

Darin der „alte" für immer.

Zürich den 12. Februar 1846. Ruge.

Einladung an emigrirte teutſche Schriftſteller*).

Teutſchland iſt, wie an Emigranten überhaupt, ſo auch an literariſchen Emigranten das reichſte Land der Erde geworden. In Frankreich, in der Schweiz, in Belgien, in England, in Amerika, kurz in der ganzen Welt, beſonders aber in den freieren Ländern, zählt es eine Menge Vertreter ſeines Geiſtes und ſeiner Nationalität, die meiſtens unfreiwillig in ihre Lage gebracht worden ſind. Das ausländiſche Teutſchland erhält, auch ohne Kolonieen, von Tag zu Tag mehr Wichtigkeit. Es kann dahin kommen, ja es iſt ſchon dahin gekommen, daß der bewegteſte Theil unſeres literariſchen Lebens durch Ausgewanderte vertreten wird. Dieſe Erſcheinung, wichtig für die teutſche Entwickelung überhaupt, iſt zugleich geeignet, die zunächſt Betheiligten ſelbſt auf ihre Stellung aufmerkſam zu machen. Sie bilden eine ſo anſehnliche Zahl, daß ſie wohl auf den Gedanken kommen können, von ihrer Separatſtellung aus ſich ihrem Vaterland gegenüber geltend zu machen; zugleich muß es Jeden derſelben intereſſiren, eine beſtimmte Vermittelung zwiſchen ſich und ſeinen Landsleuten zur Verfügung zu haben, um dadurch die Wirkung zu unterſtützen, die er mittelbar oder unmittelbar auf dieſelben auszuüben gedenkt. Es iſt keine Frage und braucht nicht weiter erörtert zu werden, daß die teutſchen Emigranten durch ein regelmäßiges Auftreten in corpore in einem ganz anderen Licht erſcheinen, eine ganz andere Stellung einnehmen und eine ganz andere Theilnahme hervorrufen müſſen, wie bisher. Und wird nicht Teutſchland ſelbſt das größte Intereſſe daran finden, von Zeit zu Zeit eine ſolche wahrhaft kosmopolitiſche Ueberſchau ſeiner in alle Länder der Erde verſprengten und in den verſchiedenartigſten Beziehungen ſtehenden Auswanderer oder wenigſtens ihrer geiſtigen

*) Alle liberale Redaktionen ausländiſcher wie inländiſcher teutſcher Blätter werden um Aufnahme dieſer Einladung freundlich erſucht.

Repräsentanten zu erhalten? Wenn es ein nationales Interesse gibt, dessen sich Keiner zu schämen braucht, so ist es dieses.

Die vorstehenden Betrachtungen haben den Unterzeichneten auf die Idee gebracht, ein Taschenbuch herauszugeben, welches bloß durch ausgewanderte teutsche Schriftsteller geschrieben wird. Es soll den Titel

Teutscher Emigrantenalmanach

führen und, über zwanzig Bogen stark, mindestens einmal jährlich, der erste Band so bald als möglich, erscheinen. Die Verlagshandlung von ..... in ..... hat den Verlag übernommen und sichert den Mitarbeitern außer einem Freiexemplar desjenigen Heftes in welches sie Beiträge geliefert, ein anständiges Honorar zu.

Der Emigrantenalmanach soll keine Zeitschrift mit bestimmter Richtung, sondern, um möglichst wenig exklusiv sein zu müssen, nur ein Gesammtorgan für beliebige, interessante Mittheilungen der emigrirten Schriftsteller werden. Er schließt daher auch keine Branche der literarischen Thätigkeit aus, sofern nur die gelieferten Beiträge unter teutschen Preßverhältnissen zulässig sind und den Anforderungen der nöthigen Kritik wie der Natur des Unternehmens entsprechen. Die Unterhaltungsliteratur ist daher eben so berechtigt wie die Tendenzschriftstellerei. So viel aber versteht sich von selbst, daß, wo es sich um Tendenzen handelt, keine zeitwidrige Richtungen in dem Almanach verfochten werden, indem er reaktionären Bestrebungen in keiner Weise dienen kann; auch liegt natürlich die Absicht fern, die Sentimentalitäten des Nationalismus zu kultiviren, wozu gerade die Verhältnisse der Emigranten leicht hinführen könnten.

Die Interessen und Angelegenheiten der Emigranten selbst, sowohl jenseit als diesseit des Meeres, werden übrigens einen Hauptgegenstand für Mittheilungen abgeben können und der Herausgeber wird derartige Mittheilungen auch dann mit Interesse annehmen und verwenden, wenn der Einsender nicht Schriftsteller ist.

Mangel an Uebereinstimmung der Mitarbeiter unter sich oder mit dem Herausgeber darf und soll kein Hinderniß der Theilnahme sein. Alle Engherzigkeit und alle persönliche Rücksichten können und müssen bei dieser Vereinigung wegfallen, zumal da sie als solche nur auf dem Papier und durch die allgemeine Qualität des Emigranten besteht und bestehen soll. Jeder soll auf einen Platz in dem Almanach ein Recht haben und kann diesen Platz mit dem Freund und trotz dem Gegner beliebig einnehmen, wenn er die oben angedeuteten unumgänglichen Bedingungen erfüllt.

Die Theilnehmer werden ersucht, unter ihren Beiträgen den Wohnort zu vermerken; auch können Notizen über persönliche Verhältnisse nach Umständen sehr erwünscht sein.

Beiträge sind an den Herausgeber nur franko, sonst aber an die Verlagsbandlung auf geeignetem Weg einzusenden.

Ich darf die Hoffnung aussprechen, daß das angedeutete, gewiß interessante Unternehmen bei sämmtlichen Schicksalsgenossen unbefangene Würdigung und angemessene Unterstützung finden werde, sollte auch Jeder nur sein persönliches Interesse dabei den Ausschlag geben lassen.

In Zürich haben ihre Mitwirkung zugesagt: F. Freiligrath, J. Fröbel, K. Fröbel, A. Ruge.

Zürich, im Januar 1846.

Karl Heinzen.

Die Herausgabe des „Emigrantenalmanachs", welche durch vorstehende Einladung vorbereitet werden soll, ist bis jetzt bloßes Projekt. Ob dasselbe verwirklicht wird, hängt davon ab, daß sich ein unternehmender Verleger finde. Möchte sich ein solcher durch diese Veröffentlichung veranlaßt sehen, mit mir in Verbindung zu treten! Daß das Unternehmen nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb Teutschlands einen ungewöhnlichen Anklang finden werde, läßt sich nicht bezweifeln.

Außer dem „Emigrantenalmanach" beabsichtige ich noch folgende zeitgemäße Schriften herauszugeben:

1) Geschichte Preußens (oder vielmehr der preußischen Dynastie) vom „großen" Kurfürsten an bis auf die neueste Zeit.

2) Geschichte der Republik (Darstellung ihrer Entwickelung in den verschiedenen Republiken der alten und neuen Zeit, ihres Wesens und ihrer Vorzüge, mit einem Hinblick auf ihre Zukunft.

Zur Erlangung eines Verlegers für diese Schriften wähle ich ebenfalls den Weg einer Ankündigung an diesem Ort. Durch ein etwaiges Verbot möge sich kein Verleger abschrecken lassen, da diesen Schriften, sollten sie auch das Schicksal der „preußischen Büreaukratie" erleben, nämlich verboten werden bevor sie geschrieben sind, eine solche Gestalt gegeben werden kann, daß kein antezirirendes Verbot sie zu treffen vermag.

Wer mir Dokumente, Thatsachen oder sonst unzugängliche Quellen mittheilen kann, welche über die preußische Geschichte ein neues Licht verbreiten, wird sich dadurch ein Verdienst um die Sache des Volkes erwerben.

K. H.

Persönliches.

Die Augsburger Allg. Zeitung ist im Auslande vielfach die einzige Quelle zur Beurtheilung teutscher Zustände und Personen. Aus diesem Grunde muß namentlich ein Teutscher in meinen Verhältnissen ein ganz besonderes Interesse dabei haben, daß genanntes Blatt nicht falsche oder wider Recht benachtheiligende Mittheilungen über seine Person publizire. (In Zürich z. B. reicht eine solche Mittheilung hin, um die ganze „konser-

vative" Presse gegen einen teutschen Schützling zu hetzen und dessen Fortweisung zur Sprache zu bringen.) Die Augsb. Allg. Zeitung vom 21 d. M. berichtet in einer Korrespondenz aus Köln vom 17. Folgendes: „Gegen A. Heinzen, den Verfasser der „preuß. Büreaukratie", ist von Seiten des Offizierkorps, welchem er bisher in seiner Eigenschaft als Landwehroffizier zugehörte, bei Sr. Maj. dem König auf Entlassung aus dem Dienst angetragen worden, weil er, mit besonderer Rücksicht (also nicht bloß mit Rücksicht) auf sein vorerwähntes Werk, den Pflichten eines Offiziers nicht Genüge geleistet habe." Diese Mittheilung läßt den Unkundigen zweierlei vermuthen, was der Wahrheit zuwider ist, nämlich erstens, daß das Offizierkorps der Kölnischen Landwehr aus eigenem Antrieb gegen mich aufgetreten, und zweitens, daß ich auch durch andere Dinge, als durch das erwähnte Buch, mit den „Pflichten eines Offiziers" in Kollision gekommen sei, indem die Hervorhebung einer „besonderen Rücksicht auf jene Schrift" nothwendig noch andere Rücksichten nebenbei unterstellen läßt. Die Sache stellt sich aber (in Bezug auf das Offizierkorps wie auf mich) ganz anders, wenn die bloß in sonstigen teutschen Blättern (namentlich in der Weserzeitung, der Trierischen u. s. w. mitgetheilte Nachricht auch in die Augsb. Allg. Zeitung übergeht: daß nämlich auf höhere Veranlassung das Offizierkorps zusammenberufen worden, um mich wegen meiner Schrift und des landgerichtlichen Urtheils „für ehrlos zu erklären und aus seiner Mitte auszustoßen", daß aber das Offizierkorps einstimmig erklärt hat, es sei zu einem solchen Schritt gegen mich „keine Veranlassung vorhanden." Erst nachdem dies geschehen, hat man, weil ich nach meinem öffentlichen Auftreten denn doch nicht mehr preußischer Offizier bleiben konnte, den Antrag auf Entlassung als Auskunftsmittel, aber ebenfalls nicht ohne Widerspruch, beschlossen. Daß von keinem Verstoß gegen übernommene „Pflichten" selbst nicht gegen moralische im offiziellen Sinn, meinerseits irgend die Rede sein kann, wird vollends klar, wenn man noch berücksichtigt, daß ich schon etwa ein Jahr vor dem Erscheinen meines Buchs bei der Militairbehörde (einen Antrag auf Entlassung konnte ich als völlig gesund und als zu jung nicht begründen) um meine Herabsetzung zum gemeinen Landwehrmann nachgesucht habe, weil mir die Epaulets drückend geworden, weil sich meine Offizierchargе nicht mehr mit meinen politischen Grundsätzen vertrage und ich in Preußen keine andere Stellung einnehmen könne, als ich den Gesetzen nach unumgänglich einnehmen müßte. Dies Gesuch ist indeß nicht angenommen worden, so daß ich trotz meinen Grundsätzen durchaus Offizier bleiben mußte.

Von der Unparteilichkeit der Augsb. Allg. Zeitung muß ich den vollständigen Abdruck dieser Berichtigung und zwar ebenfalls in der Rubrik der teutschen Korrespondenzen erwarten.

Zürich den 23. November 1845.

Dieſe Berichtigung iſt von der Augsb. Allg. Zeitung nicht aufgenommen worden. Entweder wurde ſie von der Zenſur zurückgewieſen und dann zeigt es ſich, wie man unter dem Schutz der Zenſur verleumdet werden kann, oder ſie wurde, was das Wahrſcheinlichſte iſt, von der Redaktion zurückgewieſen und dann komme ich hier zum zweiten Mal in den Fall, dieſe noble Redaktion trotz ihrer vielgerühmten „Unparteilichkeit“ der Verleumdung zeihen zu müſſen. Die perfide Abſicht der Kölner Korreſpondenz liegt am Tage und das Gewiſſen der Augsb. Allg. Zeitung iſt jeden Falls dabei betheiligt, da ihr nicht verwehrt werden konnte, die vorher durch faſt alle andere Zeitungen gelaufene, richtige Mittheilung ebenfalls abzudrucken. Ich für meine Perſon bin nicht geſonnen, jenem gewiſſenloſen Blatt auch nur das Geringſte durchgehen zu laſſen, und fordere, daß es Berichtigungen über meine Wenigkeit zum Mindeſten eben ſo bereitwillig aufnehme, als Berichtigungen über Heinrich den Zweiundſiebenzigſten. Will ſie das nicht, ſo ſoll ſie vollſtändig ſchweigen und zu Berichtigungen keine Veranlaſſung geben. Ich werde in Zukunft andere Mittel finden, ihr Gewiſſen zu ſchärfen, da man mit den gebräuchlichen bei ihr nichts ausrichtet.

Uebrigens iſt es nicht blos mein perſönliches Intereſſe und die „Unparteilichkeit“ der Augsb. Allg. Zeitung, was der Beſprechung dieſer Angelegenheit hier einen Platz verſchafft. Sie ſoll zugleich Gelegenheit bieten, an die Ehre und Moral der offiziellen Politiker ein Paar Fragen zu ſtellen:

1) Wenn man die Offiziercharge für eine Ehre, für eine Auszeichnung erklärt und gehalten wiſſen will, wie kommt man denn dazu, ſie den Leuten aufzudringen?

2) Durch welche Grundſätze rechtfertigt es ſich, daß man einen Menſchen gewaltſam in einer „Ehrenſtellung“ feſthält, mit welcher ſein politiſches Gewiſſen ſich nicht vertragen zu können erklärt, und ihn dann ſpäter, wenn ſein Gewiſſen ſich öffentlich ausſpricht, cum infamia aus der Ehrenſtellung hinaus zu werfen ſich bemüht? Mein oben erwähntes Geſuch um Degradation zum Gemeinen iſt zwar nur bis zum Major hinaufgelangt, welcher es mir zurückgegeben hat, aber mußte dieſer Major es nicht zur Sprache bringen, als man ihm befahl, mich gewaltſam aus der Stellung ausſtoßen zu laſſen, aus welcher ich ſchon lange vorher freiwillig hatte ausſcheiden wollen?

3) In Preußen gibt es vielleicht noch Hunderte, deren Grundſätze ſich nicht mit ihren Epaulets vertragen. Dennoch können ſie die letzteren nicht los werden, wenn ſie nicht entweder durch Kränklichkeit dienſtunfähig oder vierzig Jahre alt geworden ſind. Auch kann in Preußen kein Offizier auswandern, wenn er nicht vorher ſeine Entlaſſung erhalten hat. Will man ihm die nicht geben, und wir haben geſehen, unter welchen Bedingungen er ſie allein erhält, ſo muß er par tout Königl. preußiſcher „Unterthan“ bleiben. Welche Gründe und Zwecke hat dieſer Zwang? Den gemeinen Landwehrmann hindert man nicht am Auswandern. Warum ſtellt man dem Offizier

nicht frei, wieder gemeiner Landwehrmann zu werden? Die meisten Freiwilligen lassen sich, wie es auch mir ergangen, in einem Alter zum Offizier machen, wo ihr politisches Urtheil noch nicht reif genug ist, um Betrachtungen über die Verträglichkeit ihrer Grundsätze mit ihrer Charge anzustellen. Sollen sie deshalb gehalten sein, die Grundsätze später unter den Epaulets zu erdrücken, oder müssen sie erst politische Prozesse entriren, um ihre Heuchlerstellung los zu werden? Das an mir gegebene Beispiel mag dazu dienen, die Freiwilligen, welche man zum Offiziereramen invitirt, vorsichtig zu machen und zu der Prüfung zu veranlassen, ob ihnen ihre Ehrlichkeit lieber sei, oder der bunte Rock.

K. H.

Nachtrag zu dem Artikel über die teutsche Tagespresse.

Als jener Artikel geschrieben wurde, machte ich und machten Andere sich Hoffnungen, daß die neue Redaktion der „Kölnischen Zeitung" der teutschen Journalistik eine bessere Richtung angeben und durch ihr Beispiel eine würdigere Haltung angewöhnen werde. Man wußte zwar, was im Wege stand, um eine Erfüllung solcher Wünsche zu hintertreiben, aber man tröstete sich doch mit dem Gedanken, daß der neue Redakteur für einen Mann von Gesinnung galt, daß er stets auf der Seite des Volkes gestanden, daß er einer der thätigsten Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung" gewesen war u. s. w. Es hat sich unterdessen gezeigt, daß dieser Gedanke, sofern er zu Hoffnungen auf Stiftung eines möglichst würdigen Volksorgans berechtigte, eine Illusion gewesen wie so viele andere. Herr Brüggemann hat sich in seiner seitherigen Redaktion als einer jener weichmüthigen, konzessionssüchtigen Liberalen gezeigt, die eben so wenig nach einem durchgreifenden Prinzip verfahren, als die stolze Selbstständigkeit der Gesinnung an den Tag zu legen wissen. Ich kenne die geheimen Zensur- und Polizeimiseren der preußischen Journalistik genau und weiß so gut wie Einer, was dazu gehört, um in der Stellung eines Redakteurs nicht seinen liberalen Kredit zu verlieren. Ich weiß dies so gut, daß ich lieber königlich preußischer Beamter als königlich preußischer Zeitungsredakteur werden würde.

Aber eben je delikater eine ſolche Stellung für einen freiſinnigen Mann iſt, deſto mehr ſollte er wenigſtens darauf bedacht ſein, ſeinen Kredit nicht unnöthiger Weiſe zu kompromittiren. Zu dieſer Bemerkung berechtigt Herr Brüggemann nicht blos durch das, was er in die „Kölniſche Zeitung" geſchrieben, ſondern auch und zwar hauptſächlich durch das, was er in dieſelbe aufgenommen. Bei den Konzeſſionen, die er in dieſer Beziehung der Gewalt und dem Pfaffenthum gemacht, bleibt es unerklärlich, warum er ſich bei ſeiner Redaktion ein Veto ausbedungen hat. Einzelnheiten hervorzuſuchen, kann hier nicht die Abſicht ſein. Das Geſagte genügt und hat nur das Ableben der Hoffnung konſtatiren ſollen, daß wenigſtens eins von denjenigen teutſchen Blättern, welchen Mittel zur Unterſtützung würdigerer Beſtrebungen zu Gebot ſtehen, ſich als Organ eines ſelbſtſtändigen Liberalismus aufthun werde oder könne.

Das Unglück hat es übrigens fügen müſſen, daß unter den politiſchen Kolumnen des Herrn Brüggemann ſich in den Kolumnen des Feuilletons einer von jenen literariſchen Halbmenſchen etabliren ſollte, deren goldene Zeit unter dem jetzigen Zenſurregiment herangebrochen zu ſein ſcheint. Während oben den Prinzen und den Pfaffen das Weihrauchfaß geſchwungen wird, ſchämt ſich der Simpel da unten nicht, mit neidiſcher Gier die Penſionen aufzuzählen, welche anderwärts den Literaten zu Theil werden, und indirekt ſeine Feder zur Bekämpfung der revolutionairen Tendenzen anzubieten. Dies heſräthliche Geſindel hat die Scham ſchon ſo weit abgelegt, daß es jetzt auf offenem Markt ſeine Geſinnungsloſigkeit feilbietet und als einen ſtehenden Charakter zur Anerkennung zu bringen ſucht. Herr Schücking, Herr Dingelſtedt und Herr Gutzkow, dies heſräthliche Triumvirat ſcheint ſich verabredet zu haben, um mit ihrem Miſerabilitäten die Tagespreſſe zu okkupiren und die neue Zeit des ariſtokratelnden Literatenthums heraufzuführen. Der Eine iſt zu weibiſch und feige, als daß er den Fuß auch nur verſuchsweiſe auf das Gebiet des Zeitkampfes zu ſetzen wagen ſollte, und ſucht nun die weibiſche Feigheit in Kredit zu bringen; der Andere hat ſich durch ſeine Karriere zum Bankerott gebracht, und damit er wieder auf die Beine komme,

ſucht man dergleichen Karrieren in Kredit zu bringen; der Dritte, von jeher nur literariſcher Spekulant, der nach allen Seiten hin koquettirt, wo er Geſchäfte machen kann, fabrizirt dann und wann ein Stück Liberalismus, um bei den Liberalen möglich zu bleiben, ſucht aber gleichzeitig die „Parteilosigkeit" in Kredit zu bringen. Er ſchreibt mit anſcheinend großer Entrüſtung gegen den öſterreichiſchen Despotismus, lobt aber in demſelben Athem den König von Preußen und damit er alle und jede Gefahr eines Verdachts fern halte, daß ein Feind des Despotismus, mag er öſterreichiſch oder preußiſch heißen, ein Liberaler ſei, weiſt er ängſtlich den Namen des „Parteiſchriftſtellers" von ſich ab. Herr Gutzkow ſei unbeſorgt wegen des Verbots ſeiner Komödien in Wien; man wird ihn in Berlin ſchon zu entſchädigen wiſſen.

Das Treiben dieſer Herren in der „Augsburger", in der „Kölniſchen Zeitung", in dem „Frankfurter Konverſationsblatt" u. ſ. w., worin ſie gegenſeitig Lobaſſekuranzen geſtiftet zu haben ſcheinen, iſt in der That ekelhaft. Perſönliche Beräucherungen, ariſtokratelnde Affereien, komödiantiſches Geſchäftemachen, geſinnungsloſes Romantreiben u. ſ. w. bildet die Welt, in welcher dieſe ſchnöden Weichlinge ihr Glück und ihre Befriedigung finden. Man könnte ihnen dies Glück ſchon gönnen, wenn ſie ſich damit im Hintergrunde hielten und es als eine Privatſache betrieben; aber es empört jedes männliche und edlere Gefühl, zu ſehen, wie ſie das Interregnum der journaliſtiſchen Depravation ausbeuten, um ihre perſönlichen Nichtswürdigkeiten als öffentliche Angelegenheiten geltend zu machen, wie ſie den öffentlichen Geiſt nach allen Enden hin damit zu infiziren ſuchen und ſich zum Wohlgefallen der Reaktion in dem literariſchen Gebiet auszubreiten beginnen. Faſt ſieht es aus, als werde eine zweite, offizielle Ausgabe des „jungen Deutſchlands" vorbereitet. Wahrſcheinlich wird der projektirte Schriftſteller-Konvent in Stuttgart dazu dienen, das neue Literatenthum unter jenem Triumvirat zu organiſiren und mit demjenigen Geiſt zu beſeelen, der dem Volke Schmach und Erniedrigung, den Literaten Titel und Penſionen einbringt. Die Zahl der literariſchen Hofräthe hat ſich ſeit einiger Zeit ſo vermehrt, daß die büreaukratiſchen neidiſch werden müſſen. Vielleicht

wird eine Versöhnung und Fusion Statt finden, wenn das Projekt des „Janus", die Presse von Gouvernementswegen mit Hülfe von „Redaktionsräthen" zu organisiren, zur Verwirklichung kommt. Hof-Redaktionsrath zu werden, würde das Maximum von Aussichten sein, wozu die Hundsfötterei des neuen Literatenthums sich nur versteigen könnte.

Zum Schluß noch ein Akt der Gerechtigkeit nach anderer Seite hin. Dem „Rheinischen Beobachter", den ich früher getadelt habe, bin ich das Zeugniß schuldig, daß er seither in seiner Art Ausgezeichnetes geliefert hat. Namentlich beweist er eine Ausdauer und eine Konsequenz in seinen Antipathieen und Sympathieen, welche nicht genug zu schätzen ist. Ueberhaupt wird in dieser Beziehung unsere „liberale" Presse von der gouvernementalen auf das Eklatanteste beschämt. Es bewährt sich hier auf glänzende Weise die alte Erfahrung, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen und Menschen der Dienst der Gewalt mehr Eifer und Ausdauer einflößt, als der Dienst der Idee. Unsere liberalen Blätter, ein Paar höchstens ausgenommen, sind wahre Waschlappen geworden gegen die tapferen gouvernementalen, und dem „Rheinischen Beobachter" namentlich hat sich noch Keines gewachsen gezeigt, am wenigsten die „Kölnische Zeitung". Nur zu, tapferer Beobachter, kämpfe sie nieder die Waschweiber, daß der Pöbel auf der Gasse sie auslacht! Behandle sie, wie sie es verdienen, und zeige ihnen in deiner Weise und durch dein Beispiel, daß alle Halbheit ohnmächtig ist, daß nur der Ganze siegt, daß nur das Entweder Oder die Entscheidung bringt und daß, wer der Gewalt nicht zu trotzen weiß, unter ihre Füße muß!

K. Heinzen.

Erziehungs- und Pensionsanstallt

von

Karl Fröbel,

Oberlehrer an der Kantonsschule in Zürich.

Im Laufe des letzten Sommers habe ich in Hottingen bei Zürich eine Erziehungsanstalt errichtet. Der von mir früher in einem ausgeführteren Entwurfe bekannt gemachte Plan ist, die Kinder frei auf der Grundlage der Bildung unseres Jahrhunderts zu erziehen und vor allem auf eine kräftige und selbstständige Entwickelung des Charakters hinzuwirken, und darum

erstens das Zusammenleben der Zöglinge nach einer freien unter ihrer Mitwirkung gebildeten Verfassung sich ordnen zu lassen, wie dies schon von Fellenberg in Hofwyl unternommen wurde, und hierzu das Turnen im weitesten Umfange (Turnfahrten, Schwimmübungen, Spiele u. s. w.) zu benutzen;

zweitens die Lehrgegenstände nach dem Bedürfniß und der Bestimmung der Zöglinge rationell zu behandeln und weder die Sprachen noch die sogenannten Realien vorwiegen zu lassen;

drittens in der Religion das aufgeklärte Christenthum, um es deutlicher zu sagen, das Christenthum vom Standpunkte der protestantischen Lichtfreunde und Deutschkatholiken zur Grundlage des Unterrichts zu nehmen.

Die Anstalt besteht bis jetzt aus Extremen. Die Herren Dr. Ruge, Professor Eichelberg, Prof. Julius Fröbel, Karl Heinzen, Bleuler-Arter, und andere Herren aus dem Kanton haben mir Zöglinge anvertraut. Ich wünsche nun auch Pensionäre aufzunehmen. Die Pension beträgt, alles in allem, 300 Thlr. Pr. C.

Eltern, die mir ihre Kinder anvertrauen wollen, bitte ich, mir in portofreien Briefen hiervon Anzeige zu machen und sich über das Spezielle mit mir zu verständigen. Der ausführlichere gedruckte Plan steht ihnen zu Diensten. Meine Addresse ist die obige.

Das Erziehungsinstitut wird durch die Lehrmittel der Kantonalanstalten, deren Sammlungen allgemein zugänglich sind, durch Benutzung des öffentlichen Turnplatzes und durch die ausgezeichneten Lehrer in allen Fächern, die mitwirken und bei Erweiterung der Anstalt noch zur Mitwirkung erbötig sind, jedem Gymnasium und jeder Realschule völlig gleich stehen.

Die gesunde schöne Lage und Umgebung der Stadt ist zu bekannt um noch einer Empfehlung zu bedürfen. Erwähnung verdienen die bequemen und sicheren Badeanstalten im See und die Gelegenheiten zu angenehmen und lehrreichen Fußreisen in die nähere und weitere Umgebung.

Ich hoffe in dem jetzt so angeregten Deutschland auf lebhafte Theilnahme derjenigen Eltern, welche auch in der Erziehung ihrer Kinder mit der Zeit Schritt halten wollen und die Ueberzeugung theilen, daß die Jugend der Gegenwart ohnehin für eine freiere Zukunft bestimmt ist.

Lehrer an der Anstalt sind:

Für alte Sprachen Dr. Ludolf,

Für Naturgeschichte Prof. Eichelberg,

Für Mathematik, Deutsche Sprache, Englisch und andere Fächer Karl Fröbel.

Ihre Mitwirkung haben ferner mir zugesagt:

Prof. Dr. H. H. Vögeli für Geschichte,

Prof. Julius Fröbel für Erd- und Völkerkunde.

Auch in Bezug auf den Unterricht über Literatur und Philosophie ist die Anstalt der Mitwirkung eines ausgezeichneten Mannes versichert.

Die ökonomische und weibliche Beaufsichtigung der Anstalt wird von einer verwittweten Dame, deren Sohn ein Zögling der Anstalt ist, geleitet.